This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

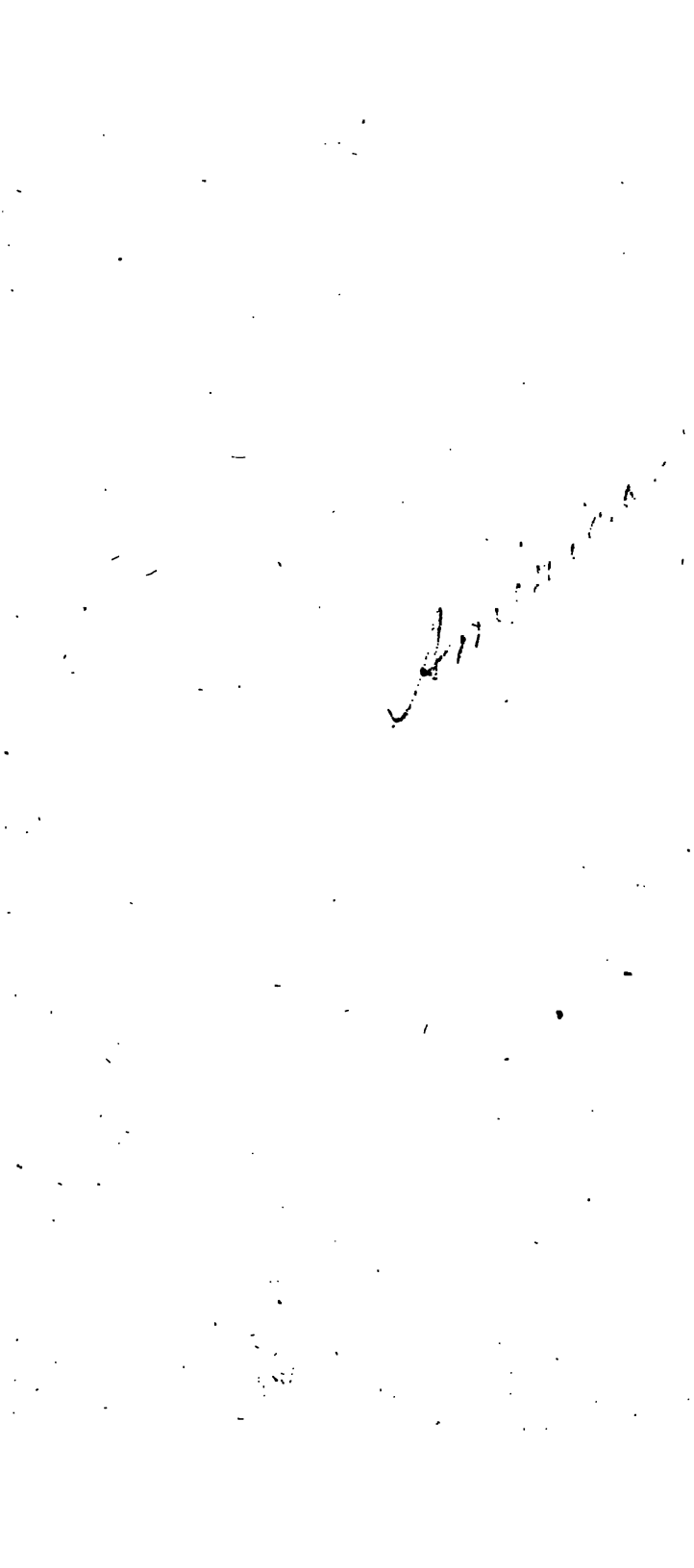
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Reiſen
einiger Miſſionarien
der
Geſellſchaft Jeſu
in
Amerika.

Aus
ihren eigenen Aufſätzen
herausgegeben
von
Chriſtoph Gottlieb von Murr.

andkarte und Kupfern.

Nürnberg,
ann Eberhard Zeh,
1785.



Reiſen
einiger Miſſionarien
der
Geſellſchaft Jeſu
in
Amerika.

Aus
ihren eigenen Aufſätzen
herausgegeben
von
Chriſtoph Gottlieb von Murr.

Mit einer Landkarte und Kupfern.

Nürnberg,
bey Johann Eberhard Zeh,
1785.

MVSEVM
BRITAN
NICVM
DUPLICATE
FOR SALE

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Sr. Wohlgebohrnen

dem

Herrn

Petrus Camper,

Mitgliede der Staaten von Friesland,

der Weltweisheit und Arzneykunde Doctor,
der Arzneykunde, Anatomie und Chirurgie Professor Honorarius zu Amsterdam,
der kaiserl. Akademie zu St. Petersburg,
der königl. Gesellschaften zu London, Paris, Edinburg, Göttingen,
der königl. chirurgischen Akademie und königl. medicinischen Gesellschaft zu Paris,
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Toulouse,
der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin,
und der holländischen Akademie der Wissenschaften,
zu Harlem, Rotterdam, und Vlißingen Mitgliede,
der ökonomischen Gesellschaft und Malerakademie zu Amsterdam Ehrenmitgliede ꝛc.

Seinem verehrtesten Gönner und Freunde,

zum

öffentlichen Zeugnisse seiner großen Hochachtung

gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorrede.

Jeder Wahrheit und Aufklärung liebende Freund der Wiſſenſchaften wird aus dieſen Reiſen vieles lernen können. Er wird den Glaubenspredigern der Geſellſchaft Jeſu ihre große Verdienſte nicht abſprechen, und ſo billig ſeyn, als Herr de Pages, der ſie mit Recht erkennet und rühmet. *) Es kann wirklich ein einziger Miſſionar mehr zur Volksliebe und guten Ordnung beytragen, als zwanzig Grenadiercompagnien.

Außer der Predigt des Evangeliums, gaben die Miſſionare doch auch den armen Indianern Anleitung und Gelegenheit zum Ackerbaue und zur

*) Voyage autour du monde & vers les deux poles par terre & par mer 1767 — 1776. Par Mr. *de Pagès*, Capitaine des Vaiſſeaux du Roi &c. à Paris, 1782. gr. 8. 2 Vol. Er ſchreibt daſelbſt vieles von den rühmenswerthen Anſtalten der Jeſuiten, und von ihren Verdienſten um die Bekehrung und Regierung der getauften Biſſayas in den Philippinen Inſeln.

Cultivirung der Erdproducte; insonderheit aber zu Aufklärung ihres Geistes, dem es nur noch an Ordnung und an gehöriger Leitung fehlte. Was kann verdienstvoller seyn, als unwissende blinde Heiden rührend zur Tugend zu ermahnen, sie zu befördern, das Laster hingegen auszurotten zu suchen? Ist es etwas geringes, sich freywillig der Ruhe, Bequemlichkeit, ja der ersten Bedürfnisse des Lebens zu berauben, um der leidenden Menschheit aufzuhelfen? Ist es etwas geringes, sein Leben unter barbarischen Nationen der Wohlthätigkeit, der christlichen Liebe, und allen nützlichen Anweisungen zu widmen? Fließen nicht noch jetzt Ströme dankbarer indianischer Thränen in Brasilien, Paraguay, *) Peru, Quito, Chile, Californien ꝛc. wegen des Andenkens der Missionarien der Gesellschaft Jesu? Diese sind wahrlich die beste und prächtigste Lobrede auf diese Väter.

Jeder schale Kopf, der etwas von Gelehrsamkeit schwatzen, und seine Tadelsucht zeigen will, macht es sich zur Pflicht, bey allen Gelegenheiten auf die Jesuiten zu schimpfen. Es ist sehr leicht, wie ihr Feind und Lästerer, der berüchtigte Nicolai, in der Beschreibung **) seiner Reisen durch Deutschland

*) Man könnte gewiß vieles von der Einrichtung der paraguayschen Missionen mit großem Nutzen zu jetzigen Modeprojekten von Erziehungs- und Armenanstalten anwenden.

**) In dieser benutzte er meine nürnbergischen Merkwürdigkeiten so, wie der Undankbare aus einer Quelle trinkt, und sie besudelt. Es heißt sonst: Qui aquam hauris, fontem corona.

land und die Schweiz thut, alles erſinnliche gegen die Jeſuiten daher zu läſtern, alles, auch noch ſo gut gemeinte, ſchwarz zu machen, und die würdigſten Männer dieſer Geſellſchaft, verſtorbene und lebende, *) in ſeiner ſogenannten allgemeinen deutſchen Bibliothek mit Koth zu werfen: kurz, es iſt ſehr leicht, immer alle Leute als intolerant anzuſehen, wenn man ſelbſt durch ſichtbar übertriebenſten Tadel, bis zum Eckel intolerant urtheilet. Die Geſellſchaft denkt hiebey ruhig: Quaſi nos aſinus &c. Sie hat ſich nichts aus dem Tadel eines Paſcal, und aus den Läſterungen eines Scioppius gemacht, und ſollte auf Nicolai achten?

— — Quos Reges atque Tetrarchae
Conſiliis adhibent, ſummo & dignantur honore,
Quippe movebuntur, ſi rana infenſa coaxet,
Vanaque limoſo mittat convicia fundo?

Und das ſagt ein Proteſtant! wird Herr Nicolai, der würklich den Wald für lauter Bäumen nicht ſieht, ſchreyen. — Ja freylich ſage ich dieſes, als ein unparteyiſcher Proteſtant, als ein Vertheidiger der Rechte der Menſchheit, als ein geſchworner Feind aller Unterdrückung, und als ein Verehrer großer Verdienſte um die Gelehrſamkeit, kurz, als ein Weltbürger, ohne auf Religionspartey zu ſehen, die hieher gar nicht gehöret.

*) Vielleicht ſind viele unter dieſen letztern, die Nicolai bebunkelt hat. Unter den Verſtorbenen läſtert er den großen Dichter Balde, er, der wohl ſchwerlich eine Ode des Balde oder Sarbievs verſteht. Denn wenn er ſie geleſen hätte und verſtünde, würde er ein vernünftigers Urtheil gefället haben.

höret. Herr Nicolai (deſſen Grießgrammen freylich ein großes Unglück für mich iſt) mag immerhin in ſeiner allgemeinen deutſchen Bibliothek in elenden Recenſionen, Briefen und Paſquillen, meine Billigkeitsliebe läſtern; er mag mich einen eigenſinnigen, einen eigennützigen, oder wohl gar beſtochenen Vertheidiger der Jeſuiten nennen, um das Maas ſeiner Läſterungen voll zu machen: ich kann dazu lachen. Der Unſchuldige hat hier nicht Urſache, ſich zu vertheidigen, ſo lange der Verläumder nichts beweiſen kann. Meine Neigung zur freywilligen Vertheidigung gelehrter Jeſuiten gründet ſich auf die Kenntniß der meiſten Schriften, die für und wider den Orden geſchrieben wurden, auf die Sammlungen, die ich davon auf meinen Reiſen machte, und auf Thatſachen. Ich laſſe alles andere an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, mache mir es aber zu einem angenehmen Zeitvertreibe, nützliche Kenntniße ruhmvoller Jeſuiten zum Drucke zu befördern. Nürnberg, den 6 Auguſt, 1785.

C. G. von Murr.

I.

Gründliche Nachrichten über die Verfaſſung der Landſchaft von Maynas, in Süd-Amerika, bis zum Jahre 1768;

beſchrieben

von

Franz Xavier Veigl,
in beſagter Provinz vormaligem Miſſionar der Geſellſchaft Jeſu.

Vorbericht des Verfaſſers.

Von dem Lande, in welchem ich viele Jahre, nicht unachtſam oder müßig, gewohnt habe, iſt bisher noch keine Beſchreibung an das Licht getretten, welche ſowohl der Verſchiedenheit ſeiner erheblichen Gegenſtände, als der Wißbegierde Europens angemeſſen wäre; und ob ich ſchon der Mann nicht bin, der dießfalls dem Leſer ein volles Genügen leiſten könnte, ſo bin ich doch geſinnet, ferne von unmäßigen Uebertreibungen, mich blos an die Wahrheit zu halten.

Meine Abſicht iſt, hinlängliche Nachricht zu geben von einem beträchtlichen Theile der neuen Welt, welcher meiſtens noch ſehr unbekannt iſt.

Mein Beruf hat mich vor ein und dreyßig Jahren dahin geführt; ich war dort vergnügt, und weiter auf nichts bedacht, als Kinder Gottes aus jenen Wildlingen zu bilden, hiemit aber auch meine übrigen Lebenstage zu vollbringen. Und ſiehe! ein Schickſal, von welchem die billige Welt mehr denken, als reden darf; dieſes leidige Schickſal brachte mich nach geraumer Zeit in mein Vaterland zurück, mitten unter den gräulichſten Gefahren, mit denen ich da und dort, mehr als die meiſten meines gleichen zu ringen hatte; obſchon endlich auch ich, einer aus den letzten, dem mannichfältigen Unheile entronnen bin. Unerſättlich war ſchon damals die Wißgierde vieler meiner Landsleute; ich war nicht im Stande, ſo verſchiedene Fragen, als an mich ergiengen, auf einmal zu

beantworten. Ich hatte damals weder Zeit noch Luſt, eine ordentliche Beſchreibung dieſer Länder und Völkerſchaften ſchriftlich zu verfaſſen. Ich fand bey meiner Wiederkunft, in der alten eine ganz neuartige, nichts als Aufklärung anrühmende Welt: ich ſah die Druckereyen beſchäftiget, die Länder mit ſo viel reizenden, dem Geſchmacke unſerer Zeiten ganz angemeſſenen Schriften überſchwemmet; ich dachte, unter ſo glänzenden Schönheiten dürfte eine ungezierte Nachricht aus Indien wohl gar keinen Auftritt wagen. Doch war indeſſen mein Ordensſtand vernichtet: die Denkmäler der Zerſtörung wurden täglich ſichtbarer, und nach Maaß auch empfindlicher. Ich ſuchte die Wehmuth mit einer anſtändigen Arbeit zu zerſtreuen, und ergrief die Feder zu dieſem Aufſatze indianiſcher Nachrichten; aber noch lange, nachdem er ſchon vollendet war, wollte ich mich nicht entſchlieſſen, ihn unter die Preſſe tretten zu laſſen: denn Zeit und Umſtände wollten ihm indeſſen

um nichts günſtiger werden. Sie werden es zwar noch nicht: doch müſte meine Arbeit, die ich den Augen der Welt nicht gar entziehen will, nach Maaß eines noch längern Aufſchubs, viel zu ſehr veralten.

Von den, obſchon ruhmwürdigen Arbeiten meiner Mitbrüder, oder auch von meinen ſonderbaren Begebenheiten, in Bearbeitung dieſes mühſamen Weingarten Gottes, muß man hier gar nichts, oder nur wenig ſuchen. Denn dießfalls meinem eigenen, oder dem Ruhme meiner Mitbrüder nachſtreben, wäre für den Geſchmack unſerer Zeiten die gröbſte Unſchicklichkeit.

Die beygefügte Landkarte darf man ſicher aus allen, ſo dieſe Länder noch bisher vorgeſtellet hatten, für die wahrhafteſte halten. Zum Grundſtein legte ich theils die kleine Karte des Herrn *de la Condamine* von dem Laufe des Marag-

Maragnon-Fluſſes überhaupt, theils jene des vormaligen General-Prokurators von Quito, P. Carls Brentano, die er um das Jahr 1751 zu Rom ſtechen gelaſſen. Beyde alsdann entweder zu ergänzen, oder zu verbeſſern, hab ich mit möglichſter Achtſamkeit jener groſſen, auch in Deutſchland faſt unbekannten Landkarte nachgeſpührt, welche Don Pedro Maldonado aus den Beobachtungen der ſpaniſch- und franzöſiſchen Akademiker über Quito und Peru verfertiget hat, und nach welcher ſich auch Herr d'Anville in ſeiner groſſen allgemeinen Karte von Amerika richtet. Ueber dieſes habe ich theils aus eigener langen Beobachtung, theils aus manchen Handſchriften und Zeichnungen der Sache wohlkündiger Männer, allen Abgang oder Irrthum bald ergänzet, bald verbeſſert, welchen ich bey allen vorgemeldten ſeit vielen Jahren befunden hatte. Meine Bemühung wird alsdann ſchon ſattſam vergolten ſeyn, wenn der Leſer daran nicht nur eine angenehme Un-

terhaltung findet, ſondern auch vielfältigen Stoff, die Schätze der ſchöpferiſchen Allmacht zu bewundern, die Anbetungswürdige Züge der weiſeſten Fürſicht zu erkennen, und auch den Zuſtand jener Völker nach chriſtlicher Gemüthsart zu beherzigen.

Abtheilung des erſten Buches.

I. Lage, angränzende Gegenden, und Witterung der Landſchaft von Maynas.
II. Begriff von dem Maragnonfluße überhaupt.
III. Verſchiedenheit der Nationen, und wahrſcheinliche Urſachen ihrer Verminderung.
IV. Von den Nationen des obern Maragnon.
V. Von den Nationen des Paſtazafluſſes.
VI. Begriff von dem Guallaga, und daran wohnenden Nationen.
VII. Von den Nationen des untern Maragnon.
VIII. Begriff von dem Fluße Napo, und ſeinen anliegenden Nationen.
IX. Noch barbariſche Nationen gegen Süden des Maragnon.
X. Noch barbariſche Nationen an der Nordſeite des Maragnon.
XI. Von den drey Straßen aus Quito nach dem Maragnon.
XII. Von den Sprachen der Landſchaft von Maynas.

Abtheilung des zweyten Buches.

I. Wie ſind Luft und Erde beſchaffen? wie der Ackerbau? welche ſind die Feldfrüchte der Völker von Maynas?

II. Welche ſind vorzüglich die fruchtbaren Bäume? Welche von beſonderer Nutzbarkeit, an ihrem Holze, Harze uud Rinde?

III. Welche Kräuter, oder Gewächſe ſind beſonders nutzbar zur Arzney, oder zum Färben? welche von ſchädlicher Eigenſchaft? Von bekannten Schutzmitteln wider das Gift.

IV. Von den zahmen und wilden vierfüßigen Thieren.

V. Von den Raub- und andern mancherley Vögeln.

VI. Verſchiedenheit und Eigenſchaft des kriechend- und fliegenden Ungeziefers.

VII. Von den Eigenſchaften der Bienen und des Wachſes.

VIII. Von den unterirdiſchen Merkwürdigkeiten der Landſchaft von Maynas.

IX. Was findet man ſeltſames im Waſſer?

X. Von der Lebensart und Nahrung der Völker von Maynas, ihrer Fortpflanzung, und gemeinen Krankheiten.

XI. Welche Begriffe der Menſchlichkeit? welche Gemüthsneigungen findet man in annoch wilden Völkern?

XII. Wie wurden die angehenden Chriſten bürgerlich- und geiſtlicher Weiſe in Ordnung erhalten? welche war die Beſchäftigung der Miſſionarien? mit wie fruchtbarem Erfolge?

Erſtes Buch.

Beſchreibung der Landſchaft von Maynas, in Rückſicht auf ihre Lage und Völkerſchaften.

I.

Lage, angränzende Gegenden und Witterung der Landſchaft von Maynas.

Die großen Länder in Süd-Amerika, in welche die Geſellſchaft Jeſu, aus der Provinz von Quito, das Glaubenslicht ſeit dem Jahre 1638 eingeführt, wider den Schwall der hartnäckigſten Anſtöße unerſchrocken ausgebreitet, und mit vielem Schweiße und Blute der Ihrigen, ſtandhaft erhalten hat, nennte man, vom Anbeginn ihrer Entdeckung, überhaupt die Mißion von Maynas, weil dieſe Nation den erſten Grundſtein gelegt hat,

hat, über welchen mit der Zeit das übrige Gebäude dieſer anſehnlichen Kirche iſt aufgeführt worden, obſchon ſolche in ihrem Umfange ſo viele andere Nationen einſchlieſſet, die ſowohl unter ſich, als mit der von Maynas, faſt nichts gemeines haben, als daß ſie Wilde, und Amerikaner ſind.

Gegen Niedergang ſtößt die Miſſion von Maynas an die öſtliche Seite des berühmten Gebürges, mit dem die ganze weſtliche Breite von Süd-Amerika beſetzet iſt. Dieſes, der Breite ſowohl, als der Höhe nach, erſtaunliche Gebürge theilt ſich überhaupt gleichſam in zwey, von Süden gegen Norden gleichlaufende, ungeheure Wälle. Den weſtlichen, der in ſeiner gröſten Anhöhe viele, mit immerwährendem Schnee bedeckte, Berge führt, nennet man insgemein: la Sierra, oder: la Serrania; den öſtlichen: la Cordillera real de los Andes. Zwiſchen beyden aber liegt in unzählichen, fruchtbaren und angenehmen Thälern der beſte und fürnehmſte Theil der herrlichen Königreiche Chili, Peru und Quito. Von Norden her begränzet unſere Landſchaft, faſt unter dem erſten Grad der Südbreite der weitläuftige Fluß, den die Spanier Putumayo: die Portugieſen aber bey ſeiner Mündung den Yſſa heiſſen, und deſſen beyde Ufer da und dort von verſchiedenen wilden Völkern bewohnet ſind. Zu ihrer Bekehrung hatten ſchon ſeit vielen Jahren die Ordensgeiſtliche des heiligen Franziskus viele Mühe,

doch

doch gröſtentheils ohne den gewünſchten Erfolg, angewendet, und nennten ſie die Miſſion von Sucumbios. Gegen Aufgang, in ſo weit ſich dahin der Monarch aller Flüße des Erdkreiſes, der Maragnon, ergießet, wuſte die Miſſion von Mayonas anfangs keine Gränzen. Es hatte auch wirklich P. Samuel Fritz, der unvergleichliche Miſſionar aus der Provinz von Quito, ſchon verſchiedene wilde Völker dahin gebracht, daß ſie ſich da und dort, bis zur Mündung des Flüße Cuchivarà und Yupurà, in zahlreiche Dorfſchaften verſammelt, und ſeinem eiferiger Unterrichte gutwillig dargebotten hatten; bis es indeſſen theils die Uebermacht, und oft wiederholten gewaltthätigen Einfälle der Portugieſen von Gran Parà, theils die hinläßige Gleichgültigkeit der Spanier, dahin brachte, daß eben dieſe Portugieſen mit ihren ausgebreiteten Pflanzörtern wider den Strom des Maragnon immer mehr und mehr vorgerücket, und ſich endlich auch ober der Mündung des Yahuariflußes, mit ordentlich ausgeſtellten Feldwachten, feſtgeſetzet haben. Da pochten ſie mit öftern Drohungen auf der Spanier Saumſeligkeit, als wären ſie geſinnet, ihre Herrſchaft wider den Fluß Napo bis an den Rand der Hauptſtadt Quito ſelbſt auszubreiten. Es war auch dieſe eine der gröſten Hinderniſſe, durch welche dem Eifer der Miſſionarien von Mayonas (eben ſo, wie jenen von Paraguay von dem

Raub-

zwiſchen unzählbare Inſeln austheilet, welche theils mit hohen Wäldern, und gewiſſen, Pindo genannten, Röhren überwachſen ſind, theils auch in bloße ungeheure Sandbänke (Playas ſagen die Spanier) weit hinaus laufen. So wie von der Sonne, (deren Abweichung gegen die beyde Wendungskreiſe, ſich faſt nicht ſpüren läſt) weil ſie da faſt immer über den Scheitel geht, die Luft ungemein erhitzet wird, eben ſo viele Feuchtigkeit bekommt ſie durch die ſtarken Dämpfe und Ausdünſtungen, welche aus jener unglaublichen Menge der Seen und Flüſſe immer aufſteigen, und ſich wiederum in häufige Regen ergießen. Es wird auch darum die Uebermaaße der Hitze merklich gedämpfet, weil das ganze Erdreich weit und breit ſeine natürliche Kühle immer beybehält, indem es durchaus über viele hundert Meilen mit dicken und hohen Wäldern bedecket iſt, und hiemit nur da und dort von einem oder andern Sonnenſtrale wenig getroffen wird. Umſonſt würde man dort ein offenes Feld, oder in Aecker und Wieſen, Thäler und Hügel abgetheilte Gegenden ſuchen. Vielmehr auſſer jenem Striche im Himmel, der etwann durch die Breite der Flüſſe in das Auge fällt, bekommt man von der ganzen Landſchaft von Maynas gemeiniglich nichts, als Waſſer und Waldungen, zu ſehen. Dem aber ungeachtet, weil die Dörfer der angehenden Chriſten meiſtens an den Flüſſen

in

in ſichern Anhöhen liegen, ob ſie ſchon auch rückwärts mit Wäldern umrungen ſind, ſo genießen doch deren viele eine ſehr angenehme Augenweide, nach Maas, als der vorbeygehende Fluß mehr oder weniger ſich ausbreitet, und das entgegen liegende Land in verſchiedene Inſeln, Sandufer, und Krümmungen theilet.

II.

Begrif von dem Maraguonfluſſe überhaupt.

Es iſt nicht unnütz, von dieſem Könige aller Flüße der Welt, weil er mir noch öfter in Mund und Feder kommen muß, ein und anderes hier beyzubringen, was insgemein ſonſt nicht eben ſo kundbar iſt. Viele heißen ihn zwar auch den Amazonenfluß, doch war Maragnon (Maraſiòn) ſicher ſein erſter Name. So nennet ihn ſchon in ſeiner Reißbeſchreibung Orellana ſelbſt; und er hat ihn doch unſtreitig am erſten bis hinab zu ſeiner Mündung durchſchiffet, als er ſeinen General, und erſten ſpaniſchen Statthalter zu Quito, den Gonſalvo Pizarro, ſamt dem übrigen kleinen Heere, im äuſſerſten Elende, mitten in unbekannten Bergen und Wäldern verließ, und in einem Bergantin, das er zur allgemeinen Rettung endlich zu Stand gebracht, den Fluß Napo hinab nach dem Maragnon, und ſo weiter, nach zurückgelegten 1800 Meilen ſeines Erachtens, bis in das große Weltmeer, bey Cabo de Nord

Namens Herkunft.

1541.

Nord anlangte. Er ſagt, in ſeiner Hinabfahrt über den Maragnon wäre ihm eine Schaar ſtreitbarer Weiber, gleich Amazoninnen, zu Geſicht gekommen; mithin erkennet er den Fluß ſchon vor dieſem Auftritte für den Maragnon. Es mag ihm ſodann ſolcher Name ſchon vorhin von einem ſogenannten ſpaniſchen Heerführer beygelegt worden ſeyn, oder wahrſcheinlicher Weiſe in der Unternehmung des Vicente Yañez Pinzon,
1500. (eines der erſten Gefährten Coloms) als er mit ſeiner kleinen Flotte, unter vielen Gefahren, über das groſſe Weltmeer, ungefähr in die Mündung dieſes Flußes gerieth. Da, ſagt man, ſoll er in Erſehung eines ſonſt unermeßlichen, aber doch ſüßen Meeres, voll der Erſtaunung ſeine Reiße-gefährten gefragt haben: Mare? an non? Iſt es wohl ein Meer? oder nicht? Oder ſuche man endlich auch den Anlaß in dem ſpaniſchen Worte: Marana, das iſt, ein Ding voll Verwirrung; ſo heiſt er doch unſtreitig unter den Spaniern der Maragnon, von ſeinem Urſprunge an bis in das groſſe Meer, obſchon die Portugieſen vieles entgegen einzuwenden pflegen, und ihm noch ſogar heut zu Tage dieſen Namen abſtreiten wollen, welchen ſie erſt über hundert Jahre darnach einer von ihren Colonien an der nördlichen Küſte Braſiliens beygelegt haben. Den ganzen Fluß, aufwärts von der Mündung des Rio Negro, nennen ſie nur ſchlechthin: Rio de Solimoens.

Weil

Weil dieſer Fluß in dem Umfange ſo geraumiger Landſchaften, durch die er ſich ergießt, von allen Seiten her eine unglaubliche Menge anderer Flüſſe an ſich zieht, deren viele ſowohl in der Breite des Rinnſaals, als in ihrer noch unbekannten Tiefe, ihm ſelbſt nichts oder wenig nachzugeben ſcheinen; ſo kommen über ſeinen Urſprung die ältern Schriftſteller nicht überein. Zu ihrer Zeit war die Kenntniß dieſer Gegenden noch zu dunkel; und ihnen iſt auch von einigen jüngern mancher grobe Irrthum treulich nachgeſchrieben worden. Jetzt iſt es ſchon ausgemacht, daß man ihn, in Rückſicht auf den weiter entlegenen, aus dem See **Lauricocha**, unter dem 11 Grade der Südbreite, ableite. Aus dieſem See richtet er ſeinen Lauf unvermerkt gegen Oſten, bricht aus dem weſtlichen Gebürge (**la Serrania**) heraus, und läuft zwiſchen beyden Gebürgswällen durch einen Theil der Provinz **Xauxa** (Chaucha) nordwärts, an dem weſtlichen Rükken der Provinzen von **Moyobamba**, und **Chachapoyas** (Tſchatſchapoyas) bis an die ſogenannte Stadt **Jaen** (Chaen) **de Bracamóros**, welche im 5 Gr. 21 Min. der Südbreite, und einigen Minuten mehr gegen Weſten über die Mittagslinie von Quito zu ſtehen kommt. Dort wendet er ſich abermal gegen Oſten, bricht nach und nach durch den andern Wall des öſtlichen Gebürges, (**la Cordilléra de Andes**) und ſetzet ferner ſeinen Lauf durch 30 Grade der Welt-

Urſprung.

länge, überhaupt gegen Osten fort, dem Aequator fast zur Seite, bis er zwischen der Hauptstadt Parà, und dem Cabo de Nord seinen Tribut dem grossen Weltmeere mit einem neuen, aber süßen, Meere abstattet.

Mündung. Die Portugiesen mögen wohl mit gut oder schlechtem Grunde auf ihrer Meinung beharren, kraft welcher sie immer behaupten wollen, ihr gran Parà liege gar nicht an der Mündung des Maragnon, so daß in der That nicht ein Tropfe des ganzen Flusses, den die Spanier den Maragnon heissen, dort vorbey rinnet. Der Streit der Erdbeschreiber hierüber betrift meines Erachtens den wahren Namen und kann am besten durch Einsicht einer genauen und sichern Landkarte gehoben werden, dergleichen aber noch keine bekannt ist, und vermuthlich aus gewissen Staatsabsichten auch keine an das Licht kommen dürfte. Die meiste, denen auch Herr de la Condamine beystimmet, machen den Durchschnitt seiner Mündung von dem Cabo de Nord bis Parà, mithin in einer Länge von 4 Graden, und also von beyläufig 80 Meilen, dergleichen wir 20, nach spanischer Art, auf einen Grad rechnen. Die Gründe der gegenseitigen Meinung werden von Condamine in seinem Diario de Obsservaciones obenhin angezeigt. Die ganze Sache aber gehöret nicht zu meinem Gegenstande.

Bericht aus dem Obschon der Maragnon von dem See Lauricocha her, bis Jaen, wie man insgemein erachtet,

achtet, ſchon über die 200 Meilen gelaufen, und folglich mit Einverleibung mancher nicht kleiner Flüſſe zu gewaltiger Gröſſe angewachſen iſt, ſo leidet er doch noch dort keine Schifffahrt, weil ſeine reiſſende Gewalt theils durch die Enge der öfters zuſammenſtoſſenden Gebürge ſehr eingeſchränket, theils wegen der Felſen, unter welchen er ſich immer herumſchlagen muß, noch unüberwindlich befunden wird. Schiffreich wird er erſt vier Tagreiſen weiter abwärts, bey der Mündung des **Chuchungafluſſes**, und einem eben ſo genannten Dörfchen; wiewohl auch dort nicht ohne viele und groſſe Gefahren, wegen verſchiedener engen Päſſe, die man noch zu überwinden hat. In der Landſprache von Peru nennet man ſie insgemein **Pongo**, oder beſſer zu ſagen: **Pungu**, und dieſes heiſt eben ſo viel, als ein Thor, oder enger Paß, welcherley Art er immer ſey. Ich übergehe die andern, unterhalb **Chuchunga** aufſtoßende, aber nicht ſo gar erhebliche Päſſe, als da ſind, jener von **Cumbinama**, von **Eſcurribragas** und **Guaracayo**; nur einiges will ich in Kürze, aus der Beſchreibung des Herrn **Condamine**, von jenem beybringen, durch welchen endlich der Maragnon ſich von dem Gebürge losmacht, und in die weitläuftige Ebene der Landſchaft von Maynas herausgießet. Man nennt ihn überhaupt, und ſo faſt wegen des Vorzuges über alle andere, den **Pongo**, oder auch mit dem Zuſatze: **Pongo de Manſeriche.** Sein Rinnſaal,

Gebürge in die Ebene.

durch den Pongo von Manſeriche.

ſaal, den die Natur mit eigener Hand zwiſchen zwo, gerad gegen einander aufſteigenden Wänden, aus ledigen Felſen gegraben, oder ausgewaſchen hat, beginnt eine halbe Meile unter dem Sant Yagofluß immer enger zu werden, ſo daß er von mehr als 600 Ellen, die er beſſer obenher breit war, auch bis auf die 50 Ellen im Durchſchnitt eingeſchränket wird. Viele wollen ihn zwar auch bis auf 25 herabgeſetzt wiſſen; ſie ſcheinen aber die Sache zu übertreiben. Dieſes kann man ihnen zuſtehen, daß der Rinnſaal nothwendig um einige Ellen mehr in die Enge gehe, wenn der Fluß beſſer in die Tiefe fällt, als ihn Condamine bey ſeiner Durchfahrt befunden hat. Eben ſo will man gemeiniglich vorgeben, die Länge dieſes Paſſes erſtrecke ſich auf 3 Meilen; da doch oft erwehnter Condamine verſichert, er habe ſich alle Mühe gegeben, dem gemeinen Ruf beyzuſtimmen, habe ſie aber in ſeinem Verſuche nicht gänzlich von 2 Meilen befunden. Dieſe hat er in 57 Minuten zurückgelegt, obſchon der Floß, auf dem er fuhr, in ſeiner ganzen Stellung zum Laufen faſt ungeſchickt, nur auf der Oberfläche des Waſſers gar nicht tief daher ſchwamm, über dieſes noch wegen der in die Höhe aufgehäuften Laſt von der Luft ſelbſt aufgehalten wurde, mithin aber lange nicht der ganzen Schnelligkeit des Fluſſes gleich kommen konnte. Und eben dieſe Schnelligkeit, ſagt er, war nicht durchaus die nämliche, ſondern beſſer gegen St.

Vor-

Borgia zu ließ ſie merklich nach, in ſo ferne ſich die Mündung des Paſſes nach und nach mehr zu öfnen beginnet. Gleich an dieſer Mündung lag damals die ſogenannte Stadt des heil. Borgia, und erſte Völkerſchaft der Mißion von Maynas, wenn man durch dieſes Thor in dieſelbe kommen will. Mit der Zeit iſt ſie weiter hinab, etwas ober dem Paſtazafluß überſetzt worden. Dem ſo gefährlichen Pongo zu entgehen, iſt es durchaus keine Möglichkeit einen Weg über Land auszufinden; die Beſchaffenheit des Felſengebürges leidet keinen. Nur allein die Indier, welche von Jugend auf, gleich den Affen, Hände und Füße mit wunderlicher Fertigkeit zu gebrauchen, und folglich, wohin kein Europäer ihnen nachkommen kann, zu klettern ſchon gewohnet ſind, haben einen Fußſteig, deſſen ſie ſich bey etwann dringender Noth zu bedienen wiſſen. Will man durch dieſen Paß von der Mißion wider den Strom hinaus, ſo kann es nicht anders ſeyn, als in engen, langen, aus einem einzigen Cederſtamme ausgehauenen Schifflein, die ſie Canóas heiſſen, und ich anderswo füglicher beſchreiben will. Hinab durch den Pongo zu fahren, bedient man ſich lieber und ſicherer der Flöſſe. Denn weil unter den häufigen Würbeln, welche nothwendig entſtehen, da das Waſſer mit entſetzlicher Gewalt, und nicht minderm Getöſe in die Enge ſich eindringet, kein Steuerruder ſeine Dienſte zu leiſten fähig iſt, ſo ſind ſolche lange und ſchmale Schiff-

lein in äuſſerſter Gefahr, entweder von den tobenden Wellen plötzlich umgeſtürzt, oder doch, was kaum zu verwehren iſt, mit Gewalt an eine oder andere Felſenwand angeprellet, und zertrümmert zu werden, wo für den Untergang keine Rettung iſt. Die Flöſſe hingegen ſind von ſolcher Stellung, daß ſie wider einen Umſturz durch ihren weiten Raum ſchon ſattſam geſichert ſind; und wenn auch die darauf ſtehende Indier mit ihren Stangen ungefähr den Anſtoß an eine Felſenwand nicht gänzlich vermeiden können, ſo hat es doch auſſer dem eingejagten Schrecken nicht viel zu ſagen. Die Flöſſe beſtehen von dicken Stämmen eines überaus geringen Holzes, das man darum Balza oder das eigentliche Floßholz nennet, und ſolche Stämme ſind unter ſich weder durch eingeſchnittene Fügungen, noch mit Nägeln befeſtiget, ſondern einzig mit gewiſſen natürlichen Stricken dergeſtalt feſt an gehörigen Orten unter ſich verbunden, da eben die Gelenkigkeit dieſer Stricke den etwann wider den Floß geſchehenen Stoß entkräftet und gleichſam ableitet. Solche in den Wäldern häufig wachſende Stricke nennt man Bejúco, oder auch Tamſchi, und kann man ſie billig für ein Meiſterſtück der Natur halten, welches die gnadenvolle Vorſicht des Schöpfers zu vielfältigem Gebrauche jener armen Völker reichlich verſchaffet hat. Es iſt nämlich dieſer Bejuco ein wildes Gewächs, das aus kleinen Wurzeln rings um die Stämme der höchſten

Bäu-

Bäume, ohne alle Aeſtlein, in Geſtalt einer Schnur, bis in die höchſten Aeſte hinauf klettert; giebt auch einer mit Fleiß gedrehten Schnure nichts nach, weder an Geſchmeidigkeit, noch an Stärke; ja es ſind vielmehr in ſo weit dieſe gewachſene noch beſſer, als die künſtliche, weil ſie nicht eben ſo, wie dieſe, der Fäulung unterworfen ſind. Zu verſchiedenem Gebrauche findet man ſie auch von verſchiedener Dicke, andere einen guten Finger dick, andere wie Bindfaden, oder Rebenſchnüre. Die Indier geben faſt einſtimmig vor, dieſer Bejuco entſpringe aus gewiſſen, ſchwarzen, ſehr großen Ameiſen, mit Namen Yanac Curu, wenn ſie ihr angemeſſenes Alter erreicht haben. Solche Ameiſen ſcheuen die Indier ungemein, weil ihr Biß weis nicht was giftiges nach ſich läſt, und ihnen ſehr bittere Schmerzen, mit Geſchwulſt, und fieberiſcher Hitze und Kälte, zu erregen pflegt. Die Naturforſcher mögen wohl die Köpfe ſchütteln und ſagen, der Bejuco, wenn doch ſolche Vorgabe Grund hätte, möge nur höchſtens aus einem Saamenkörnlein entſpringen, das dieſe Ameiſe gefreſſen hätte, und in ihrem Bauch zum Austreiben zeitig worden wäre. Ich meines Ortes laſſe es dabey beruhen. Und ſo viel indeſſen vom Pongo von Manſeriche, als wodurch einer der drey Wege geht, die von dem Königreiche Quito in die Miſſion von Maynas führen. Laſſet uns nun insgemein von der Menge der Nationen, aus welchen

dieſe neue Chriſtenheit beſteht, und etwas von jeder inſonderheit beybringen.

III.

Verſchiedenheit der Nationen, und wahrſcheinliche Urſachen ihrer Verminderung.

Dieſe ſo weitläuftige Landſchaft iſt nicht ſo wohl von unglaublich vielen Nationen, als nur von derſelben Ueberbleibſeln bevölkert. Sie waren zwar zur Zeit ihrer erſten Entdeckung faſt alle ſehr zahlreich; wie es aber leider die beſtändige Erfahrung bezeuget hat, ſo ſind ſie nach einigen Jahren dergeſtalt eingegangen, daß dermalen die meiſte nur aus wenig Hunderten der Familien, ja einige auch nur aus ſo viel Köpfen beſtehen. Die wahre Urſache einer ſolchen Zuſammenſchmelzung hat noch die ämſigſte Scharfſinnigkeit der Mißionarien nicht ſattſam ergründet. Aus vielfältiger Erfahrung weis man, mehr als zur Genüge, daß wenn chriſtliche Indier in die Länder der Wilden, mit ihnen gute Freundſchaft zu ſtiften, eintretten, ſolche ihnen gemeiniglich auch einige Krankheiten mitbringen, als da ſind heftige Catarrhe, gewaltige Durchbrüche u. ſ. w. Und obſchon ſonſt nicht viel daran gelegen wäre, kann man doch ſolche Krankheiten in Rückſicht auf die Dummheit und ganze Verfaſſung dieſer Wildlinge, für anſteckend, und auch tödtlich halten. Viele ſind auf den Verdacht ver-

verfallen, der abgesagte Seelenfeind pflege dieses Unheil mit Zulassung Gottes anzustiften, um diese Elende von aller Gemeinschaft mit den Christen, und folglich von dem ersten Eintritte des seeligmachenden Glaubens, abzuschrecken. Einige messen es dem heftigen Schrecken zu, in welchen die Wildlinge von dem obschon friedsamen Eintritt unbekannter, und sonst niemal gesehener Leute gejagt werden. Es komme aber, woher es immer will, so ist es doch ausgemacht, daß sie noch um so mehr aufgerieben werden, nachdem sie etwann ein Mißionar, wegen der weiten Entlegenheit ihrer gewohnten Wildniße, von dort heraus gelocket, und in ein neu angelegtes, oder alt bestehendes Dorf gesammelt hat; wo sie zum weitern Unterrichte besser an der Hand sind, und sich zugleich an eine gemeinschäftliche Lebensart gewöhnen sollen. Vielleicht rühret eine solche Zusammenschmelzung zum Theil auch daher, daß die übergroße, einem jeden Indier angebohrne Gefräßigkeit, die noch in den tiefen Wäldern, und an dem Rande kleiner Bächlein, aus Noth nur meistens an Früchten und Erdwurzeln gebunden war, nachmals in den Dörfern, wo sich schon mehr Fleisch und Fische finden, zu ihrem Schaden unmäßig dareinplatzet; zumal da es gewis und sicher ist, daß auch in jenen schon vorlängst bestehenden Dörfern, wo die Jagdbarkeit und Fischerey etwas karg, und folglich die Kost der Einwohner viel mäßiger ist, auch das Volk

nicht

nicht ſo merklich eingehet. Vielleicht geſchieht es auch, weil die Dörfer der Miſſion, aus erheblichen Urſachen, meiſtens an die Ufer der Flüſſe gelagert ſind, und ſo fort die Einwohner faſt alle Reiſen wegen der Jagd, der Fiſcherey, des Ackerbaues oder anderer Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens, auf dem Waſſer beſtreiten müſſen. Denn weil die Körper den ganzen Tag hindurch der heftigſten Sonnenhitze offen ſtehen, werden ſie von ſelbiger unglaublich erhitzt und ausgebrennt; da ſtürzen ſich die elenden Leute des Tages öfters in den Fluß zu baden; bleiben, bis ſie ſich recht erkältet finden, und wie könnte dieſe oftmalige gähe Abwechslung zwiſchen äuſſerſter Hitze und Erkältung, der Geſundheit nicht ſehr ſchädlich ſeyn? Ein ſolcher Wechſel iſt meiſtens auch ohnedem zwiſchen Tag und Nacht; denn wie inbrünſtig überhaupt die Sonnenhitze, ſo froſtig iſt es zu Nachts, in ihren nicht gar zu ſaubern, und feuchten Häuſern. Hiezu kommen noch die der Geſundheit ſo ſehr ſchädliche unmäßige Saufereyen. Es wäre freylich zu wünſchen, daß der Eifer und die Wachſamkeit der Mißionarien auch dort ſo, wie man von Paraguay ſagt, den Unfug hätte in gehörige Schranken bringen können. Allein der ſchon von Alters her eingewurzelte Misbrauch gab keinen Anſchein, daß er ohne Aufſtand ſich möchte heben laſſen; und ſolchen zu dämpfen oder einzuhalten, war die Verfaſſung dermal nicht zulänglich. Endlich wurden auch zu Zeiten von

aller-

allerley eingeriſſenen anſteckenden Krankheiten keine ſchlechte Niederlagen angerichtet. Die gemeinern waren Catarrhe, allerley Fieber, weiſſe und und rothe Ruhr; aber beſonders ein und anderes mal die leidigen Kinderpocken, welche einem Volke von ſolcher Art und Beſchaffenheit höchſt nachtheilig ſind. Von dieſen Ueberbleibſeln ſo mancher Nationen will ich erſt diejenigen vor die Hand nehmen, die dem Chriſtenthume ſchon anhangen; alsdann aber auch etwas in Kürze von jenen melden, die zwar kraft ihrer Lage noch zu der Miſſion von Maynas gehören, aber entweder in die Straſſe ihres Heiles noch niemals eingetretten, oder von derſelben vorlängſt meineidiger Weiſe abgefallen ſind.

IV.

Von den Nationen des obern Maragnon, ihrem eigenen Vaterlande, und beſonderer Beſchaffenheit.

Die Nation der Maynas.

Der Vorzug gebühret vor andern der Nation von Maynas, von welcher nachmals die ganze Landſchaft ſo vieler Völker den Namen entlehnet hat. Ihre erſte Lage war in den Ländern, die dem Maragnon nordwärts liegen, von dem öſtlichen Ufer des Morónafluſſes an, über beyde Ufer des untern Paſtaza, bis an jene Gegenden, wo beyde kleine Flüſſe, der Nucurai und der Chambira (Tſchambira) ihren Urſprung neh-

nehmen. Dieſe bey ihrer Entdeckung ſowohl zahlreiche als kriegeriſche Nation wurde noch vor Ankunft der Mißionarien von einigen Spaniern, welche zufälliger Weiſe von Santiago ſich durch den Pongo gewagt hatten, erſtlich mit bewafneter Hand angefallen, und auch eines theils zu Gehorſam gebracht. Bald aber dünkte ihr die aufgedrungene Dienſtbarkeit zu ſchwer; ſie grif zu den Waffen, und erſchlug ihre Gebieter. Um die Empörung zu ſtillen fand man kein wirkſamers Mittel, als Mißionarien aus der Geſellſchaft dahin zu ſchicken, durch deren liebreiches Zureden die erbitterte Nation befriediget, und zum erſten Grundſtein anderer ſo weitläuftiger Bekehrungen aufgerichtet wurde. Gar bald iſt ſie durch dieſe und andere Empörungen, durch öfters hierüber eingeriſſene Seuchen, ja wohl auch aus Unluſt über die ſpaniſche Herrſchaft mit verzweifeltem Selbſtmorde, und Verſchwendung ihrer Kinder, dergeſtalt zerſchmolzen, daß in dem zu St. Borgia gehörigen Dorfe kaum noch eine und andere Familie übrig iſt, von deren Vorältern die erſte ſehr zahlreiche Völkerſchaft dort geſtiftet worden. Vor wenig Jahren hat der wirkſame Eifer einiger Mißionarien, mit öfters gewagten Einfällen in unbekannte Wälder, nicht wenige noch wilde Familien der Maynas entdecket, mit aller erſinnlichen Gutthätigkeit zahm gemacht, und theils in das Dorf der Urarinas, theils an dem untern Paſtaza ein eigenes anzulegen angelocket,

nicht

nicht ohne gründliche Hofnung, noch mehr übrige Wildlinge von dieſer Nation aufzutreiben, und in die Kirche Gottes zu verſammeln. Die Sprache der Maynas iſt übermäßig rauh, und hat keinen Antheil mit je einer andern. Noch in ihren Wildniſſen kleiden ſie ſich gleichſam mit einem weiten und langen Sacke, aus einem Gewebe von beſonderer Art. Das Tuch, durch deſſen Mitte ſie bey einem gemachten Aufſchnitte den Kopf heraus ſtecken, geht ihnen über Bruſt und und Rücken in ſeiner vollen Breite bis zur Ferſe. Beyderſeits iſt das Stück zugenäht; nur zu oberſt laſſen ſie ſo viele Oefnung, als die Arme heraus zu ſtecken nöthig iſt; und ſo iſt die ganze Kleidung fertig. Die Weiber ſind übrigens ganz nackend: nur die Scham bedecken ſie mit einer engen Schürze aus eben dieſem Gewebe, das ihnen von der Hüfte bis an die Knie um den Leib gehet. Dann und wann werfen ſie ſich einen breiten Strich dieſes Tuches über eine Achſel, und heften beyde deſſen Ende unter der andern etwas zuſammen, womit auch der obere Leib obenhin bedecket iſt. Dieſe Art Tuches, Cachivango (Katſchibango) genannt, iſt ihnen ſammt wenig andern eigen, und wird aus den äuſſerſten, ganz dünnen Häutgen gemacht, welche ſie den Achuaäſten (ſind gewiſſe Palmzweige) abziehen, in der Sonne trocknen, auf mancherley Art färben, nachmals noch ungeſponnen zuſammen knüpfen, und alsdann ein vielfärbig geſtreiftes Tuch nicht

übel

übel weben. Alle andere Nationen haben dergleichen Cachivangoſtücke in groſſem Werth, und bewerben ſich darum, vornämlich zu ihren kleinen Zeltbetten, dergleichen jedermann haben muß, wenn er in dieſen Gegenden doch ruhig ſchlafen will; denn das Ungemach von vielem nächtlichen Ungeziefer, beſonders der Fledermäuſe, Mücken, und bißigen Schnacken iſt faſt überall ſo heftig und unerträglich, daß niemand, auch nicht der ärmſte, ſein groſſes oder kleines, ſich zu verbergen und Luft zu ſchöpfen hinlängliches Zelt, oder Himmelbett entbehren kann. Ihr ganz glattes Haar tragen die Maynas etwas länger, als andere, über die Achſel, und ihre Weiber, ſo lang als es möglich iſt. Von Farbe iſt es, wie bey allen andern Indianern, ſchwarz, wenige Kinder ausgenommen, bey denen es etwas licht, aber gar bald auch in das braune gehet. Die Haut iſt bey allen überhaupt licht-braun, mehr oder weniger nach Beſchaffenheit der Nationen, deren einige, ſo ſich der Sonnenhitze nicht viel ausſetzen, an Farbe dem gemeinen Volke in Europa faſt gleich kommen. Der Bart kommt ihnen insgemein ſehr ſpät und wenig; einigen aber gar nicht. Vom Leibe ſind ſie meiſtens wohl gebildet, unterſetzt; und in ſo weit unterſcheiden ſich alle dieſe Völker von den Einwohnern des um Quito herum liegenden Gebürges, daß dieſe durchaus niedrig von Statur, übermäßig groſſe Hände und Füße, an kurzen und dicken Armen

und

und Beinen haben. Es ſind wohl auch Dörfer zu finden, wo jederman ſeinen anſehnlichen Kropf, oder auch ihrer mehrere hat; da hingegen in der ganzen Provinz von Maynas kein kropfichter, oder buckelichter, ja nicht leicht ſonſt ein tadelhafter Menſch zu ſehen iſt. Ihr auſſerordentlicher Aufputz bey den Gaſtmahlen, und Saufereyen, beſteht, wie faſt bey allen wilden Amerikanern, aus einem mit Federn von auserleſenen Farben bekleideten Kranze auf dem Haupt, und aus einem Halsgehänge von einer Menge ordentlich angefaßter Affen- Wildſchweine- jawohl auch Tigerzähne. Ihre Waffen ſind gewiſſe, bey neun Spannen lange Lanzen, aus einem beſonders harten Holze der Chonta, (Tſchonta) einer Gattung Palme. Dieſe wiſſen ſie ſo wohl im Streite wider die Feinde, als auf der Jagd wider das Wild, künſtlich zu werfen. Dazu bedienen ſie ſich auch gewiſſer, aus dem nämlichen Chontaholze mit ungemeiner Mühe ausgehölter, und aus zwey ganz gleichen Stücken zuſammengefügter Blaßrohre, von etwann zehn Spannen in der Länge. Weil ſie mit gar keinem anſtändigen Werkzeuge verſehen ſind, behelfen ſie ſich, nebſt der vielen und langwürigen Geduld, zum Aushöhlen, der Waffenzähne der wilden Schweine, Affen, oder gewiſſer Fiſche. Den Dienſt einer Raſpel und Hobels muß ein gewiſſes, ungemein ſcharf zackigtes Bein erſetzen, das ſie die Zunge des Paice, eines ſehr groſſen Fiſches, nen-

nen. Anſtatt der Axt oder Hacke, dient ihnen ein Stück Bein von dem Bruſtblatte der Schildkröte, oder auch, wo er ſich finden läſt, ein länglichter ſchmaler Kieſelſtein. Eines oder das andere ſchleifen ſie beyderſeits mit Geduld ſo lange, bis es doch eine Schneide bekommt; ſodann fügen ſie es, auf ihre Art gewis künſtlich, an das hierzu ausgehöhlte Ende eines auserleſenen Prügels, und hauen damit, wie zu erachten, wohl viele hundert und tauſend mal, bis auch dicke und groſſe Bäume endlich, doch geſchwinder, als man es glauben möchte, zu Boden fallen. Mit dieſen und dergleichen Werkzeugen beſtreiten ſie ſodann, wie alle andere Bedürfniſſe, alſo auch die Fabrik ihrer Blasrohre; und ſo artig, daß man an der genaueſten Ausgleichung der runden Höhlung nichts beſſeres fordern möchte. Von Jugend auf üben ſie ſich mit dieſen Blasrohren, ganz dünne und ſpitzige Pfeile zu ſchieſſen, faſt ſo weit, als ein Feuerrohr trägt; und verfehlen nicht leicht, wenn auch der Antrag auf das kleinſte Vögelein iſt. In ſo weit achten ſie ihr Gewehr über eine Flinte, weil ſelbiges kein Getöſe macht, mithin ein etwann begangener Fehler nichts zu ſagen hat. Denn das Wild bleibt unerſchrokken, wo es iſt, ja wo noch mehr Stücke beyſammen ſind, wenn auch eines in der Stille dahinfällt, ſo gehen nicht ſogleich, wie von dem Knalle eines Feuergewehrs, die noch übrige in die Flucht. Ob auch die wilden Maynas ihr Gift haben, die

Spitze

Spitze der Pfeile darein zu tunken, von welchem unten gehandelt werden wird, ist mir nicht bewust.

Nächst an diese stößt gegen Süden die Nation der Xebéros (Chebéros), welche auch den Maynas am ersten in Annehmung des Christenthums gefolget. Anfangs, wie es bey Barbaren gewöhnlich ist, thaten sie der Ankündigung des Glaubens einigen Widerstand; sie blieben aber nachmals demselben so getreu, und ferne von Empörungen, daß sie vielmehr sowohl den Missionarien, als den spanischen Statthaltern, immer zur besten Leibwacht dienen musten, wie auch in allen andern Unternehmungen, insonderheit die Aufstände zu dämpfen, die nachmals unter andern Nationen entstanden sind. Die Xeberos, anfangs eine zahlreiche Nation, waren durch jene ganze Ebene ausgestreuet, welche zwischen einigen Anhöhen, gegen Westen an das große Gebürge stößt; gegen Norden aber von dem Maragnon, gegen Osten von dem Guallaga; gegen Süden von dem Paranapuraflusse umrungen ist, und von vielen kleinen Flüssen, besonders von dem Aipéna, durchschnitten und benetzet wird. Sie haben sich in der Mitte ihres Vaterlands, oberhalb dem See Ataguate in ein Dorf versammelt, das aus allen in der Provinz das gröste und schönste ist. Mitten zwischen zwey weiträumigen Plätzen stellt sich die Kirche vor Gesicht, welche so herrlich und groß, als es nur die

Nation der Xeberos.

Kräfte des Volks und des Landes zugelaſſen, aufgeführt, und mit allem, was zur Hochachtung der Religion, und zum Andachtseifer zuträglich, genugſam ausgerüſtet iſt. An ihrer Seite zeigt ſich das Haus des Mißionars, ſamt andern Gebäuden, die zu gemeinſchaftlichen Nutzen beſtimmet ſind. Beyde Plätze ſamt der Kirche, umringen, meiſtens in dreyfacher Reihe, die Häuſer der Indier, welche in Geſtalt eines weitläuftigen ganz geraden Vierecks ausgetheilt, und mit gehörigen Gaſſen abgeſondert ſind. Noch dermalen, ungeachtet vieler gelittenen Niederlagen, ſchätzt man ſie auf 2000 Köpfe ſtark. Sie ſind unter ihren ſchönen Kriegsfahnen, und ſtufenweiſe eingetheilten Officieren, und Vorſtehern, in drey ſonderbare Gemeinden, oder Hauptmannſchaften, eingetheilt. Zwo derſelben beſtehen aus Xeberos: die dritte machen die Cutinanas aus, die ein beſonderer Sproſſe der nämlichen Nation ſind; denn ſie reden die nämliche Sprache, ob ſie ſchon anderwärts bey dem Samiriefluß angetroffen worden. Von dort hat man ſie mit der Gemeinde ihrer Landsleute zuſammengeſtoſſen. Unlängſt aber iſt ein groſſer Theil dieſer Cutinanas in das bey St. Borgia neu angelegte Dorf übergegangen.

Paranapuras, ein Sproße

Ein anderer Sproſſe der Xeberos ſind die ſogenannte Paranapuras. Sie haben die nämliche Sprache mit etwas verſchiedener Mundart. Erſtlich wurden ſie aus den Wildniſſen in ein ei-

genes

genes Dorf verſammelt, das in vorigen Zeiten ſeinen beſondern Mißionar hatte, und an einer Anhöhe, wo der Fluß gleiches Namens aus dem Gebürge in die ebene Länder herausbricht, gelagert war. Mit der Zeit, weil ſie an der Zahl merklich abgenommen, hat man ſie zu beſſerer geiſtlicher Verpflegung übertragen, und ganz nahe an das Dorf der Chayabitas angeſtoſſen, das an dem Fuße eben dieſes weſtlichen Gebürges, nicht weit von dem Sillaifluß, aufgeſtellet iſt, in einer trockenen, fruchtbaren, und über die unermeſſene Wälder angenehm erhobenen Lage.

Die Chayabitas.

Dieſe Chayabitas (Tſchayabitas) hatten urſprünglich in den Bergen, aus welchen der Sillaifluß ſamt einigen andern hervorbricht, gewohnet, und halten ſich für eine von den Xeberos verſchiedene Nation; ihre eigene Mutterſprache aber hat mit der Xeberos ihrer eine ſo weite Aehnlichkeit, daß beyde ſich unter einander beſprechen, und auch verſtehen können. Mit der Zeit ſind auch ſie dergeſtalt zerſchmolzen, daß ihre ganze Nation dermal kaum über 600 Seelen zählet.

Die Muniches.

Zu dem Hauptſtamme der Xeberos rechne ich auch die Muniches, (Munitſches) obſchon ſich nicht leicht behaupten läßt, daß ſie ſicher von dieſer Nation entſproſſen. Sie reden ihre eigene Sprache, doch mit der von Xeberos etwas ähnlich. Ihr Vaterland war das vom Paranapurafluße gegen Süden liegende Gebürge, bis ge-

gen die sogenannte Landschaft von Lamas. Da sie sich schon vorlängst zum Christenthume bequemten, haben sie ihr Dorf, samt Kirche und Wohnung des Mißionars, bey einem Bache aufgerichtet, der von Süden in den untern Paranapurafluß fällt, etwann 10 Meilen ober seinem Einflusse in den Guallaga. Man weis nicht, daß sie jemals zahlreich gewesen; vermuthlich weil ihnen die Städte Moyobamba und Lamas ganz an der Seite waren, von wannen die spanische neue Einwohner, wie es zu selbigen Zeiten der Brauch war, öftere Einfälle in ihre Länder gethan, und sie mit Gewalt oder List in ihre Pflanzörter zur Dienstbarkeit hinaus geschleppet hatten, noch vor dem, als ihr Land dieserseits von Mißionarien betretten wurde. Eben so weis man, daß es auch den Paranapuras, Chayabitas und Xeberos damals ergangen war. Dermal gelangen sie kaum auf 200 Seelen.

Die Xeberos haben ihre besondere Sprache, die etwas angenehmer, als jene der Maynas ist, obschon auch sie von vielen Consonanten, besonders: Gl und Tl strotzet. Die Kleidung der Nation, als welche schon von Urahnen her durchaus christlich, ist eben so, wie bey allen Neugläubigen dieser Länder. Alle gehen immer bloßfüssig, ausser daß die Mannsbilder immerzu in den Feyerlichkeiten weisse Strümpfe, die sie selbst aus Baumwolle recht artig stricken, doch ohne Ferſen, nur über die Schienbeine tragen. Die

Bein-

Beinkleider ſind bey allen aus einem ſtarken baumwollenen Gewebe, weiß, gefärbt, oder artig geſtreift, nach Maaß des Fleißes und der Fähigkeit ihrer Weiber, die es machen. In einem Streife des nämlichen Tuches, etwann 3 Ellen lang, und bey 5 Viertel breit, machen ſie in der Mitte einen Aufſchnitt, den Kopf durchzuſtecken, und laſſen übrigens beyde Theile über Bruſt und Rüken hinabfliegen, oder heften ſie auch beyderſeits unter den Achſeln zuſammen; und ſo iſt das Kleid mit geringer Mühe fertig. Andere giebt es auch, die nach gemeinerer Art der meiſten Nationen, das Kleid mit engen Aermeln, faſt ſo, wie unſere Bauersleute, zu machen pflegen. Das Haar tragen ſie bis auf die Achſel. Wer ſo viel vermag, bedecket an Feyerlichkeiten auch das Haupt mit einem weiſſen oder ſchwarzen, rund abgelaſſenen, nnd mit einem ſeidenen oder reichen Bändlein umgebenen Hute. Zu Hauſe, oder in ihren Zuſammenkünften prangen ſie auch immerzu mit einem ſauber geſtrickten weiſſen Häublein. Um den Hals tragen ſie gerne einen Roſenkranz, der bis über die Bruſt hänget, und ihnen um ſo lieber iſt, wenn er aus groſſen gläſernen Kügelchen beſteht. In ihren Zuſammenkünften und Saufereyen pflegen ſie auch von dem Hals über den Rücken, oder von einer Schulter auf die gegenſeitige Hüfte, eine Binde oder Schärpe zu haben, die aus einem Buſche vieler Fäden beſteht, welche wechſelsweis mit wohlriechenden

Körnern (Espingo genannt) und kleinen glänzenden Röhrlein angefaßt ſind. Andere tragen über den Rücken ein Haarbändlein, an dem einige wohlriechende Kräutlein, oder ſchön gefärbte Federbüſchlein hangen. Das iſt, nebſt der Malerey, die ich anderswo beſchreiben will, der ganze Aufputz der Mannsleute. Das chriſtliche Weibsvolk überhaupt, wenn es öffentlich zu erſcheinen hat, geht von den Achſeln bis an die Ferſe bedeckt, auf eine zwar ganz einfache, doch anſtändige Art. Sie nehmen ein baumwollenes Tuch, in Gröſſe eines Leilachs, rund um den Leib, doch mit ſo vielen Falten, als den Gang nicht zu hindern nöthig ſind. Dieſes Tuch hefften ſie beyderſeits über die Achſel gegen die Brüſte, die vornehmern zwar mit einem paar groſſen ſilbernen Stecknadeln, oder ſchlechterdings, wer dieſe nicht vermag, und binden es um die Lenden mit einem ſaubern Gürtel. Die nettern zieren auch den ganzen Umfang des Tuches, welches bey andern roth, blau, braun, oder ſchwarz, bey den Cheberinen aber durchaus blau gefärbt iſt, mit weiſſen angenähten Franzen. Das Haar tragen die Weiber über die Stirne herab bis auf die Augbraunen, rückwärts aber glatt fliegend, und je länger je zierlicher. Den Hals ſchmücken ſie gerne mit einer Menge gläſerner Kügelchen, die ſie nach Verſchiedenheit der Farben und Gröſe, ordentlich eintheilen, ſamt einem oder andern daran hangenden Ablaßpfenning. Zu Hauſe und

bey

bey aller Arbeit ſind ſie zwar ſparſamer, doch ſo viel die Anſtändigkeit fordert, zulänglich gekleidet. In den Waffen haben die Xeberos nichts verſchiedenes von andern Nationen; nämlich nebſt einem Streitkolben oder Macána, einen Büſchel langer Wurfpfeile, wie ich ſie anderwärts beſchreibe. Sie haben auch kein ſonderliches Feldzeichen, ſich in den Streit einzulaſſen, als daß ſie mit der Zunge einige ſtarke Schnalzer machen; das nämliche aber haben ſie auch im Brauche bey Antrettung irgend einer harten Unternehmung. Zur Jagd brauchen ſie vorzüglich ihre Blasrohre, die bey ihnen etwas kürzer, als bey den Maynas ſind, ſamt einem Köcher voll der vergifteten, ganz kleinen Pfeile. Dieſe Blasrohre zu machen ſind ſie die beſten Meiſter, und verkaufen ſie faſt an das ganze übrige Land. Noch ein anders Meiſterſtück iſt ihnen eigen, und bringt ihnen einen nützlichen Handel. Aus dünn geſpaltenen Sträußlein des Bejuco flechten ſie eine Gattung Kiſten, oder wie Reiſekuffer geſtaltete Körbe. Dergleichen lederne Reiſekuffer bedienen ſich die Spanier durchaus in America, und nennen ſie Petáca. Die Xeberos aber in völliger Geſtalt einer Petáca, flechten aus dem Bejuco ein doppeltes enges Gitter, eines genau über das andere anliegend, und legen zwiſchen einem und dem andern ganz ordentlich gewiſſe lange dünne Blätter, welche von beyden Gittern gut zuſammengepreßt, die Sachen, ſo man darinn verwahret, zulänglich be-

decken, und wider den einfallenden Regen in Sicherheit ſtellen.

Die Nation Cahuapana.

Folget die Nation der **Cahuapánas**, als die nächſte an ihrem Vaterland, die von den Miſſionarien innerhalb der Berge, wo ein Fluß gleiches Namens heraus bricht, angetroffen, und auf ihr Zureden in ein eigenes, an ſelbigem Fluſſe gelegenes Dorf iſt zuſammen gebracht worden. Ueber Land iſt es eine ſtarke Tagreiſe von dem der **Chayabitas** entlegen; den Fluß aufwärts aber liegt es von ſeiner Mündung, oder von **St. Borgia** drey gute Tagreiſen. Iſt ein ſanftes, geſchwindes und dienſtwilliges Volk; jetzt aber zählt es kaum über 600 Seelen; aus der Urſache, weil es in vorigen Zeiten noch vor ſeiner Bekehrung, durch die öftern gewaltſamen Einfälle der Spanier von **Chachapoya** (Tſchatſchapoya) und **Moyobamba**, gewaltig iſt aufgerieben worden. Es hat ſonſt nebſt ſeiner eigenen, ganz fremden Sprache, nichts merkwürdiges.

V.

Von den Nationen des Paſtazafluſſes.

Die Roamaynas.

Schiffet man von dem Maragnon in den **Paſtazafluß** vier Täge wacker wider den Strom, ſo erreicht man zur rechten die Provinz der **Roamaynas**, eines vormals grauſamen und kriegeriſchen Volkes, welches endlich die lange Geduld und der bittere Schweis der Mißionarien in einige

nige Dörfer zuſammen gebracht hatte; es iſt aber indeſſen von den eingeriſſenen Seuchen, wie auch durch Empörungen und mannichfaltige Unglücksfälle ſo ſehr eingegangen, daß dermalen von ihm nichts mehr, als der Name übrig iſt. Es iſt ſchon eine ganz beſondere Eigenſchaft faſt aller, dem Maragnon von Norden her beykommenden Flüſſe, daß die an ihnen unmittelbar liegende Länder überhaupt ſehr ungeſund, und den Völkern, die man öfters an dieſe Ufer zu pflanzen getrachtet hat, gar nachtheilig ſind. Hartnäckige Fieber, gewaltige Durchbrüche, und faſt immerwährende Catarrhe, haben dort viele ſowohl Fremde als Inländer aufgefreſſen. Es iſt auch nicht leicht zu beſtimmen, ob dieſes mehr der Art des Waſſers, das man trinkt, oder den ſchweren Nebeln, und Beſchaffenheit der Luft ſoll beygemeſſen werden. Bekannt iſt es, daß die Barbaren, ſo lange ſie tiefer im feſten Lande geblieben, dieſem Ungemache nicht ſo unterworfen waren; ſo oft man ſie hingegen an die Ufer heraus gebracht, ſind ſie gar bald aufgerieben worden. Tief im feſten Lande, und ferne von den Hauptflüſſen die Dörfer anzulegen, war in Rückſicht auf alle Umſtände, die ſich in Kürze nicht ſattſam entwerfen, noch weniger begreifen laſſen, faſt nicht möglich. Solche Dörfer wären von der nothwendigen Gemeinſchaft mit andern, durch unwegſame Wälder, zu ſehr abgeſchnitten; und wo kein Laſtvieh iſt, noch beſtehen kann, wie un-

ers

erträglich wäre es nicht, wenn die armen Leute alle ihre Lebensbedürfnisse, Holz, Wasser, Erdfrüchte, u. d. g. weit her auf den Schultern nach Hause tragen müsten, das sie doch sonst auf dem Flusse mit weniger Mühe an den Rand des Dorfs, ja fast vor das Haußthor bringen können. Von mehr als hundert Jahren her hat der unermüdete Eifer der Mißionarien alles mögliche versucht, um da und dort bey diesen nördlichen Flüssen einige Dörfer der Neuglaubigen festzusetzen; theils aber wegen ungesunder Luft, theils wegen unglaublicher Leichtsinnigkeit dieser Leute, haben sie mit langem Schweiße und vielfältiger Geduld nicht viel mehr ausgewirket, als daß sie einigen tausend Seelen, die sonst in ihren Wildnissen ihren Voráltern in das Unheil nachgegangen wären, in das Reich der Kinder Gottes geholfen hat.

Die Pinches.

Weiter hinauf über den **Pastaza**, liegt ebenfalls zur rechten die Landschaft der **Pinches** (Pintsches) und einiger Sprossen dieses Stammes, als da sind die **Arazas**, die **Pavas**, die **Uchpas** (Utschpas). Deren Vaterland geht von dem **Pastaza** bis an das südliche Ufer des obern Tygerflußes, über verschiedene Bäche und kleine Ströme hinaus, die unter sich nachmals den Chambirafluß ausmachen. Es ist dieses nicht jener **Chambira**, (Tschambyra) der unmittelbar in den Maragnon fällt, sondern den andern, der auch sonst **Chingana** heisset, und sich mit dem Tygerflusse, fünf Tagreisen ober dessen Mündung vereiniget.

Die

Die schon von einigen Jahren her christlichen Pinches haben ihr eigenes zwar kleines Dorf, samt Kirche und Mißionar, an der Westseite des Pastaza, eine halbe Meile von seinem Ufer in dem festen Lande. Sie haben auch ihre eigene Sprache. Vor wenig Jahren hat man in den weit gegen Osten entlegenen Wäldern einige Häuser mit noch wilden Familien dieser Nation entdecket. Man hat mit ihnen Freundschaft getroffen, und auch gewöhnlicher massen mit anständigen Geschenken befestiget. Bey 30 Kinder empfiengen die h. Tauf; daß sie aber ihr Vaterland verlassen, und bessern Unterrichts halber in die Nähe eines christlichen Dorfes kommen möchten, dazu waren sie nicht zu bereden; aus Furcht nämlich, durch die Aenderung der Luft und des Wohnplatzes aufgerieben zu werden. In der That als man sie das zweytemal besuchte, zeigte es sich, daß schon viele aus ihnen durch Krankheit, die ihnen nach dem ersten Eintritte der Christen zugestossen, dahin gerissen waren. Diese Barbaren kleiden sich nach Art der Maynas mit ihrem Tuche aus Cachivango; sind übrigens in äusserster Armuth, ohne alles zum Fischen oder Jagen dienliche Geräthe, und erhalten sich meistens mit Erd- und Baumfrüchten; denn vom Fleische wissen sie nichts, als wenn es etwann glücket, in einigen dazu aufgerichteten Schlingen ein Rebhuhn, einen Waldratzen, und dergleichen Thiere, oder in gewissen Fallgruben ein wildes Schwein

zu fangen. Sonderbar iſt es, daß ſie wider die Gewohnheit aller andern, kein berauſchendes Getränk wiſſen, noch auch annehmen. Sie pflegen blos gewiſſe Baumblätter, (Guayuſſa genannt) die unſern Kirſchblättern etwas ähnlich ſind, ſo lang zu ſieden, bis das Waſſer davon ganz dunkelbraun wird, und dieſes trinken ſie bey ihren Tänzen unter einem traurigen Getöne ihres Geſanges und Rohrpfeifflein. Wenn ſich der Barbar etwann auf einige Tage vom Hauſe entfernen will, ſo trägt er auch ſein Töpfchen, ſamt einem Buſche Guayuſſablätter, an dem Halſe hangend mit ſich. Dieſes wiewohl ſchwächer gekochte Guayuſſawaſſer pflegten auch einige Miſſionarien anſtatt des Thee, oder des Paraguaykrautes, zu trinken. Es ſoll die Schärfe des Magens zu dämpfen, die Flüßigkeiten des Hauptes auszuheitern, das Blut zu verſüſſen, dienlich ſeyn, beſonders mit zulänglichem Zucker, und etwas bittern Pomeranzenſafte. Ich muß noch etwas beybringen, das zwar auch bey einigen andern Nationen anzutreffen, aber bey den Pinches etwas gemeines iſt. Ihrer viele männlich- und weiblichen Geſchlechts haben in verſchiedenen Theilen des Leibes eine ſcheckigte Haut, faſt wie bey einigen Thieren, als Pferden, Hunden, Schweinen, zu ſehen iſt. Denn die allgemeine lichtbraune Farbe iſt da und dort mit ganz weiſſen, groß und kleinen Flecken, die auch niemal vergehen, in allerley Geſtalt ausgezeichnet. Solche

Flecken

Flecke nennt man insgemein Caráte oder Caracke; ihr eigentlicher Ursprung aber ist mir unbekannt. Mich dünket an keinen Kindern jemals etwas dergleichen bemerket zu haben; und wahrscheinlich sind es Ueberbleibsel und Denkmäler eines gewissen schuppichten Aussatzes, der mit unzählichen, unsichtbaren, aber sehr beissenden Blätterchen auszubrechen, und einige Jahre hindurch anzuhalten pfleget.

Die Andóas.

Drey Tagreisen oberhalb den Pinches liegt das Dorf der Andóas, eine Stunde weit von dem westlichen Ufer des Pastaza. Es besteht aus zwo Nationen: der Andoas, und der Ssemigáes, beyde von besonderer Sprache. Der Andoas Vaterland war am Fuße des gegen Norden liegenden Gebürges; zwischen den Flüssen Pastaza und Morona. Es war von Anbeginn, mehr als viele andere, ein unbändiges und aufrühriſches Volk, und gab mit seiner Dreustigkeit nicht wenig zu schaffen; nach und nach aber gab es der vielen Geduld, und dem bescheidenen Zureden der Mißionarien nach, sich besser zum christlichen Wandel anzuschicken. Zu unsern Zeiten hat es auch ein Mißionar, das noch niemals anderswo geschehen, dahin gebracht, daß es gutwillig einen zulänglichen Vorrath von ordentlich gebrannten Ziegeln zusammenbrachte und hieraus eine schöne, ansehnliche Kirche, die auch sonst mit allen Ausrüstungen zum Gottesdienst versehen ist, aufführete. Ausser einigen Familien, die schon

vor-

vorlängſt nach St. Borgia ſind übergegangen, iſt dieſe ganze Nation durch Krankheiten und andere Ungemach, bis auf weniger als 400 Seelen, eingegangen, wenn von ihr nicht etwann einige noch in den Wildniſſen verborgen ſind. Sie hat nichts beſonders merkwürdiges, als daß ſie ſäuberer als viele andere, allerhand Netze, Beutel und Schnappſäcke aus Chambira zu ſtricken pflegen, theils zu eigenem Gebrauche, theils andern Fremdlingen mit Gelegenheit zu verhandeln. Chambira (Tſchambyra) iſt eine Art der Palmbäume, die ich anderswo beſchreiben will. Von ihren langen und ſchmalen Blättern zieht man ein ganz dünnes Häutchen herab, welches ſie in der Sonne trocknen, und daraus ein Schnürlein drehen, feiner, oder dicker, wie es die verſchiedene Beſtimmungen erfordern; ſie färben es zu geſtreifter Arbeit nach Belieben, und ſolche Schnürlein geben den aus Hanf gedrehten an Stärke nichts nach. Selten geht ein Indier aus dem Wald, wo er Chambira angetroffen, zurück, ohne einen Büſchel ſolcher Blätter, wegen ihres vielfältigen Gebrauches, mit zu bringen. Aus den Sträußlein flechten die Weiber bald einen Kehrbeſen, bald eine Art von Sieb; aus den Häutchen aber drehen die Männer bald ganz dünne Fäden zum Nähen anſtatt der baumwollenen, im Fall der Noth; bald eine Schnur zum Fiſchangeln, bald auch andere dickere, die gemeldte Beutel und Schnappſäcke von allerley

Gröſſe,

Gröſſe, überhaupt Chigra genannt, womit jedermann, wo er immer hingeht, ſeine Bedürfniſſe hin und wieder bringt. Anderswo ſtricken die Weiber damit auch die Netzartige, und in alle Stellung ſich lenkende Hängebetten oder Hamácas; ſie flechten auch ſehr artig gewiſſe vom Kopf über den Rücken hangende Tragekörbe, allerhand Geräth, oder ihre Feldfrüchte damit nach Hauſe zu bringen. Endlich drehen alle Indier ihre Stricke daraus zu mancher Art ihrer Fiſcherey, ſo gar jene dicke und viele Klafter-lange, womit ſie die Waſſerkuh, oder Vacca marina, zu fangen pflegen.

Zu dieſer Nation gehören wahrſcheinlich die Muratas, die man unlängſt bey dem oberſten Guaſſágafluß, und beyderſeits des Morona angetroffen hat. Man hat ſie in ein neu angelegtes Dorf, zwey Tagreiſen von Andoas, in das tiefe Land zuſammengebracht, in den chriſtlichen Lehren unterrichtet, und angefangen, ſie noch in gröſſerm Werth zu halten, in Hoffnung, man werde ſie als Werkzeuge und Mittler brauchen können, mit den weſtwärts angränzenden Xíbaros (Chíbaros) gute Freundſchaft zu ſtiften, und endlich doch einmal auf gute Art in ihr ſo beträchtliches Land einzudringen, welches bisher allen äuſſerſten Bemühungen der Mißionarien, noch mehr aber der gewaltthätigen Habſucht der Spanier, völlig verſchloſſen war. In der That hat ſich der Mißionar mit Beyhülfe ſeiner Muratas, Die Muratas.

ſchon den freyen Zutritt in einige Häuſer der ſonſt ſo fürchterlichen und widerſpenſtigen Xibaros gebahnet, das noch keinem andern von ihnen erlaubt war; und auch ſie waren durch ſeine Geſchenke und Wohlthaten ſo zahm gemacht, daß einige in das neue Dorf der Muratas ſchon ohne Scheu dann und wann zu kommen ſich wagten, ja wohl auch ihre Kinder zur h. Tauf darboten, und ſich ſogar bey den Muratas wohnhaft niederlieſſen. Aber dieſe ſo gute Hoffnungen eines weitern Fortgangs, nebſt vielen andern dergleichen, haben mit dem traurigen Schickſale der Geſellſchaft in Spanien den erbärmlichſten Schiffbruch gelitten. Was von dieſer merkwürdigen Nation der Xibaros ferner zu melden wäre, verſpare ich füglicher für ſeinen eigenen Ort.

Die Ssemigaes.

Auf die Ssemigaes zurück zu kommen, die beſagtermaſſen einen Theil des Dorfes von Andoas ausmachen, waren Gaes und Ssemigaes, zwey Sproſſen einer nämlichen, aber von andern ganz verſchiedenen Nation, deren Vaterland oſtwärts vom Paſtaza gegen den Napofluß, an den oberſten Gegenden der Tiger- und Curaraiflüſſe war. Es hatte ſich ſchon der Eifer der erſten Stifter dieſer Mißion unter groſſen Gefahren und Ungemach, durch beyde jetzt gemeldte Flüſſe zu ihnen eingedrungen, und, weil ſie damals noch ſehr zahlreich waren, von ihren bewafneten Schaaren gewaltigen Widerſtand gelitten. Aus den Gaes iſt endlich eine ſtarke Dorf-

ſchaft

ſchaft an dem Ufer des Paſtaza angelegt worden, mit beſter Hoffnung des erwünſchten Fortganges; aber die öfters eingeriſſenen Krankheiten fraßen ſie bald auf, und veranlaßten, das Dorf, aus Hoffnung einer geſündern Lage, da und dorthin einigemal zu übertragen. Die damit verbundenen Mühſeligkeiten haben endlich das Volk ſo erbittert, daß es wider ſeinen beſten Mißionar, den P. Durango, förmlich aufſtund, denſelben grauſam ermordete, und, wie es bey ſolchen Zufällen zu geſchehen pflegt, Kirche und Häuſer in Brand ſteckte, ſich aber weit in die Wildniße verſchlof. Erſt nach einigen Jahren hat man erfahren können, daß dieſe Flüchtlinge gleich darauf zu Strafe ihrer Schandthaten, durch eine Seuche alle darauf gegangen, gar wenige ausgenommen, die mit der Zeit auch ſo erloſchen ſind, daß dermal kein Gae mehr übrig iſt. Von den Ssemigaes iſt noch zum Theil eine anſehnliche Schaar bey den Andoas wohnhaft: andere mögen in unbekannten Wäldern verborgen ſeyn. Aus allen bisher beſchriebenen haben ſie dieſe beſondere Eigenſchaft, daß alles männliche Geſchlecht in der Wildniß ganz bloß dahergeht; nur die Weiber bedecken die Scham gerade ſo viel, als man es kaum ſagen darf. Hiemit genug von den Völkern des Paſtaza; die Beſchreibung des Fluſſes ſelbſt wird anderswo kommen. Jetzt wollen wir zum Maragnon zurück kehren, ihn überſetzen, und in Kürze von dem Guallagafluße handeln.

VI.

Begriff von dem Guallaga, und ſeinen Nationen.

Dieſer Fluß entſpringt nicht weit oberhalb der Stadt Guánujo, (Guánucho) und behält auch ihren eigenen Namen, bis er in die Landſchaft von Maynas eintritt, von dannen man ihn auf die Landſprache Guay-aa, daß iſt, den Fluß von der andern Seite, und nachmals durchaus den Guallága genannt hat. Iſt alſo ſein Urſprung beynahe im 10ten Grade der Südbreite, innerhalb des öſtlichen Gebürges, welches obgedachtermaſſen überhaupt in zwey ungeheuere Wälle abgetheilet iſt. Guanujo iſt die Hauptſtadt einer Provinz gleiches Namens, und war vor Zeiten eines aus den vornehmſten Pflanzörtern der Spanier in Südamerica, dem aber von ſeinem alten Reichthum jetzt nichts mehr, als traurige Ueberbleibſel ſeiner geweſenen Herrlichkeit, geblieben ſind, und iſt es nicht viel beſſer, als ein indianiſches Dorf. Von da aus läuft alſo der Fluß überhaupt gegen Norden, und nachdem er die Provinzen von Guanujo, von Guayubamba, von Lamas, und endlich auch einen Theil der Provinz von Maynas durchſtrichen, ſtürzt er ſich in den Maragnon beym 5ten Grade der Süderbreite, durch eine (nach Meinung des Herrn Condamine) bey 600 Ellen breite Mündung. In der Provinz von Guayubamba haben die

Fran-

Franziskaner aus Peru, einige ihnen aufgetragene Pfarren. Die Stadt und Landschaft von Lamas hatte zwar einige Zeit einen Pfarrer samt seinem Gehülfen, aus der Gesellschaft von Quito, gehörte aber noch keineswegs zu der von Maynas, als welche eigentlich nur diesseits ihren Anfang nimmt, wo der Chipuranafluß in den Guallaga eintritt. Es ist also von da aus, Fluß abwärts, das erste zum Gebiete von Maynas gehörige Dorf, Yurimaguas genannt, fast oberhalb der Mündung des Paranapurafluβes. Es besteht aus den Ueberbleibseln zweyer Nationen, die weit anders woher gebracht, sich dorthin geflüchtet hatten. Eine nennt man Yurimagua, die andere Aissuari. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der grosse Mann P. Samuel Friz in der weitläuftigen Provinz der Omaguas verschiedene neue Völkerschaften aufgerichtet, von deren blühendem Fortgang, und von der so reizenden, liebreichen Art des Dieners Gottes, auch andere angelegene Nationen, und unter diesen jene der Yurimaguas und der Aissuaris angetrieben, sich gutwillig dem seligmachenden Gesetze unterworfen haben. Aber ein so günstig fortgehendes Werk, welches zu Ausbreitung der Ehre Gottes die schönsten Hoffnungen zeigte, wurde gar bald durch die gränzenlose Habsucht der Portugiesen von Parà zu Grund gerichtet. Einmal über das andere haben sich von dorther einige Corsaren mit bewafneter Hand eingefunden, und

Nation der Yurimaguas, und Aissuaris.

weil weder bey ihnen die Vorstellungen des eifrigen Seelsolgers, noch auch zu Quito der umsonst angesuchte Schuz etwas fruchten wollten, hat es ihnen gelungen, nicht ohne blutige Niederlage vieler Unschuldigen, so viel sie nur ertappen konnten, mit sich in die Dienstbarkeit zu führen. Wie langsam auch sonst bey den Gerichtshöfen in Indien die Geschäfte herzugehen pflegen, um so viel giengen sie damals noch schwermüthiger. Die zu Quito endlich ausgewirkte Veranstaltung, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, war schon zu spät, und ohne zulänglichen Nachdruck. Ein Theil der Yurimaguas und Aissuaris erwählte sich die Flucht vor der androhenden harten Dienstbarkeit, konnte sich aber nirgend, als endlich an dem Guallaga, recht befriedigen; eine andere Schaar der Yurimaguas sezte sich in dem Dorfe der Omaguas; eine dritte muste in der Gewalt der Portugiesen bleiben. So viel man weis, war ihr eigenes Vaterland unter der Provinz der Omaguas an dem Maragnon; der Aissuaris aber unter der Mündung des Putumayoflusses, der bey den Portugiesen Yssà heisset. Ob beyde unter sich ganz verschiedene Nationen waren, ist mir nicht bewust, wohl aber daß die sehr rauhe Sprache der Yurimaguas mit keiner andern überein kommt. Weil sie nun schon von vielen Jahren her Christen sind, haben sie nichts besonders, als daß ihre Weiber sich in ihrer Malerey hervorthun, mit der sie gewisse

Trink-

Trinkgeſchirre aus einer Art der Kürbſen ſo ſauber zieren, daß auch die Spanier, wenn ſie ſolche zu Hand bekommen, ſelbige zu ſchätzen wiſſen. Ich ſage Kürbſen, oder vielmehr Pluzer, weil ſie dieſen am ähnlichſten, ſonſt aber ein beſonders Gewächſe ſind, das die Spanier dort insgemein: Pâte, die Omaguas aber: Cuya nennen. a) Es wächſt auf Bäumen, die man dazu mit Fleiß pflanzet, und gleichen faſt unſern Aepfelbäumen ſowohl an den Blättern, als im Holze. Nach Maas, als ſie dieſe Trinkgeſchirre kleiner oder gröſſer haben wollen, brechen ſie dieſe Früchte ab, bald noch in Gröſſe eines Apfel, bald gar ſo groß, als ein mittelmäßiger Kürbis. Sie ſpalten die Frucht in zwo gleiche Halbkugeln, und höhlen das innere Mark ſauber von der Schale heraus. Das Mark weis man zu nichts anders zu gebrauchen, als daß man ſagt, das von ihm ausgepreßte Waſſer diene, das Abweichen zu ſtillen. Die Schale in Dicke eines guten Meſſerrücken, iſt ganz glatt, und ſo hart als ein Bein. Sie wird rein abgeſchabt, und erſtlich ſchwarz gebeitzet, über dieſes roth und gelb mit ordentlicher Austheilung der Farben, und der zwiſchen ihren Rändern gut angebrachten Blümchen und Zweiglein gemalet, und endlich öfters mit dem Saft einer gewiſſen Frucht, Parinari genannt, ſo glänzend gemacht, als ſie der beſte Firniß machen könnte; ſie verliert auch dieſen Glanz viele Jahre

a) *Linn. Arbor cucurbitifera.* Cluſ. L. II. C. II.

nicht, ob ſie ſchon vielmal benetzet wird. Mit dieſer Waare treiben ſie umher einigen Handel, weil man ſie nicht leicht ſo artig, als bey ihnen, findet, und doch faſt überall haben muß, das Getränke auf ihre Art ſauber, beſonders den Gäſten und Fremdlingen, aufzutragen. Es giebt von dieſer Art der Kürbſen andere ſchlechtere Gattungen, die auch auf Bäumen wachſen, und welche alle Nationen zu allerhand Haußbedürfniſſen, beſonders aber zum Waſſer tragen, brauchen.

In zwo Tagreiſen den Guallaga hinab, liegt zwar zu rechter Hand das Dorf Santyago, oder St. Jakob, insgemein Laguna genannt; weil aber von ſeinen Einwohnern etwas mehreres zu melden vorkommt, will ich vorher in Kürze ein anders beybringen, welches von ihm oſtwärts einige acht Meilen tiefer im feſten Lande geſtellet iſt. Man nennt es von den Chamicúros, (Tſchamikuros) einer Nation, die man vorlängſt eben aus den herum gelegenen Wäldern zuſammengebracht hatte, nun aber nach mancher Seuche und Niederlage, nicht mehr als etwann aus 500 Seelen beſtehet. Sie hat ihre eigene ganz beſondere Sprache, die aber meines Erachtens mit der von Chepæos (Tſchepáos) oder wie andere ſagen: Zipibos, viele Aehnlichkeit hat. Hieraus, nebſt andern Nachrichten, läſt ſich muthmaſſen, daß die Chamicuros eigentlich von den Chepæos abſtammen und ein Sproße ſind, der ſich vor Zeiten aus den Ländern des Ucayaleſluſſes gegen

Nation der Chamicuros, und Aguanes.

gegen den Guallaga überſetzet hat. Man hat nicht wenig Spuren, daß gegen Oſten noch ein wildes Volk, ob es ſchon öfters umſonſt iſt aufgeſucht worden, verborgen iſt, das man zwar die Chiclunas nennt, welche aber in der Sprache ganz mit den Chamicuros einig ſeyn ſollen. Unlängſt hat man mit dem Dorfe der Chamicuros auch die Aguanos vereinbaret, die vom Anbeginn der Mißion ihr eigenes Dorf am Rande des Guallaga hatten, mit der Zeit aber gar zu ſtark zuſammen geſchmolzen ſind. Auch die Aguanos haben ihre beſondere Mutterſprache, und ſind das einzige Ueberbleibſel aus allen Völkern, die vormals an der Oſtſeite des Guallaga eigentlich zu Hauſe waren.

Santyago, insgemein la Laguna, der ordentliche Wohnſitz des Obern aus der Geſellſchaft, dem alle übrige weit ausgetheilte Mißionarien, als ihrem Rector, untergeben waren, ſteht etwann 5 Meilen oberhalb der Mündung des Guallaga, im fünften Grade der Nordbreite, und mehr als um 4 Grade weiter oſtwärts, als Quito, in einer trockenen und erhobenen Gegend, hinter einem See, von welchem ihm auch der Name Laguna geblieben iſt. Es wird in drey Viertel oder Hauptmannſchaften abgetheilt, nämlich der Panos, der Cocamas, und der Cocamillas, und ſind lauter Nachkömmlinge des vielen Volkes, das man vor vielen Jahren aus dem Ucayaleſluß hieher gebracht hatte; das aber durch

abermalige Niederlagen, die es vorzüglich von den Kinderpocken erlitten hat, bis auf etwann 1500 Seelen zusammen geschmolzen ist.

Nation Cocama.

Die Nation **Cocama**, als sie der P. Caſpar de Curia um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu erſt angetroffen, zählte in drey oder vier Dörfern bis zehn oder zwölf tausend Seelen. Einige Jahre darnach fand ſie ein anderer Miſſionar ſchon mehr als um die Hälfte eingegangen, theils durch Krankheiten, theils durch einheimiſche Rauf- und Mordhändel, theils auch durch den langen Krieg, den ſie von den Cheyæos ertragen muſten. Und weil dieſe Nation, ſo lange man ſie kennet, weit über andere trotzig, kriegeriſch, und übermüthig war, noch mehr, weil ſie durch das von ihr vergoſſene Blut vieler **Maynas** und **Xeberos**, ja ſogar ihres gröſten Wohlthäters, des P. **Franciſco de Figuerva**, in ihrer Wuth beſtärket worden; ſo machte ſie lang und vieles zu ſchaffen, bis endlich auch ſie ſich dem ſanften Joche Chriſti ergeben hat. Indeſſen war von den ſo langwierigen Unruhen eine richtige Folge, daß ſie immerzu ihren Wohnſitz ändern muſte, wobey aber, und bey den theils ertheilten, theils empfangenen Schlappen, manche Leben aufgeopfert wurden. Das Land, wo man die **Cocamas** zuerſt antraf, war beydetſeits an dem Ucayaleſluß, zwölf Tagreiſen von ſeiner Mündung her gegen Süden. Die **Cocamillas** ſind ein Sproſſe des nämlichen Stammes, wur-

den

den aber so genannt, zur Verkleinerung auf spanische Mundart, weil sie an einem kleinen See wohnten. Da hingegen die Cocamas an einem sehr grossen (la gran Cocama genannt) gelagert waren. Die Cocamas wurden anfangs an dem Ucayale selbst in einige Dörfer versammelt; weil sie aber, wie gesagt, theils aus eigenem Uebermuthe, theils durch den bösen Einfluß der Chepæos sich niemals zur Ruhe geben wollten, war man endlich gezwungen, sie alle mit Unwillen nach dem Guallaga zu übertragen. Denn in der elenden Verfassung der Mißion war dieses das einzige Mittel, ohne welches weder das schon eroberte erhalten, noch auch den langwierigen Unruhen ein Ende gemacht werden konnte. Das Gebäude dieser neuen Kirche, welches anfangs den fröhlichsten Fortgang gewonnen hatte, war hierüber fast auf einmal so sehr verfallen, daß die Belehrung und Bildung der verschiedensten Nationen, in so weit entlegenen Gegenden, einzig und allein auf drey Mißionarien beruhen muste, die doch weit und breit von allem menschlichen Schutze und Beystand gänzlich abgeschnitten waren. Einige ihrer Gehülfen waren mit Tod abgegangen, andere forderte der Gehorsam anders wohin, frische aber aus Quito zu erwarten, war damals durchaus unmöglich. Mithin war schon einer unentbehrlich, die noch rauhe Völker des Pastaza in Ruhe zu erhalten, der andere in Entfernung von mehr als 100 Meilen, war fast an

die

die Wildlinge des Napoflusses gebunden; dem dritten machte der Guallaga, der Maragnon, der Ucayale den bittersten Kummer. Weil sie also mit langen Reisen, die dort auch sonst grosse Schwürigkeiten auf sich haben, nicht so bald allen Gefahren und Gährungen beyspringen konnten, das nicht rückwärts jähling wiederum etwas noch schlimmer zerfiele, das sie mit ihrer Gegenwart aufgerichtet zu haben glaubten; so fand man durchaus für nöthig, die ohnehin so entlegene Völker des Ucayale in das Mittel der Mißion zu versetzen, wo man ihnen besser auf der Hut seyn, und den alten Lust zu Unruhen vertreiben könnte. Der Rathschluß war für die damalige Verfassung sehr nützlich, für die folgenden Zeiten aber höchst nachtheilig; denn das ganze Land des untern Ucayale war hiemit über hundert Meilen weit von Einwohnern ausgeleert, und also war eben so weit der Weg in dessen obere Länder abgeschnitten, wo doch mit der Zeit ein so weites Feld zur Aernde sich gezeiget hat. Man konnte zu ihr durch so entvölkerte Wüsten weder ohne grosse Beschwerlichkeit kommen, noch die Eroberungen, wenn sie sich auch noch so gut fügten, lang erhalten, weil sie bey oft jähen Zufällen an Rath und That von der übrigen Mißion, mithin aber auch von der ganzen Welt, abgeschnitten waren.

Die Sprache der Cocamas ist die nämliche, wie der Omaguas, nur mit geringer Verschiedenheit in der Mundart. Sie ist aus allen in

der

der ganzen Landſchaft die angenehmſte, obſchon bey dem Coeama etwas rauh. Die Mißionarien haben ſie am leichteſten erlernet. Der Fiſcherey ſind ſie mehr, als dem Jagen, zugethan, mithin an den Seen und Flüſſen gleichſam zu Hauſe, und vortreflich wohl geübt, ihre Schifflein oder Canóas ſowohl auszuarbeiten, als mannigfältiger Weiſe zu gebrauchen; nicht minder aber alles, was im Waſſer lebt, vielfältig zu fangen. Eben ſo fertig ſind ſie mit ihren Lanzen, welche ſie zwar nicht, wie alle Völker des Ucayale, mit dem Bogen, ſondern, wie insgemein an dem Maragnon gebräuchlich, blos mit einem gewiſſen ganz ſchmalen Brettlein, Eſtólica genannt, eben ſo weit und ſicher zu werfen wiſſen. Es iſt dieſes eine beſondere und recht künſtliche Erfindung, mit der einzigen rechten, in die Höhe gehaltenen Hand, eine wohl 9 Spannen lange Lanze zu halten, und ihr zugleich eine ſonderbare Kraft ſo ſicher einzudrücken, daß ſie damit auf funfzig Schritte das Ziel nicht leicht verfehlen. Die Lanzen ſelbſt beſtehen aus gewiſſen Röhrlein, wie die dünnſten ſogenannten ſpaniſche Rohre (dort heiſſen ſie Guachi, Guatſchi) und findet man deren zu ihrer Jahrszeit an den Ufern, ſo viel man will. Dieſe auf ihre Art ſauber gemalte Röhrlein bewaffnen ſie mit einer feſt eingemachten, etwann zwo Spannen langen Spitze aus dem harten Chontaholz. Wenn ſie zu gewiſſen feyerlichen Zeiten mit ihren Fahnen und klingendem

dem Spiele, ein jeder mit seinem Bündel dieser Lanzen auf der Schulter, in Kriegsordnung erscheinen, machen sie gewis kein schlechtes Ansehen. Ihre Weiber haben noch ihre eigene Art, die obgemeldte Kürbisse, oder Pates zu malen. Von allen christlichen Nationen sind sie übrigens weder an Kleidung, noch an sonst etwas unterschieden. Denn der ihnen mit den Omaguas gemeinschaftliche Gebrauch, barbarischer Weise den obersten Kopf der Kinder zwischen zwey Brettlein fest einzupressen, ist so weit schon abgestellt, daß man selten mehr einen Cocama mit solchem vornen und hinten eingedrückten Kopfe finden wird.

Nation der Panos.

Panos nennt man in der Mißion überhaupt die Nachkömmlinge verschiedener Sprossen der Chepæos, (Tschepáos) oder wie andere sagen, Chipæos, Zipivos, Xitipos, ja wohl auch Mananaguas, welches leztere bey ihnen so viel heisset, als Gebürgleute. Alle diese haben die nämliche Sprache, mit etwas verschiedener Mundart. Auch aus diesen hat man zu gemeldten unruhigen Zeiten viele Familien von dem obern Ucayale an den Guallaga übersezt, und sofort Panos genannt, weil sie das Wörtlein: Pano! (eigentlich ein Zeichen der Verwunderung) immer in dem Munde führten. Ihre ganz besondere Mutterſprache hat viele gehäufte mitlautende Buchstaben, vorzüglich: Sch, die sie fast ohne Bewegung der Lippen so leise innerhalb

des

des Mundes vorbringen, daß wer daran nicht wohl gewöhnet iſt, aus ihren Reden nicht leicht ein Wort vernehmen kann. Sie behalten noch allein die von ihren Voráltern hergebrachte Art ihrer Bögen und Wurfpfeile. Sind mehr als andere Nationen beugſam, und dem Gottesdienſte zugethan. Bey beſondern Feyerlichkeiten kleiden ſie ſich gerne ſauber geſtreift, nach Maas als ihre Weiber in ihrem baumwollenen Gewebe ſinnreicher und ámſiger ſind. Sonſt aber insgemein tragen ſich ſo Manns, als Weibsleute lieber ſchwarz, und zwar die Weiber pflegen jenes groſſe Tuch, mit dem ſie ganz bedecket ſind, nicht ſo ſehr, wie ſonſt gewöhnlich, um die Lenden zu gürten, ſondern vielmehr frey, gleich einem Mantel, doch um die Arme herum geſchlagen, flügen zu laſſen. Die vornehmere ſowohl da, als anders wo, tragen auch zu ihrem gröſten Aufputze, unter der übrigen Kleidung (die über die Brüſte mit groſſen ſilbernen Stecknadeln zuſammen geheftet iſt) ein langes vorgehendes Hemde mit breiten ſaubern Spitzen rund herum beſetzt; über das Haupt aber anſtatt eines Schleyers ein groſſes ſchönfárbiges Tuch aus feiner Wolle, das ſie über die Schultern weit hinab gehen laſſen. Sonſt iſt überhaupt von allen Völkern dieſer Länder zu wiſſen, daß beyde Geſchlechte überaus geneigt ſind, nicht allein das Angeſicht, ſondern auch Hände und Füſſe, ja wohl oft auch den ganzen Leib, nicht ſo wohl zu malen, als vielmehr zu beſudeln. Es wächſt auf

ge-

dem Spiele, ein jeder mit seinem Bündel dieser Lanzen auf der Schulter, in Kriegsordnung erscheinen, machen sie gewis kein schlechtes Ansehen. Ihre Weiber haben noch ihre eigene Art, die obgemeldte Kürbisse, oder Pates zu malen. Von allen christlichen Nationen sind sie übrigens weder an Kleidung, noch an sonst etwas unterschieden. Denn der ihnen mit den Omaguas gemeinschaftliche Gebrauch, barbarischer Weise den obersten Kopf der Kinder zwischen zwey Brettlein fest einzupressen, ist so weit schon abgestellt, daß man selten mehr einen Cocama mit solchem vornen und hinten eingedrückten Kopfe finden wird.

Nation der Panos.

Panos nennt man in der Mißion überhaupt die Nachkömmlinge verschiedener Sprossen der Chepæos, (Tschepáos) oder wie andere sagen, Chipæos, Zipivos, Xitipos, ja wohl auch Mananaguas, welches letztere bey ihnen so viel heisset, als Gebürgleute. Alle diese haben die nämliche Sprache, mit etwas verschiedener Mundart. Auch aus diesen hat man zu gemeldten unruhigen Zeiten viele Familien von dem obern Ucayale an den Guallaga übersetzt, und sofort Panos genannt, weil sie das Wörtlein: Pano! (eigentlich ein Zeichen der Verwunderung) immer in dem Munde führten. Ihre ganz besondere Mutterſprache hat viele gehäufte mitlautende Buchstaben, vorzüglich: Sch, die sie fast ohne Bewegung der Lippen so leise innerhalb

des

konnte mit Ernſt betrieben werden. Sie hatten den Vorwand, die Haut werde ihnen von der Sonnenhitze, der ſie faſt immer in ihren Arbeiten ausgeſetzet ſind, oft ſo erbärmlich ausgebrennt, daß ſie das grimmige Jücken, unter vielen aufgezogenen kleinen Blätterchen, und hieraus folgender Krätze, nicht ertragen könnten. Ein gleiches Jücken bringt ihnen eben die ungemeine Menge der blutgierigen Mücken, Schnacken, und dergleichen Ungeziefer, die ihnen immer Schaarweiſe auf dem Rücken, ja wohl auch auf dem ganzen Leibe, herum ſchwärmen. Durch den Vitusſaft aber, ſagten ſie, wird ſolches Jücken und Brennen der Haut abgekühlt und gelindert. Mithin da man einerſeits dieſes Malen, als zur Geſundheit nothwendig, ſchon dulden muſte, konnte man es andererſeits nicht ſo mäßigen, daß es nicht auch immerzu zu Bosheiten und Geilheit dienen möchte. Sie haben noch eine andere im höchſten Grade rothe Farbe, auf peruaniſch Chambu (Tſchambu), auf ſpaniſch Achóte (Atſchote) genannt. Sie wächſt auf einigen Bäumlein oder Stauden, die man in allen Dörfern zur Gezüge findet. a) Dieſe tragen eine Menge kleiner faſt runder Hülſen, und in ſelbigen viele Körnlein in Geſtalt und Größe der Körnlein einer Weinbeere. Jedes iſt mit einem ganz dünnen Häutlein überzogen; und man darf ſie nur ganz ge-

a) *Cluſ. L. III. C. XX. Bixa American.*

gewiſſen ſehr hohen Bäumen eine Frucht, die zwar nicht zum eſſen iſt, immer grün, ganz glatt, und einer Nuß ſehr ähnlich, wenn ſie noch in der äuſſerſten grünen Hülſe iſt. Dieſe wird gerieben, und der friſch daraus gepreßte Saft macht die Haut des Menſchen in wenigen Stunden kohlſchwarz, und zwar auf einige acht Tage. Denn ſo lang iſt dieſe Schwärze nicht wegzubringen, man mag ſich waſchen, wie man will. Auf peruaniſch heißt die Frucht ſowohl, als der Baum: Vitu; die Spanier aber ſagen Xágua (Chagua). a) Mit dieſem Saft alſo malen ſie vielfältig, und bey bevorſtehender Feyerlichkeit, auch mühſam und ordentlich, bald die untere Hälfte des Geſichts ſamt dem Halſe, bald allein die Arme und Schienbeine, bald den ganzen Rücken mit dem äuſſerſten der Hände und Füſſe, bald auch durchaus den ganzen Leib. Immerzu machen ſie im Geſicht, an Händen und Füſſen nur ſchmale Streifen mit untermiſchten Sternlein und Blumenſträußchen. Dieſen barbariſchen Brauch, doch wenigſtens in dem Chriſtenthume, abzuſchaffen, haben ihrerſeits die Mißionarien keine Mühe geſparet, zumal weil bekannt war, daß dergleichen Gemälde oft manche unreine Gedanken erregten. Etwas hat man immerzu gewonnen; gänzlich aber abzuſtellen hätte nur ein allgemeines ſcharfes Verbot vermocht, welches aber ohne große Schwierigkeiten und gefährliche Gährungen kaum konnte

a) *Cluſ. L. I. C. X.*

konnte mit Ernſt betrieben werden. Sie hatten den Vorwand, die Haut werde ihnen von der Sonnenhitze, der ſie faſt immer in ihren Arbeiten ausgeſetzet ſind, oft ſo erbärmlich ausgebrennt, daß ſie das grimmige Jücken, unter vielen aufgezogenen kleinen Bläterchen, und hieraus folgender Krätze, nicht ertragen könnten. Ein gleiches Jücken bringt ihnen eben die ungemeine Menge der blutgierigen Mücken, Schnacken, und dergleichen Ungeziefer, die ihnen immer Schaarweiſe auf dem Rücken, ja wohl auch auf dem ganzen Leibe, herum ſchwärmen. Durch den Vitusſaft aber, ſagten ſie, wird ſolches Jücken und Brennen der Haut abgekühlt und gelindert. Mithin da man einerſeits dieſes Malen, als zur Geſundheit nothwendig, ſchon dulden muſte, konnte man es andererſeits nicht ſo mäßigen, daß es nicht auch immerzu zu Bosheiten und Geilheit dienen möchte. Sie haben noch eine andere im höchſten Grade rothe Farbe, auf peruaniſch Chambu (Tſchambu), auf ſpaniſch Achóte (Atſchote) genannt. Sie wächſt auf einigen Bäumlein oder Stauden, die man in allen Dörfern zur Genüge findet. a) Dieſe tragen eine Menge kleiner faſt runder Hülſen, und in ſelbigen viele Körnlein in Geſtalt und Größe der Körnlein einer Weinbeere. Jedes iſt mit einem ganz dünnen Häutlein überzogen; und man darf ſie nur ganz ge-

a) *Cluſ. L. III. C. XX. Bixa American.*

gelinde zwiſchen den Fingern reiben, ſo hat man den ſchönſten flüßigen Zinober. Mit dieſem ſtreichen ſie ſich auch gerne an, beſonders wenn ſie ſich zur Arbeit, oder zum Raufen rüſten, und auch bey ihren großen Saufereien. Weil dieſe Röthe ſich leicht abwäſchen läßt, war ihnen keinesweges geſtattet, mit ſolcher in der Kirche bey dem Gottesdienſte zu erſcheinen. Nicht ſo hat es mit dem Vitu geſchehen können, den man alſo auch in der Kirche dulden muſte, um nicht immer eine Menge der Leute zu entbehren, oder noch mehr Saumſelige dadurch zu veranlaſſen. Noch ein anderer ähnlicher Mißbrauch iſt bey vielen ſehr gemein. Sie färben ſich die Zähne auf lange Zeit kohlſchwarz, eben ſo als wären ſie von Ebenholz, und dieſes mit Käuung eines gewiſſen Krautſtengels. Sie mögen ſelbſt wohl wiſſen, welche ſonderbare Schönheit ſie damit gewinnen; ein Europäer wird es nicht leicht begreifen. Aber von den faſt gemeinen Mißbräuchen noch zu einigen Eigenſchaften der Panos zurück zu kommen, ſo ſind ihre Weiber in aller Hafnerarbeit ſehr geübt, und machen verſchiedene Gattungen der Schüſſelchen, der Waſſerkrüge, kleiner und groſer Töpfe von allerley Geſtalt zum Haußgebrauche, mit manchen Farben weit artiger gemalet, als es von ſolchen Leuten zu erwarten wäre. Man möchte ſie wohl für Werke von einer europäiſchen Fabrike halten. Endlich iſt von ihnen beſonders merkwürdig, daß man erſt vor wenigen Jahren

faſt

faſt ungefähr einen gewiſſen, von Alters hergebrachten Mißbrauch erfahren hat, über welchen aber kein Mißionar jemals einen Argwohn gefaſſet hätte. Nur allein bey den Panos war es üblich, ihre kleine Mägdlein zu beſchneiden. *) Man möchte faſt glauben, ſolches wäre eine Folge des Judenthums, wenn ſie nicht jenes allein auf die Mägdlein verwendet hätten, was bey dem Judenvolke ein Geſetz für die Knäblein war. Auf den Urſprung dieſes Mißbrauches zu kommen, fragte man gefliſſen, aus was Urſache ſie ſolches thäten, konnte aber nichts mehrers ergründen, als daß ſie vorgaben, ſolche Weiber wären zu ihren Obliegenheiten weit geſchickter, als andere. Dieſer Mißbrauch iſt nun zwar abgeſtellt; daß er aber eben ſo bey allen Barbaren dieſer Nation im Schwung war, hat ein Mißionar in Erfahrung gebracht, als er vor wenig Jahren an dem Ucayale noch wilde Völker aufſuchte, und ihm ohngefähr einige barbariſche Xitipos in ihrem eigelande aufſtieſſen.

VII.

*) Herr Adaire würde ſich dieſes Umſtandes zu einem neuen Beweiſe ſeiner Ableitung der Amerikaner von den Juden bedienen, wenn er ihm bekannt wäre. *James Adaire's* Hiſtory of the American Indians &c. London, 1775. 4. M.

VII.

Von den Nationen des untern Maragnon.

Nation der Urarinas.

Fährt man von der Laguna eine gute Tagreiſe den Maragnon hinab, ſo gelanget man zu rechter Hand in das Dorf der Urarinas, dem h. Xaverio gewidmet, hinter einem See, etwas im tiefen Lande, wo es endlich nach öfter abgeänderter Lage zu ſtehen gekommen iſt. Ihr Vaterland war eigentlich tief in dem Land an verſchiedenen Bächlein und Pfützen, aus denen der Chambirafluß entſpringet. Ich meine jenen, der etwann ſieben Meilen unter der heutigen Lage des Dorfes, von Norden her in den Maragnon gehet. Auch die Urarinas haben ihre ganz beſondere Mutterſprache, und ſind unter ſich in verſchiedene Gemeinden abgetheilt. Auch ſie ſind nun durch Krankheiten ſo zuſammen geſchmolzen, daß die ganze Nation kaum noch etwann 600 Seelen ausmachet. Es iſt vor andern ein niederträchtiges und träges Volk, und weil es überhaupt nur bey kleinen Bächlein aufgewachſen war, hat es ſich erſt unlängſt auf dem Maragnon herum zu ſchiffen, und die wichtigere Fiſcherey zu treiben, gefüget. Es kleidete ſich in ſeinem wilden Vaterlande, und zum Theil noch heute, auf die Art der Maynas mit ſeinem Tuch aus Cachivango (Katſchiwango) und ſolches Geweb trachten auch andere Nationen meiſtens von ihm zu erhandeln, zu ihren Zeltbetten, deren beſagter maſſen jeder-

mann,

mann, auch der ärmſte, nöthig hat, eben ſo wie des Schlafes, welcher ohne dieſe Zeltbetten nahe an dem Maragnon nicht zu hoffen iſt, weil die unerträglichen Schwärme der blutgierigen Schnaken und Fledermäuſe ſolchen nicht geſtattet. Die Fledermäuſe zwar haben da die Eigenſchaft, daß ſie allerley Blut aus Menſchen und Vieh ſaugen, und es hat ſich gar oft ereignet, daß wenn ſich etwann ein betrunkener, oder ſonſt abgematteter Indier vom Schlaf überfallen, auſſer dem Zeltbette betretten laſſen, er mit einer Menge Blutes, das ihm unvermerkt aus der angebiſſenen Ader entfloſſen war, aufgewachet iſt. Dieſe argen Thiere wiſſen ihren Biß dem Schlafenden ſo gelinde anzubringen, daß er darüber nicht ſo leicht erwachet, und mithin in Gefahr ſtehet, durch Vergieſſung viel Blutes in eine ſchädliche Ohnmacht zu verfallen. Das zahme Vieh zu Hauſe kann man vor ihren Nachſtellungen faſt keines Orts genugſam bewahren, vorzüglich die Hühner, deren immer viele von der Fledermaus, die meiſtens auf ihre Füße loßgeht, aufgerieben werden. Ja was man ohne eigene Erfahrung faſt nicht glauben möchte, ſo thaten ſie in ſelbigen Gegenden ſogar dem Rindviehe und den Schweinen groſen Abbruch. Denn kaum hatte man die Zucht ſolches Viehes mit vieler Mühe auf gute Weiſe betrieben, ſo machten ihr die Fledermäuſe mit oft wiederholten Aderläßen bald wieder den Garaus. Nebſt dem, daß ſie ſich ſehr

häufig in den Dächern der Häuſer aufhalten, pflegt noch eine gräuliche Menge bey der Abenddämmerung aus den hohlen Bäumen der Wälder anzurücken, und die Dörfer zu überfallen. Sie ſind überhaupt von zwoen Gattungen: eine gänzlich gleich mit den unſerigen; die andern ſehen faſt wie geflügelte Ratzen. a) Aber ſo viel aus Anlaſſe der Zeltbetter, von denen die Urarinas mit andern Völkern ihre kleine Handlung treiben.

Nation der Yamæos.

Auf dieſe folget, Maragnon abwärts, an der Nordſeite die Nation der Yamæos; ihr Land begränzet gegen Weſten der Tigerfluß von ſeiner Mündung an, bis wo er ſich mit dem Chambira (Tſchambira) vereiniget; gegen Oſten eigentlich beyde Ufer des Nanaiſluſſes, obſchon auch etwas weiter noch einige ihre Sproſſen, als die Maſſamaes an dem Maſſafluß, und die Cahuaches (Kahuatſches) gar jenſeits des unterſten Napo zu finden ſind. Es war bey ſeiner erſten Entdeckung ein ſehr zahlreiches und ſtreitbares Volk, iſt aber gleich andern ſchon ſehr aufgerieben. Es erhält ſich noch in drey verſchiedenen Dörfern, deren zwey ihm eigen ſind, das dritte führt den ihm ſchon anfangs von den Omaguas beygelegten Namen; doch weil dieſes letztere mit der Zeit ſehr eingegangen, iſt es nachmals mit Beyziehung der Yamæos Amaonos um die Hälfte

a) *Claſſ. I. V. C. I.* Vielleicht Veſpertilio leporinus. *Linn.*? M.

Hälfte verstärket worden. Ihr erstes eigenes, zu Ehren des h. Franz Regis aufgestelltes Dorf, liegt etwas unter der Mündung des Tigerflusses, auf einer Anhöhe, und fällt da von oben und untenher der Maragnon, mit seinen weitläuftigen Krümmungen und Abschnitten von allerley Inseln überaus angenehm in das Gesicht; Zu dem hat es unlängst eine sehr schöne, und zur Andacht möglichst eingerichtete Kirche zu Stand gebracht. Vor wenig Jahren haben sich mit diesem Dorf auch einige weit hergebrachte Familien der Yquitos vereiniget, von welcher Nation ich nachmals zu reden habe. Das unterste Dorf der Yamæos, dem Weltapostel gewidmet, wird insgemein Napeanos genannt, von einer besondern Zunft der nämlichen Nation, und liegt gleichfalls in einer angenehmen Anhöhe, gleich unter der Mündung des Nanäiflusses. Nebst ihrer eigenen ganz besondern Mutterſprache, die eine der härtesten ist, weil sie die Wörter sehr verzückt und unbegreiflich aussprechen, haben die Yamæos diese sonderbare Eigenschaft, daß sie gleich dem Judenvolke in gewisse Zünfte getheilet sind, die ich jede mit Namen beyzubringen, weil dem Leser gar nichts daran gelegen ist, übergehe. Der Mißionar mag sagen, was er will, so wird er sie niemals dazu bereden, daß sie sich mit jemand aus ihrer nämlichen Zunft verheurathen, wenn sie auch sonst keine wahre Blutsfreundschaft oder Anverwandtschaft in einem verbottenen Grade auf-

zeigen können. Nach langer Ueberzeugung des Widerspiels werden sie doch allezeit auf dem beharren: sie könnten die Vorwürfe der übrigen nicht vertragen, als hätten sie sich mit ihren Befreunden verheurathet. Denn alle von der nämlichen Zunft halten sich unter einander für die nächsten Blutsfreunde. Hingegen ist eben so schwer, ihnen von der Anverwandtschaft den gehörigen Begriff beyzubringen. Hieraus aber bey einer Hand voll Leute, die ohnedem gar nicht gerne ihre Kinder aus dem Hause, und Fremden zur Ehe überlassen, entstehen bey Ausgleichung der Heurathen viele grosse Schwürigkeiten, weil sie oft eine Person wollen, die sie vermöge der Gesetze nicht haben können, und im Gegentheile oft aus lediger Einbildung einer Schande eine nicht wollen, mit der sie sich sonst gerne ehelich verbinden möchten, und dürften. Die noch wilde Yamæos hatten auch den Mißbrauch, zwischen den Nasenlöchern den mittlern Knorpel ihren Kindern heraus zu nehmen, so daß nur die Haut in der Mitte bliebe, und man beyderseits durchsehen konnte. Auch die Ohrläppchen durchbohrten sie, und pflegten sie mit eingesteckten immer breitern Keilen in die Rundung so zu erweitern, daß das Hautläppchen ihnen fast an die Achsel reichte. Sie trugen es insgemein schneckenweise eingewickelt, pflegten es aber bey den Raufhändeln, oder in ihren Saufereyen frey herabzulassen. Heute noch findet man welche unter den ältern, die noch

in

in der Wildnis gebohrten waren, mit so durchbohrten Ohren und Nasen; bey gebohrnen Christen aber sind solche Merkmale des Heidenthums gänzlich abgestellt. Die Yamæos sind treffliche Meister jener Luftbetten, deren sich dort fast alle Völker bedienen. Diese sinnreiche amerikanische Erfindung nennt man insgemein Hamáca. Sie ist gleichsam ein Netz, aus dünnen Schnürlein so artig gestricket, daß der in selbiger liegende nach seiner Willkühr die Schnürlein mehr oder weniger aus einander breiten, und zu allen Stellungen, die er zu seiner Bequemlichkeit nur nehmen will, sie gar leicht anschicken kann; denn sie lenket sich allerdings nach der Positur, man mag sitzen oder liegen wollen, mit halb, oder ganzem Leibe, ausgestreckt oder zusammen geschmiegt; und wie sie dem übrigen Körper ein Bett ist, so giebt sie, wenn man sich nur darein zu schicken weis, auch dem Haupte einen Polster ab, hoch oder nieder, wie man will. Zu Hause und auf dem Lande, von der Arbeit auszuruhen, thut ihnen die Hamáca recht gute Dienste; auch, wenn sie der Jagd, oder des Ackerbaues wegen, weit auszugehen haben, bringen sie ihr Luftbett zusammen gebunden, ganz leicht mit sich, und wo sie ungefähr ausruhen wollen, lassen sich leicht zween anständige Bäume finden, selbiges daran gehöriger massen zu befestigen. Die ganze Länge der Hamaca endiget sich beyderseits mit zween starken Stricken, die den ganzen Busch der vielen

Schnürlein an einem Querholze zuſammen hak-
ten. Mit beyden dieſen Stricken wird die Ha-
maca an die zween Bäume, in Geſtalt einer her-
abhangenden Halbrunde, ſo hoch von dem Boden
angebunden, daß ihn der in der Mitte ſitzende
oder liegende, wenn er will, mit einem Fuß er-
reichen kann. Mit dieſem giebt er ihm dann und
wann wider den Boden ein Schüppen; hiemit
aber geht ſein ganzes Luftbett gleich einer Wiegen
ganz gelind hin und her, und macht dem darinn
liegenden ein angenehmes Lüftchen. Ueber die-
ſes gewinnet man mit der Hamaca noch dieſe Ge-
mächlichkeit, daß man in ihr vor dem kriechenden
Ungeziefer faſt ſicher iſt, das doch in den Wäl-
dern ſich überall häufig einfindet. Das unmün-
dige Kind iſt noch kaum auf der Welt, ſo hat es
ſchon ſeine von der ſorgfältigen Mutter zubereitete
kleine Hamaca; und eben ſo wer immer in die-
ſen Ländern ſtirbt, wird in ſeiner Hamaca ein-
gebunden, zu Grabe getragen. Verſchiedene
Völker haben auch ihre beſondere Art, ſie zu ſtrik-
ken; anderswo macht man ſie recht ſchön aus
Baumwolle, die Yamæos aber und alle Einwoh-
ner der Provinz von Maynas, weben ſie überhaupt
mit dünnen Chambiraſchnürlein. Noch ein
Mißbrauch findet ſich bey den Yamæos. Mit
einem gewiſſen Peche reiſſen ſie ſich die Augen-
braunen nach und nach gänzlich aus, um hiemit
ihres Erachtens mehrere Schönheit zu gewinnen.
So viel muß man ihnen doch zugeben, daß ſie mit

die-

dieſen kahlen Augenbraunen weit jünger ſcheinen, als ſie wirklich ſind.

Unter die Yamæos rechne ich beſagter maſſen auch die Maſſamaes, von dem in den Napo einfallenden Maſſafluß alſo genannt. Sie unterſcheiden ſich von ihnen blos durch eine etwas wenig verſchiedene Mundart. Es ſind ihrer einige zum Unterrichte in der Glaubenslehre, in das Dorf der Omaguas, andere nach Napeanos und St. Regis überſetzet worden; andere ſind noch in ihren Wäldern verborgen geblieben. Die Maſſamaes.

Eben daher gehören meines Erachtens auch die Cahuaches (Kahuarſches), wiewohl man ſie gemeiniglich für eine beſondere Nation hält. Man hat ſie unter der Mündung des Napoflußes, auf der Nordſeite des Maragnon gefunden, und in das Dorf des h. Ignatius, ſonſt Pevas genannt, zuſammen gebracht. Sie ſind in ihren Gebärden ſowohl, als in der Sprache, den Yamæos ſehr ähnlich, doch verſtehen ſie ſich mit einander ſehr hart, und nur mit wenigen Worten. Die Cahuaches.

Nordwärts an die Landſchaft der Yamæos liegt die Provinz der Yquitos, und erſtrecket ſich gegen Oſten von dem obern Tigerfluß, über die Urſprünge des Nanái und des Rio blanco (des weiſſen Fluſſes) bis an den Curarái. Es war gleichfalls vor Zeiten ein häufiges und ſehr ſtreitbares Volk, iſt aber, wie andere, durch einheimiſche Nation der Yquitos.

miſche Rauferenen, zum Theil auch von dem immerwährenden Kriege mit ſeinen Nachbaren, und eingeriſſenen Krankheiten, ſchon ſehr aufgerieben. Nicht wenige aus ihnen hat man zu chriſtlicher Auferziehung an dem Rio blanco in ein Dorf unter dem Schuze der Mutter Gottes verſammelt; mit andern hat man an dem obern Nauät das Dorf der h. Barbara angelegt; ein dritter Schwarm hatte ſich am obern Tigerfluß zuſammen gezogen, und von dannen ſind mit der Zeit einige Familien gar am Maragnon nach St. Regis überſezt worden. Aber wie es ſchon die Leichtſinnigkeit dieſer Leute anfangs mit ſich bringt, ſo hat unter ihnen das Chriſtenthum nirgends tiefe Wurzeln faſſen können, und es war nicht möglich zu verwehren, daß ſie ſich nicht ein und andersmal wieder haufenweiſe unſichtbar machten. Nebſt ihrer ganz beſondern Mutterſprache, iſt bey ihnen das Mannsgeſchlecht gewohnt im ganzen Leib völlig blos zu ſeyn. Am oberſten Theile des Haupts tragen ſie rund herum die Haare ſo kurz und ganz gleich geſtuzet, als wäre es ihnen vor wenig Tagen glatt abgeſchoren worden; und weil ſie dazu weder mit einer Scheere, noch mit andern tauglichen Werkzeugen verſehen ſind, ſo erſezen ſie deren Dienſt mit angezündeten kleinen Hölzchen, mit welchen ſie die nachwachſenden Härlein ſachte und ganz eben abſengen. Dieſen geſchornen Platz umgeben ſie mit einem Kranze aus roth gefärbten baumwollenen Schnürlein, und

fär-

färben auch ihn ſelbſt faſt täglich mit ihrem Chambu, ſo daß es ſcheint, ſie wären mit einem ſchön rothen Häublein bedeckt. Das übrige Haar am hintern Theile des Haupts laſſen ſie in ſeiner Länge über den Rücken hinabfliegen. Ober und unter den Waden binden ſich alle beyden Geſchlechts die Füſſe ſo feſt, als es zu erdulden iſt, mit einem artig geflochtenen Riemlein, und eben ſo machen ſie es beyden Armen und Händen. Die Ohrläppchen tragen ſie gerne durchſtochen, mit einem daran hangenden kleinen Dreyecke aus Perlenmuſchel. Zur Halszierde haben ſie ein artig geflochtenes Band, an deſſen Rande viele angefaßte Affen, Wildſchwein, und auch Tigerzähne prangen. Der Leib iſt meiſtens obenhin mit ihrem rothen Chambu gefärbt. Auch in den Lanzen haben ſie ihre beſondere Art; die Stänglein ſelbſt aus einem ganz harten Holze, ſind gegen der Höhe mit weiß und ſchwarzem Bejuco wechſelsweiſe recht ſauber überflochten, da und dort mit Ringlein von ſchönen Federn eingefaßt, die Spitze aber iſt aus einem zweyſchneidig geſchliffenen weiſſen Beine. In der Mitte eines jeden Hauſes der Wilden ſind an einem dazu beſtimmten Schranken ſo viele Lanzen, als da Männer wohnhaft ſind, beſtändig angelehnt, gleichſam zum Schrecken der Fremden, als wären ſie zum raufen jederzeit fertig. Die Weibsleute gehen ſonſt ganz blos und nackend, und haben blos die Scham mit einem Vorhänglein etwas bedeckt.

Bey-

Beyderſeits an den Naſenlöchern tragen ſie, wie andere, in den Ohren gewiſſe beinerne Ringlein, und in der Mitte des Kinngrübchens haben ſie immer ein Röhrlein in dem dazu gemachten Loche ſtecken, wodurch ſie den Speichel heraus geben, denn die Weiber dieſer Nation, (ich weis nicht warum) ſpeyen niemals über die Lippen aus. Beyde Geſchlechte trinken wie die Hunde. Die Augenbraunen pflegen alle mit obgedachtem Peche fleißig auszureiſſen. Sie haben auch ihre ganz einfache Spiegel aus gewiſſem ſchwarzen, und fleißig poliertem Harze. Aber hiemit genug von den barbariſchen Gebräuchen der Yquitos.

Die Nation Omagua.

Folget Maragnon abwärts die Nation **Omagua**, wie man insgemein ſagt, ſo genannt, von ihrer gegen die Höhe eingedrückten Stirne; denn **Uma** heiſt peruaniſch der Kopf, und will ſofort **Umagua** oder **Omagua** einen Großkopf heiſſen. Eben darum nennen die Portugieſen dieſes Volk **Cambeva**, das eben ſo viel iſt in der Hauptſprache von Braſilien. Denn wie ſchon anderswo iſt gemeldet worden, ſo war bey ihnen der Brauch, den Kindern die Stirne zwiſchen zwey Brettlein eine Zeit lang ſo zuſammen zu preſſen, daß der Kopf völlig zugeſpitzt, von vorne und hinten eine breite Fläche bekam; und ſie ſchätzten ſodann unter ihnen dieſe Verkünſtlung des Angeſichts für eine beſondere Schönheit, denn ſie ſagten, ſo wären ſie dem Monde um ſo viel ähnlicher. Dieſer

ſer barbariſche Mißbrauch, ſogar nachdem ſie das Chriſtenthum ſchon angenommen hatten, konnte nicht ſogleich gänzlich abgeſchaft werden; in geheim hägten ihn noch einige Mütter, und als man ſie darüber betrat, ſo war der Unfug ſchon unverbeſſerlich angerichtet. Darum findet man noch heute einige ſchon erwachſene mit ſo breit gedruckter Stirne, nicht leicht aber mehr jemand von der Jugend. Nicht gar vor hundert Jahren waren die Omaguas noch hin und her an den Ufern des Maragnon und in den vielen groſſen Inſeln, die er dort macht, ausgeſtreuet, in einer Weite von mehr als zwey hundert Meilen, von des Napo Mündung an, abwärts gegen Oſten. Aber auch dieſes war nicht ihr eigentliches Vaterland. Einige, wie Herr Condamine anzeiget, wollen vorgeben, ſie hätten ſich dahin durch den Fluß Yupurà, aus den Ländern des neuen Königreichs Granada geflüchtet, als dort die Spanier ihre Herrſchaft erweiterten. Mich aber dünket wahrſcheinlicher zu ſeyn, die Omaguas ſamt den Cocamas, die man zuerſt an dem untern Ucayale betretten hat, wären vielmehr von Süden, als von Norden her an den Maragnon gekommen; denn ihre Sprache (bey den Portugieſen die Cambeva) mit geringer Aenderung der Mundart, iſt noch heute in Braſilien groſſen Theils gangbar, und ſogar in den Beſchreibungen von Paraguay finden ſich viele in die Sprache der Omaguas einſchlagende Wörter.

ter. *) Durch die wiederholten Anfälle der Portugiesen von Parà, und durch den Verlust der ihrigen, die man mit sich dahin in die Dienstbarkeit geschleppet hatte, haben sie sich, aus Furcht der übeln Fremdlinge von Osten, freywillig entschlossen, den spanischen Schutz anzuflehen. Sie kamen selbst den Maragnon herauf, um einen Mißionar zu bitten; erlangten endlich den unvergleichlichen P. Samuel Friz, aus der Provinz von Quito, der sie in verschiedene neu angelegte Dörfer versammelt, und einige Zeit ohne grossem Anstoß in der christlichen Schuldigkeit eiferig belehret hat. Aber um eben das Jahr 1710 setzten die von Parà leider mit ihren Streifereyen wieder heftiger zu; hingegen sah man spanischer Seits diese Eingriffe dort, wo freylich Gold oder Silber erobern zu können kein Anschein war, mit vieler Kaltsinnigkeit an, und weil also die andringende Gewalt abzutreiben, keine zulängliche Hülfe aus Quito und Peru erscheinen wollte, so muste man es geschehen lassen, daß fast diese ganze Landschaft mit einem Theile der Nation auf immer Spanien entrissen wurde. Den andern Theil der Omaguas hat man so, wie es möglich war, geflüchtet, und endlich in ein Dorf, etwas unterhalb der Mündung des Ucayale, fest gesetzet. Es ist dem h. Joachim ge-

*) s. mein Journal zur Kunstgeschichte, und zur allgemeinen Litteratur, VI Th. S. 197, VII Th. S. 121. und IX Th. S. 96. ff.

gewidmet, und nachmals, wie schon gesagt, mit den Yamæos Amaonos um die Helfte vermehrt worden. Ein Theil besteht noch aus einigen Familien Yurimaguas, ein anderer aus Mayuruas, von denen ich bald reden werde. Es hat eine recht schöne Kirche aus Tapia, mit aus Cedernholz künstlich geschnitzten Altären, wie auch sonst zum Gottesdienst alles mögliche Geräthe. Obschon alle am Maragnon liegende Dörfer, wegen der unglaublichen Menge der umliegenden Seen, mit Bequemlichkeit zu allerley Fischfang überflüßig versehen sind, so hat dießfalls das von Omaguas den Vorzug über alle, und sie sind auch in dieser Kunst die treflichsten Meister. Eben so bequem ist ihnen die Lage, ihre Canoas oder Schifflein, nicht so mühsam wie andere, aufzubringen, welche doch zur Beyhülfe der Lebensbedürfnisse in der Mißion das einzige, und allen sehr nothwendige Fuhrwerk sind. Denn wie das Cedernholz, weil es nicht leicht faulet, und doch zum Schwimmen ganz leicht, zum Schiffbau von dieser Art das beste und fast einzige ist; so muß man anderswo die Stämme, so wie man sie haben will, oft mühsam aufsuchen, und weit her holen; den Omaguas aber bringt solche, von aller Grösse und Gattung, der Ucayale selbst für das Haußthor. An den Ufern dieses Flusses giebt es eine Menge der schönsten Cedernbäume, und wenn er zu seinen Zeiten sehr hoch angeschwollen daher kommt, so reisset er ganze Stücke des

Erdreichs ſamt den darauf ſtehenden Bäumen fort; weil aber das Dorf juſt recht an einer groſſen Krümmung gelagert iſt, bringt er viele ſolcher ungeheuren Cedernbäume ſelbſt in den Port; andere dergleichen zeigt er doch wenigſtens ſchon von weitem, und wer da will, fährt ihnen eilig entgegen, fängt ſie mit einem langen Seile, und leitet ſie mit ſeinem Schifflein abwärts, wohin er will. Dieſe Canóas, nach Verhältniß der Umſtände, für die man ſie bedarf, gröſſer oder kleiner, wiſſen ſie trefflich aus einem einzigen Stücke auszuhauen. Ueberhaupt bedienen ſie ſich nur kleiner, und ſo geringer, daß zwo Perſonen ſolche leicht auf den Schultern nach Hauſe, oder wohin es beliebt, tragen können. Sonſt haben ſie gerne auch noch kleinere, die man billig ihre Poſtklepper nennen dürfte. Sie ſind juſt ſo groß, daß ein Indier darinn zu ſitzen kaum recht Platz hat; mit ſeinem kleinen Ruder, das er wechſelsweiſe bald auf eine, bald auf die andere Seite ſchlägt, regiert er zugleich, und treibt ſein leichtes Fuhrwerk wacker wohin er will. Ueber dieſes weis er das Gleichgewicht ſo genau zu treffen, daß er ohne Gefahr, das ſo klein und leichte Schifflein umzuſtürzen, ſich in ſelbigem nach Belieben auf die Füße ſtellet, und ſo ſtehend wendet er es mit dem Ruder in der linken, wie er will, und wirft zugleich mit der rechten ſeinen Pfeil nach der etwann aufgeſtoſſenen Schildkröte, nach dem Fiſch, oder der Waſſerkuh. Gewißlich wenn man

man in Europa einen Reuter, der ſeines Pferdes ein vollkommen gewachſener Meiſter iſt, zu ſchäzen weis, um wie viel mehr ſoll man dieſe Fähigkeit der Indier, beſonders der Omaguas, und Yamæos, bewundern, in Rückſicht ſowohl auf das flüßige Element, als auf das ſo leicht ſich wälzende Fahrzeug, mit welchem ſie ſich ſo ganz zuverſichtlich wagen. Wer ſchon ſonſt von dieſer ihrer ſichern Fertigkeit ſattſam überzeuget iſt, findet gegen Abend die angenehmſte Augenweide, wenn ſie von der Jagd, Fiſcherey, oder Feldarbeit nach Hauſe kehren, und dieſer ungeheuere Fluß hin und her mit vielen ſolchen Canoas gleichſam beſäet in die Augen fällt. Es zeigt ſich oberhalb der Fläche des weitſchichtigen Waſſers nur da und dort der halbe hervorragende Leib des von der Ferne kommenden Indiers, welcher, wenn er endlich angeländet, ſein Rößlein ſich entweder auf den Rücken legt, oder hinter ſich an einem Strickchen nach Hauſe ſchleppet. Nicht ſo leicht ergeht es mit dem Baue der groſſen Canoas, deren doch einige in jedem Dorfe nöthig ſind zu allgemeinem wichtigern Gebrauche, nämlich zu Einſammlung der Aernte, manche Laſt hin und her zu bringen, oder auch wenn der Miſſionar wohin zu reiſſen hat. Dieſe groſſen Canoas haben insgemein 17 Ellen in der Länge, anderthalbe in der Breite. Sie werden aber ganz aus einem einzigen Stücke des Cederbaumes, ohne einen angefügten Theil, mithin ohne nur eines Nagels

Beyhülfe, ausgehauen, bis endlich der ungeheuere Stamm in die Geſtalt eines Schiffes gebracht wird. Dieſer Stamm, damit er ſich nicht unter der Arbeit, oder auch nachmals, da und dort ſpalte, muß durchaus ganz geſund und ohne alle Knoſpen der Aeſte ſeyn; woraus man ſchon die erſtaunliche Gröſſe dieſer Ceder erachten kann. Denn weil in der Arbeit, bis die Bildung des Schiffes zu Stande kommt, allerſeits vieles hinweg fällt, muß wohl der gerade Stamm beynahe von den Wurzeln bis an die erſten Aeſte, bey 19 Ellen in der Höhe, und im Durchſchnitte ſeiner ganzen Dicke doch zwey oder dritthalbe haben. Sehr kurzweilig iſt es anzuſehen, wenn die innere Höhlung ſchon ſchlechterdings fertig, und ſofort, den Rücken und die Seiten bilden zu können, dieſe ſo groſſe und ſchwere Laſt an der Stelle umgewälzet werden muß. Nur von der natürlichen Statik angeleitet, bringen ſie bald drey oder vier ſtarke und lange Hebeſtangen herbey, binden ſelbige ſtark mit ihren Waldſtricken oder Bejuco an dem einen Ende quer über die Breite des angehenden Schiffes; die andern Enden dieſer Hebeſtangen, an welchen ſehr lange Waldſtricke gebunden ſind, zwingen ſie mit vielen eingeſpreihten Gabelſtangen allgemach weiter gegen die Höhe, und endlich, indeſſen daß alles, was Hände und Füſſe hat, Weiber und Jugend, die Hebeſtangen an den Seilen auf der einen Seite ziehen, die Männer aber auf der andern mit ihren Gabelſtangen

gen

gen mehr und mehr nachzwingen, wälzen ſie unter vielem Jubelgeſchrey die ganze Holzlaſt über ſich. Eben ſo ſinnreich wiſſen ſich ſich zu behelfen, wenn die Canóa ſchon allerſeits, wiewohl noch grobhin, geſtaltet, zu völliger Ausarbeitung nach dem Dorfe gebracht werden muß. Selbige von der Stelle, wo der Baum gefallen war, an den Fluß zu bringen, muß mit großer Mühe, oft über eine halbe Meile Weges, durch den dicken Wald aufgebrochen werden. Dieſer Weg wird nach und nach mit vielen Walzen belegt; zu mehrerer Beyhülfe überlegen ſie noch, wo ein gröſſerer Widerſtand iſt, einige Stücke gewiſſer ganz ſchlüpfriger Baumrinden; andere mit ihren Hebeſtangen ſchieben wacker rückwärts, andere mit eben ſolchen Hebeln an beyden Seiten, das mehrere und ſchwächere Volk zieht an langen Seilen voraus, und ſo bringen ſie dann die ganze Laſt doch endlich an den Fluß. Dergleichen Canoas alſo vom erſten Rang, wenn eine weite Reiſe damit zu machen iſt, beſetzen an dem Vordertheile insgemein ſieben, an dem Hintertheile nur ſechs Indier, jeder mit ſeinem freyen ſchmalen Ruder bewafnet; die letzten zween ſtehen aufrecht an dem Rande des Hintertheils, und regieren, jeder mit ſeinem langen Handruder, das Schiff, ſo wie auch der auf dem äuſſerſten Schnabel ſitzende, wegen der im Waſſer oft verborgenen Stöcke, auf guter Hut ſeyn, und ihnen immerzu helfen muß. Ueber die Mitte der Canóa ſind zwey ganz geringe von

groſſen Blättern geflochtene Dächer, wie bey einem Rüſtwagen, geſpannet, den Reiſenden ſowohl als die ganze Bagage wider Sonnenhitze und Regen zu bewahren; doch ſind beyde dieſer Dächer oder Schwibbögen in der Mitte von einander, etwann eine Elle weit, entfernet, damit der darinn Reiſende von dort aus, und einkommen, ja wohl auch nach Belieben ein freyes Ausſehen und friſche Luft haben möge. Aber wie weit habe ich mich durch dieſe Canoas von meiner dermaligen Straſſe abführen laſſen? Ich kehre zu den Omaguas zurück; ſie haben ſonſt noch einige Sonderheiten; die Weiber zwar in allerley Thongeſchirre, als Schüſſelchen, Schalen, Waſſerkrüge, ſehr groſſe Töpfe zu ihrem Getränke, denen ſie recht ſaubere Forme und eine treffliche Feſtigkeit zu geben wiſſen; auch iſt ihre Art in derſelben Malerey ganz beſonder, mit guter Austheilung der Farben, der Kränzlein, aber meiſtens gewiſſer gleichſam hebräiſcher Schriften. Eben ſo haben ſie ihre eigene Art obgeſagte Kürbiſſe, oder Cupas zu malen; einige erhalten ſogar noch ihre von Alters her gebrachte Weiſe, ihre baumwollene Tücher in ſchöner Ordnung zu malen. Das Mannsvolk bildet aus gewiſſem ganz beſondern Harze, auf peruaniſch Cauchu, (Kautſchu) einige hohle Kürbschen, mit an die Mündung angefügten dünnen Röhrlein. Dieſe Pluzergen oder Kürbschen, bleiben immer ſehr biegſam, und wenn man ſie ſo zuſammen drücket,

daß

daß die Luft völlig heraus muß, das Röhrlein aber ſodann in etwas flüßiges hinein hält, ſäuft ſich damit das Plutzergen von ſelbſt ganz voll an. Drücket man es alsdann wieder mit der Hand, ſo läuft das eingeſogene nach Maas der drückenden Gewalt, gleich einer Spritze, ſehr weit hinaus. Dergleichen Harz, weil es immer ſo biegſam, könnte zu verſchiedenem Gebrauche, zu Regenſchirmen, Feuerſpritzen, ja wohl auch zu Stiefeln u. d. gl. ſehr nützlich ſeyn; dort aber hat es keine andere Beſtimmung, als zu ein und anderer Clyſtierſpritze; ſonſt haben auch die Omaguas ganz kleine ſolche Plutzerchen, den Staub des Guruppapulvers damit in die Naſe zu ſchnupfen. Guruppa ſind gewiſſe ganz kleine Baumblättlein; dieſe mahlen ſie zu ganz feinem Staube, und ſchnupfen ihn dann und wann, wie den Taback, theils wann ſie nießen wollen, theils wie ſie ſagen, den Witz aufzuheitern. Man hat auch nicht ſchlechte Muthmaſſungen, daß ſie ſich der Guruppa zu allerley abergläubiſchen Misbräuchen bedienet haben.

An das Dorf der Omaguas, wie geſagt, ſind auch einige Familien der Mayuruna beygefügt, die an Sprache ſowohl, als an Gebärden, eine ganz beſondere Nation ſind. Aus allen ſonſt bekannten weis man keine andere, die wie dieſe, auf Zigeuner Art, ohne förmlichen Wohnſitz, immer da und dort herumwandere; doch bleiben ſie aus Furcht, an die Chriſten oder an Nation Mayuruna.

andere wilde Völker zu ſtoßen, bey ihren Wanderungen nur innerhalb des ihnen bekannten Bezirkes. Dieſer erſtrecket ſich auf der Südſeite des Maragnon zwiſchen den Flüſſen Tapiſchi und Yahuari, durch das tiefe Land hinauf. Das Mannsgeſchlecht geht bald völlig blos, bald obenhin bedeckt; die Weiber bedecken einzig die Scham. Ihrer übrigen barbariſchen Mißbräuche zu geſchweigen, haben ſie um die obere und untere Lippen rund herum eine Reihe durchbohrter Löchlein, in die ſie bey ihren Zuſammenkünften, oder zum Streit ſich rüſtend, eben ſo viele, zween Zoll lange, ſchwarze Hölzlein einzuſtecken pflegen, dem Feinde nämlich zum Schrecken; und in der That gewinnen ſie hiemit ein grauſames Anſehen. Nach Verſchiedenheit der Geſchlechter, von denen ſie herſtammen, haben ſie auch im Geſichte verſchiedene immerwährende Merkzeichen, als da ſind gewiſſe niemals vergehende, ſchwarze oder dunkelblaue Strichlein auf der Stirne, an der Naſe, oder um die Augen. Oft hat man verſucht, ſie in chriſtliche Dörfer zu verſammeln, und feſt zu ſetzen; aber eben ſo oft hat ſie wiederum ihre Leichtſinnigkeit und Liebe zur Freyheit zerſtreuet.

Abmeſſung des Maragnon.

Herr Condamine hat zu Omaguas den Maragnon, wo er durch keine Inſeln abgetheilt, am engeſten iſt, bis 916 Ellen breit befunden. Mit dem Bleyſenkel an einer mehr als hundert Klafter langen Schnur, hat er keinen Grund erreichet; er macht aber auch dabey die Anmerkung,

daß

daß die Schnur von dem Strome hingerissen, nothwendig einer guten Krümmung ausgesetzet war. Ein Schifflein, der bloßen Schnelle des Stromes überlassen, wurde in einer Minute 75 Ellen weit getragen.

Fluß abwärts gleich unter der Mündung des Nanái, liegt schon besagter massen das Dorf der Napeanos. Von da noch weiter hinab, etwann 12 Meilen unterhalb der Mündung des Napo, ist ein anders dem h. Ignatius gewidmetes, insgemein Pevas genannt. Es besteht aus den Ueberbleibseln vier verschiedener Nationen, der Pevas nämlich, der Cahuaches, der Cahumaris, und der Yahuas. Von den Cahuaches ist schon obenhin gemeldet worden: von den zwo andern folget hernach. Nun etwas in Kürze von den Pevas. Von diesen führet zwar noch das Dorf den Namen, hat aber sonst, nebst ein und anderer Familie, nichts mehr übriges, nachdem theils die Krankheiten, samt inn- und auswärtigen Raufereyen viele aufgerieben, theils auch andere die Leichtsinnigkeit in die Wildnisse zerstreuet hat. Ihr Vaterland war an beyden Seiten des obern Flusses Schiquitta. Sie sind rauh und unbändig, den Raufhändeln und der Saufery sehr zugethan. Sie pflegen viele Täge und Nächte hindurch ohne Unterlaß mehr als viehisch damit anzuhalten, und hängen so fest an ihren eingewurzelten Mißbräuchen, daß die Mühe, sie eines bessern zu belehren, nicht viel wirken konnte. Das

Nation der Pevas.

merkwürdigſte iſt das Gift, das ſie vor allen andern treflich zuzurichten wuſten, und welches aller Orten bey ihnen fleißig aufgekauft wurde. In der ganzen Provinz von Maynas braucht man zum Jagen dieſes oder dergleichen Gift. Mit ſelbigem beſtreicher man die äuſſerſte Spitze ſowohl der Wurflanzen, als der kleinen Pfeile, welche, wie ſchon geſagt, durch Blasröhre geſchoſſen werden, und wenn die ſo vergiftete Spitze nur ſo viel eingeht, als einen Blutstropfen zu vergießen nöthig wäre, ſo iſt das Wild ſchon ſicher erlegt; dann es fällt gar bald in eine Ohnmacht, und von ſelbiger endlich gar in den Tod. Friſch angeſtrichen hat es nach eigenen gemachten Verſuchen in einer Minute umgebracht: etwas langſamer, wenn es an dem Pfeile ausgetrocknet) wie es die Indier in ihren Köchern zu tragen pflegen. Ein Pfeil, der ſchon von 14 Monaten her angeſtrichen war, mithin ſchon viele Kraft verloren hatte, erlegte eine nur leicht verwundete Henne in 7 Minuten. Es hat dieſes Gift einen wunderlichen Einfluß in das Blut, welches ſich, ſo bald es irgendwo von ihm getroffen iſt, eilends zurück zieht, und mit ſolcher Gewalt dem Herzen zudringt, daß es oft dem auch nur am äuſſerſten Fuſſe angeſchoſſenen Thiere die dünnere Blutgefäſſe zerſprenget, ſo daß ihm das Blut durch Maul und Naſe ausgetrieben wird. Alles damit erlegte darf man ſicher und ohne Scheu eſſen, wenn auch die Spitze des Pfeils noch in dem Fleiſche geblieben

wäre,

wäre, ja wohl auch dem Eſſenden in dem Biſſen, wo ſie ſtecket, unter die Zähne käme. Die Indier lachen ſich die Haut voll, wenn ſie merken, daß ein dort noch unbewanderter Europäer darüber ſtutzet. Es wird aus dem Saft von mehr als 30 Wurzeln, Kräutlein, und Rinden gemacht, mit vielfältigen Umſtänden, und genaueſter Beobachtung der ganzen Vorſchrift, wie ſie ſchon wiſſen, daß damit zu verfahren ſey, wenn auch dieſer und jener Umſtand von keiner Wichtigkeit wäre; faſt auf ähnliche Art, wie unſere Apotheker, wenn ſie den Theriak machen, ſich zu verhalten pflegen. In der That ſieht dieſes Gift dem Theriake nicht ungleich, wenn nicht ſein etwas zäheres Weſen, und ſein Geruch, der zwar heftig, doch auch nicht ſehr unangenehm iſt, ein anderes zeigte. Ohne alle Gefahr kann man es mit bloſer Hand, nach Belieben, herumſchmieren, wenn es nur nicht unmittelbar an das Blut kommt. Wenn ſogar von ungefähr, oder vorſetzlich ein wenig von ſolchem Gift in den Magen käme, ſchadet es doch nicht leicht, es wäre denn, daß es irgendwo innerlich ein lediges Blut anträfe. Doch haben ſich einige Tollſinnige finden laſſen, die mit ſolchem etwas mehr getrunkenen Gifte innerhalb wenigen Stunden ſich ſelbſt muthwillig ermordet haben. Andere, die mir bald nach eingenommenen Gifte ſind angezeigt worden, habe ich mit beygebrachtem Gegenmittel noch glücklich gerettet. Das leichteſte und ſicherſte iſt

ein

ein guter Löffel voll Salz oder Zucker, mit wenig Waſſer aufgelöſt, und ſo bald, als es nach empfangenem giftigen Schuſſe möglich iſt, ein und andersmal getrunken. Bey Abgang deſſen hat man ſich auch mit aufgelöſtem Honig, oder auch in der Eile mit Urin, oder gar mit aufgelöſtem Menſchenkothe, behelfen können. Dieſes letztere Mittel hat man vielleicht durch die Erfahrung von den wilden Schweinen erlernet, indem es öfter ſich gezeiget, daß ſolchen der giftige Schuß nicht ſchaden können, nachdem ſie nämlich kurz vorher in ihrem Kothe herum gewühlet hatten. Es hat auch, ich weis nicht was für eine Verbindung mit dem Krokodille, und auch mit der Landſchildkröte, (nicht mit der im Waſſer lebenden) ſo daß ihm durch derſelben Ausdünſtungen die Kraft entnommen wird. Mithin pflegen die Indier ganz billig ihre Töpfchen, worinn ſie das Gift aufbehalten, für beyden Thieren beſtens zu verwahren. Ich ſelbſt habe mich öfters überzeugen laſſen, wie das Gift, das kurz vorher ſeine ſtarke Wirkung gemacht, ſelbige verlor, weil es von dem Dampfe einer ſolchen in der Nähe gekochten Schildkröte verdorben war. Wahrhaftig kann man es der göttlichen Vorſicht nicht genug verdanken, daß die Indier, die doch alle mit ſolchem Gifte verſehen ſind, ſich deſſen faſt einzig zur Jagd, nicht leicht aber ſich ſelbſt, oder jemand anderm zu ſchaden, bedienen. Gewiß ein ſo taugliches Werkzeug der Mordthaten würde nicht

ſo unſchuldig bey ſonſt wohl geſitteten, und alt-chriſtlichen Völkern beſtehen, da doch deſſen ganz ungeacht, dort die Miſſionarien ganz allein ohne alle Bedeckung, oft in Mitte der wilden und noch unglaubigen Völker zu bleiben, Muth genug hatten.

Von den Cahumaris habe ich nichts erhebliches. Sie ſind ſchon lange Zeit alle getauft, und weil ſie auch etwas biegſamer in ihrem Bezeigen ſind, bedienet man ſich ihrer, die übrige noch rauhe Einwohner ſelbigen Dorfes im Zaum zu halten. Man hält ſie für eine beſondere, wiewohl nicht zahlreiche Nation mit eigener Mutterſprache, von der ich doch nicht ſicher vorgeben kann, ob ſie mit der von Pevas, oder mit der Yahuas ihrer, gar nicht überein komme. Nation Cahumari.

Die Yahuas beharren überhaupt noch ſehr feſt bey ihrem barbariſchen Unglauben; und ob ſchon einige in dem Dorfe wohnhafte, ſich dem Chriſtenthum unterworfen, hält ſich doch der gröſſere Theil noch in den Wäldern auf, kommt aber öfter ohne Scheu in das Dorf, und möchte wohl endlich auch ſich zum Schafſtalle Chriſti gewinnen laſſen. Dieſes Stück Ackers iſt noch ſehr ſteinicht, und hat die Aernte gar nicht, nach Maas des auf ihn gewandten langen Schweißes und Blutes, in die Scheune des Herrn gebracht. Die Geduld und Güte, der man ſich in ſolchen Umſtänden, wie ſie dort waren, bedienen muſte, machte Nation Yahuas.

bey

bey dieſen Halbmenſchen, die noch ihrer Frey- und Ausgelaſſenheit viel zu ſehr anhiengen, zu wenig Eindruck; Gewalt und Ernſt aber, obſchon mäßig und nach Erfordernis, hätte man kaum gebrauchen können, ohne den Zunder zu Empörungen zu legen, von denen doch die Erfahrung gezeiget hat, daß meiſtens mehr Schaden entſtehe, als der Nutzen iſt, den man aus ihrer Dämpfung zu hoffen hätte. Um alſo nicht alles gänzlich zu Grunde gehen zu laſſen, muſte man vielen groben Mißbräuchen durch die Finger ſehen; aber eben hiedurch begiunten ſie ſo Wurzel zu faſſen, daß faſt keine Ausſicht beſſerer Hoffnung übrig blieb. Das Vaterland der Yahuas iſt in den Gegenden des oberſten Huerariſluſſes. Sonſt haben ſie nichts beſonderes, als daß ſie das oben gemeldete Gift faſt eben ſo treflich, wie die Pevas, zu machen wiſſen.

Nation Ticuna

Der Eckſtein von dieſer Seite der Provinz von Maynas iſt die Nation Ticuna, ebenfalls Nordwärts gegen den Maragnon. Aus Furcht der Portugieſen, von denen ſie Chumána (Tſchumana) genannt, und ſchon lang zur Dienſtbarkeit geſuchet wird, hat ſie vor wenig Jahren freywillig um einen ſpaniſchen Miſſionar aus der Geſellſchaft gebetten, ſolchen endlich erhalten, und ſich, zum Theil, ſeiner Unterweiſung in dem neu angelegten Dorfe Loreto unterworfen. Hiemit aber war ihr für die andringende Obermacht noch lange nicht geholfen; die Por-

tu-

tugieſen haben theils mit Gewalt, theils mit allerhand Blendwerken und liſtigen Vorwänden, welche ausführlich zu erzählen, mir nicht zuſtehet, ſo weit um ſich gegriffen, daß ſie endlich oberhalb der Mündung des Yahuariſluſſes ein friſch angelegtes Dorf zu Stande gebracht, und in ſelbigem auch mit der Zeit ein zwar geringes, doch zulängliches Commando Soldaten aufgeſtellet haben. Sie nennen es ihre Feſtung, obſchon von ſolcher nichts zu ſehen iſt. Es iſt ihnen auch gelungen, eben dort einen Haufen Ticunas auf ihre Seite zu bringen. Schon oben habe ich erwähnet, wie gleichgültig dießfalls meiſtens die ſpaniſche Gewaltträger von langen Zeiten her ſich zu betragen pflegten, denn ſich mit Gold und Silber zu bereichern, zeigte ſich von daher keine anſcheinende Hoffnung. Mithin blieb den Mißionarien, deren pflichtmäßige Vorſtellungen nichts fruchten wollten, blos übrig, daß ſie der vordringenden Gewalt mit Beſcheidenheit nachgaben. In der That, nachdem die Nachſicht der Spanier das Eigenthum des untern Maragnon, (ſo weit die Portugieſen ſchon vorgerücket ſind, nämlich von dem Weltmeer an, bis zu der Mündung des beſagten Yahuari, (mehr als 500 Meilen in der Länge) aus den Händen gelaſſen; ſo können ſie zwar aus allen Ländern an dem obern Maragnon keinen Nutzen ziehen, weil ſelbige von dem Handel mit ihren Kolonien in Peru und Quito, durch das unüberwind-

windliche Gebürge allzusehr abgeschnitten sind, und blos Fluß abwärts mit einiger Handlung könnten genützet werden. Doch demungeachtet war es für sie von gröster Wichtigkeit, daß sie dort den fremden Eingriffen ernsthaft Einhalt thaten, mit welchen man schon lange ihnen manche erhebliche Vortheile abgedrungen hat. Aber diese und dergleichen andere Gegenstände stehet mir nicht zu, mehr als obenhin zu berühren, und können auch ohne genaue Begriffe von der Lage dieser Länder nicht sattsam eingesehen werden. Die Ticunas haben nebst ihrer ganz eigenen Sprache eine besondere Art von Lanzen, die auch bey andern Nationen ihren Werth haben. Sie bestehen aus einem sehr harten, und von Natur rothem Holze, welches glatt gemacht für sich einen treflichen Glanz bekommt. Solches Holz giebt es im ganzen Lande genug, und ist es meines Erachtens von mittlerer Gattung zwischen dem insgemein bekannten Brasilholz, und dem auf spanisch genannten Palo santo. In Rücksicht auf seine Schwere, Härtigkeit, und dunkelrothe Farbe, besonders in schon alten Stämmen, kommt es näher dem Santo als dem gemeinen Brasilholze. Es ist überaus derb, und läst sich darum mit sonst gemeinem Tischlerwerkzeuge nicht arbeiten. Daraus machen sie sofort ihre Lanzenstangen, eine der andern so gleich, als wären sie in einem Model gegossen, und fügen in das eine Ende eine schmale, spannlange Spitze, aus schwarzem,

sehr

sehr hartem Holze. Die noch wilde Ticunas sind bald obenhin mit einem Stücke von Yanchama bedecket, von dem ich bald was mehreres melden will, bald übrigens ganz blos, so daß sie nur um die Lenden ein Schürzlein tragen aus gewissen, ganz krausen, dünnen Palmblätchen, die ihnen Buschweise umher bis auf die halben Beine hinabhangen. Sie pflegen auch im Angesicht allerhand immerwährende, dunkelblaue Merkzeichen zu tragen, fast auf die Art der Mayurunas. Mit ihrem übrigen barbarischen Aufputze und Gebärden aber will ich mich nicht aufhalten.

VIII.

Begriff von dem Flusse Napo, und seinen anliegenden Nationen.

Lasset uns nun auch die Nationen des Napoflusses besuchen, vorher aber ihn selbst, so viel es nöthig ist, obenhin entwerfen. Sein Ursprung ist in verschiedenen Thälern des weiträumigen Gebürges der Landschaft Quito, in welcher einer der höchsten Berge, Antisana genannt, immer mit Schnee völlig überzogen ist. Unter vielen ungemein reissenden Strömen, die da und dort in jenem rauhen und unwegsamen Gebürge sich herumschlagen, und endlich in den Napofluß zusammenstossen, sind zween die vornehmsten. Einer entspringt in besagten Thälern des Antisana selbst, und wird noch innerhalb dem Gebürge

der Coſanga, weiters aber ſchon in der Ebne der Coca genannt. Es iſt auch in der That der wahre Hauptſtamm dieſes ganzen Fluſſes, ſowohl in Rückſicht auf die Entlegenheit der Länder, durch die er ſich herumwälzet, als auf die Menge anderer Ströme, die er an ſich zieht. Der andere kommt von dem feuerſpeyenden, und auch immer mit Schnee bedeckten Berge Catopaxi, und wird ſchon, ſo weit man ihn kennet, der Napo genannt, welcher Name ſofort dem ganzen übrigen Fluſſe, bis er in den Maragnon fällt, wiewohl mit Unrecht, anhangend geblieben iſt. Denn obſchon der ſogenannte Coca, wie geſagt, der eigentliche Hauptſtamm, und wo er ſich mit dem Napo vereinigt, merklich größer iſt, ſo hat man doch vom Anbeginn den ganzen Fluß weiter abwärts nicht Coca, ſondern Napo zu nennen ſich angewöhnt, weil bald oberhalb der Vereinigung beyder, der Coca wegen ſeiner unüberwindlichen Strudel und Waſſerfälle ſchon aufhört ſchiffreich zu ſeyn; der ſogenannte Napo aber hinauf bis zu dem Dorfe gleiches Namens, doch ſich überwinden läſt, wiewohl auch mit grauſamer Mühe und entſetzlichen Gefahren. Dadurch geht nun eine der drey bisher bekannten Straſſen, die vom Reiche Quito nach den Maragnon führen, und ich am gehörigen Orte beſchreiben will. Dieſe, als die Hauptſtraſſe, den Miſſionarien zu erleichtern, hat ſchon vorlängſt die Gnadenhuld der Könige die Pfarre von Archidóna der Geſell-

ſchaft

ſchaft auf immer zugeeignet, damit nämlich dort, als am Schlunde des Gebürges, und an dem Hauptpaſſe, immer ein Jeſuit mit einem Gehülfen zur Hand wäre, mit anſtändiger Liebe für die Mitbrüder, den ſonſt ſo ſchweren Aus, und Eingang der Mißion nach Kräften zu befördern. Archidóna iſt eine elende, dort ſo genannte Stadt, die zwar ſamt dem dazu gehörigen Dorfe Napo, an welchem der Port iſt, noch keineswegs zur Provinz von Maynas gehöret; ſondern ſie hat ihren beſondern ſpaniſchen Statthalter, der zugleich über die Provinz von Quixos und Avila zu ſchaffen hat, und erſtrecket ſich ſein Gebiet oſtwärts bis an den Fluß Payamino, ſüdwärts an den obern Napo, bis wo dieſer ſich mit dem Payamino vereiniget. Mithin ſind eben dieſe Flüſſe diſſeits die Gränzen der Provinz von Maynas; ihr nächſtes Dorf aber von der heiligſten Dreyfaltigkeit, oder insgemein Capacúi genannt.

Die Nationen des Napoflusſes haben die beſondere Eigenſchaft, daß ſie mit weniger Verſchiedenheit in der Mundart, nur eine einzige Sprache reden, doch deſſen ungeacht halten ſie ſich für verſchiedene Völker, und haben ſich auch unter einander mit Nachſtellungen und Feindſeligkeiten gräulich aufgerieben. Bey den Spaniern heiſſet insgemein dieſe ganze Nation Encabellada, welche aber in verſchiedene Sproſſen, nämlich in die Abichiras, Angutéres, Cunchies, Ycahuates, Payaguas abgetheilet iſt. Es wäre

Nation Encabellada.

zu mühsam und zu weitläuffig, wenn ich einen zulänglichen Entwurf machen sollte, mit was eifriger Geflissenheit, mit was heldenmüthiger Geduld, unter vielfältigem Elend, Gefahren, Krankheiten, Verlegenheit und Empörungen, viele grose Männer von mehr als hundert Jahren her getrachtet haben, diese Völker in Ordnung zu bringen, und wie schwache Wurzeln doch die Religion dabey gefasset hat. Nebst der Hauptabsicht des Seelenheils, war man insonderheit dahin besorgt, daß diese Hauptstrasse durch den Napofluß, zu Erholung der Reisenden, und zur gemeinschäftlichen Beyhülfe, mit hin und her aufgestellten Dörfern unterlegt würde. Man hat auch deren viele zu verschiedenen Zeiten zu Stand gebracht; jedoch, nur zwey ausgenommen, die noch letzthin geblieben sind, (eines das vorgemeldte Capacui, das andere vom heiligsten Namen Jesu genannt) waren alle übrige von wenig Dauer, und musten bald nach ihrem Anfange, oder nach einigem günstigen Wachsthume, wieder zu Grunde gehen, theils durch die unglaubliche Leichtsinnigkeit dieser Völker, theils durch schädliche Krankheiten, theils auch durch Empörung und Meuchelmord der Missionarien. Nebst ihren Halsgehängen von Affen- wilden Schwein, und Tigerzähnen, wie bey allen wilden Völkern gewöhnlich, und nebst ihren mit Papagayfedern ausgeschmückten Kränzen, hatten diese Völker einen besondern Aufputz, da sie die ganze Lippe mit einem schwarzen und glänzenden

An-

Anſtriche gefärbet haben. Das Geſicht ſchmieren ſie mit einem gelblichten, und ſo widrig riechenden Oel, daß man es kaum in der Nähe vertragen kann. Sie haben auch gerne die Augenbraunen völlig ausgeriſſen; Arme und Schienbeine, wie ich bey den Yquitos erwähnet habe, binden ſie ſehr feſt mit gewiſſen Riemlein, und beſchmieren ſie mit ihrem rothen Chambu, über welchen ſie, ſo lang er noch feucht iſt, eine ganz dünne und lodere Baumwolle, wie Pflaumfedern, ankleben laſſen. Der Leib iſt entweder bloß, oder mit einem Stücke Yanchama obenhin bedeckt. Dieſe Yanchama (Jantſchama) iſt nichts, als die Rinde eines großen Baums gleiches Namens, welche ſie in der beliebigen Länge anſchneiden, und herablößen, nachmals aber durchaus mit Schlegeln lang und gut abklopfen, und indeſſen immerzu auswaſchen, bis die äuſſerſte herbe Oberfläche rein abgeſchälet, die Rinde aber ſelbſt nicht nur ganz beugſam, ſondern auch ſo weich geworden iſt, daß man es für ein gegerbtes Leder halten möchte. Sie wird durch das Waſchen ſchneeweiß, läſt ſich auch, ſo lang ſie noch feucht iſt, nach Belieben ausdehnen, und es zeigt ſich an ihr ein ſo wunderliches Gewebe der dünneſten unter ſich ordentlich verflochtenen Fäſerlein, daß man es unter die Kunſtſtücke der Natur vom erſten Range rechnen darf. Dieſes natürliche Gewebe Yanchama dient ihnen ſowohl zur Kleidung, als auch zu ihren Zeltbettlein; an dem Maragnon

aber, wo man es auch zur Genüge haben kann, braucht man es nur meiſtens für Teppiche oder Bettdecken, beſonders auf der Reiſe irgendwo aufzubreiten, und ſich darauf zu legen. Die Völker des Napo haben auch eine beſondere Art der Lanzen. Sie befeſtigen am Ende der Stange ein Stück des Chingánarohrs, welches, weil es aus der natürlichen weiten Rundung nach und nach in eine faſt halb Ellen lange Spitze zweyſchneidig zugeſchliffen iſt, damit eine ſehr weite, halbrunde Wunde macht. Das Weibsvolk, das gleichfalls die Lippen ſchwarz und das Geſicht mit ſeinem ſtinkenden Oel gelblicht färbet, geht übrigens blos, nur daß es um die Lenden mit einer breiten Schärpe umgürtet iſt; ſolche beſteht aus einer großen Menge an Schnürlein angefaßter, ſchwarzer, glänzender Kügelein. Es hat auch ſeine kleine Spiegel aus ſchwarzem Harze, und in Strickung ſeiner Hamacas oder Luftbetter eine beſondere Art.

Dieß ſey indeſſen genug von ſo verſchiedenen Nationen dieſer Landſchaft, die ſchon ganz, oder doch zum Theil auf die Straſſe des Heils eingetretten ſind. Etwas will ich nun auch obenhin von andern völlig barbariſchen beybringen, von denen man zwar einigen Begriff, aber noch keinen Zutritt gehabt, ſie in den Schafſtall Chriſti zu verſetzen. Die Nordwärts gegen den Maragnon gelegene laſſe ich noch in Ruhe, und wende mich erſtlich an die ſüdliche, unter welche ich alle

Bar-

Barbaren rechne, die entweder am oberſten Ucayaleſluß gelegen ſind, oder, wiewohl weit von ihm entfernet, durch andere Flüſſe, die in ſelben einfallen, noch könnten beſucht werden.

IX.

Noch barbariſche Nationen gegen Süden des Maragnon.

Der ſchon öfters berührte Ucayale iſt aus allen Flüſſen, die der Maragnon, ſo weit er den Spaniern gehörig, an ſich nimmt, der gröſte, und kann billig mit jenem ſelbſt, der ſchon von ſeinem Urſprung an, der Maragnon heiſſet, um den Vorzug ſtreiten. Den Urſprung des Ucayale ſetzet die gemeinere Meinung bey dem großen See, von einigen Bombòn, von andern Chingai-cocha (Tſchingay-kotſcha) genannt, in der Provinz von Tarma, wo er zwar nur der Fluß Tapo, oder der von Tarma heiſſet. Ich will mich auch darüber nicht aufhalten. Denn den wahren Urſprung zu beſtimmen, iſt weder von ſolcher Wichtigkeit, noch auch möglich, ſo lang ſelbige Länder nicht beſſer, als annoch, durchſucht und aufgekläret ſind. Viele gewaltige Flüſſe vereinigen ſich innerhalb eines weitſchichtigen und meiſtens unbekannten Gebürges, das mit wilden Völkern hin und her beſetzt, und von keinem Europäer hat können eingeſehen werden; mithin iſt noch meines Wiſſens unentſchieden, welcher aus

jenen Flüſſen eigentlich für den Hauptſtamm ſoll angeſehen werden. Nebſt dieſem jetzt erwähnten Tarmafluße, und dem Fluſſe Xaura (Chaucha), entſpringt der dritte beſſer ſüdwärts in der Gegend von Aſángaro, läuft an der Stadt Guamanga vorbey, und heißt mit Namen Viñaque oder Veñique. Der vierte, Villcas genannt, durchläuft die Provinzen von Villcas und Andaguaylas mehr gegen Oſten, und vereiniget ſich mit ſchon gemeldten. Der fünfte, mit Name Avancái, entſpringt unferne von Parina-cocha, wälzet ſich in der Provinz von Chumbi-vilcas herum, und bricht durch das Gebürge, ſich mit vorgeſagten zu vereinigen. Der ſechſte Apurimac läuft ſelbſt von dem Schneegebürge, wo er entſpringt, gerader als alle andere, meiſtens nordwärts, ſtreift an Cuzco, die alte Hauptſtadt der Könige von Peru, und bricht ſofort durch ein unwegſames Gebürge hinaus. Der ſiebente, insgemein von Yucai, einem angenehmen und mit fruchtbaren Grundſtücken der Spanier beſetzten Thale ſo genannt, ergieſt ſich unweit von Vilca-pampa durch das Gebürge, und iſt vielleicht eben der nämliche, den einige Geographen Enne oder auch Ennin heiſſen. Dieſe ſtimmen ſonſt auch in dem gemeinen Vorurtheile überein, als vereinige ſich mit dem obern Ucayale, beyläufig im 12 Grade ſüdlicher Breite, auch der Fluß Beni, welcher in der peruaniſchen Miſſion von Mojos ſonſt wohl bekannt iſt, und an der

Weſtſeite des großen Fluſſes Mamoré in die Ebene hervorbricht, der, weil er ſchon viele andere aus dem Gebürge an ſich gebracht, dort ſehr mächtig ſeyn müſte. Herr Condamine aber, auf zulängliche Nachrichten der Portugieſen ſich ſteifend, hält für wahrſcheinlicher, daß gemeldter Beniſluß mit unſerm Ucayale ſich gar nicht vermengt, ſondern vielmehr gerades Laufes an der Weſtſeite des gemeldten Mamoré (der bey den Portugieſen da Madeira heiſſet) in Ferne von 40 bis 50 Meilen immer neben ihm fortgehe, bis er ſchon ſehr weit unten unmittelbar in den Maragnon fällt, ſo daß der oben ſo genannte Beni in der That kein anderer wäre, als der bey den Portugieſen in ſeiner Mündung Purùs, bey dem P. Friz aber in ſeiner Landkarte Cuchivarà heiſſet. Und ſo viel mußte ich doch obenhin von dem obern Ucayale berühren; hiemit aber genug, bis etwann mit der Zeit die noch finſtere Unwiſſenheit dieſer Gegenden beſſer aufgekläret wird.

Schon oben habe ich angezeigt, wie man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, durch die äuſſerſte Noth dieſer Kirche von Maynas gezwungen war, zahlreiche Völker von dem Ucayale nach dem Guallaga zu übertragen, und hiemit die immer unruhigen Cocamas, Chipæos, und Maparinas zu befriedigen. Aber mit eben dieſem Entſchluſſe blieben die Länder des untern

Ucayale dermaſſen entvölkert, daß man in der ganzen weitläufigen Gegend, von der Mündung an, wohl ein ganzes Monat aufwärts fahren kann, ohne die geringſte Spur eines wilden Volkes weit und breit zu finden; nur mit Ausnahme einiger Muthmaſſungen, daß zwiſchen dem untern Guallaga und dem Caſſavatáifluß, noch einige Chiclunas, Mußimas und Maparinas im Gebürge übrig ſeyn ſollen. Eben ſo weis man andererſeits von verſchiedenen Nationen, die zwar ferne vom Ucayale ſelbſt, zwiſchen den Flüſſen Tapißi und Yahuarì, und in den obern Gegenden des Cußiquina und Ytimúi, noch verborgen ſind, nämlich die Mayurunas, Univos, Caßivaris, Schirobas. Erſt unlängſt hat in ſelbigen Gegenden ein Mißionar einige Familien der Mayurunas gefunden, gute Nachrichten über andere herum liegende Barbaren von ihnen eingeholt, und einige Vorkehrungen getroffen, ſolche Völker füglich zu entdecken. Aber gar bald haben alle dieſe Vorhaben mit der ſchmerzvollen Austreibung der Geſellſchaft aus Spanien, Schiffbruch gelitten.

An die obern Länder des Ucayale hat ſich vorzüglich um das Jahr 1685 der ruhmwürdigſte Mann, P. Heinrich Richter, von Geburt ein Böhme, gemacht, mit heldenmäßiger Standhaftigkeit, alles unbeſchreiblichen Elendes und Widerſtandes ungeachtet, neun Dörfer von den Cunivos, Mananahuas, Mochovos, Comavas,

Cam-

Campas, Remos, Piros aufgerichtet, und endlich mit vielem Schweiße eine ſchön blühende Chriſtenheit geſtiftet. Solchen Eintrag konnte der geſchworne Seelenfeind nicht länger vertragen; er zedelte unter den Cunivos und Piros wider den wahren Apoſtel dieſer Heiden eine Empörung an; er wurde von ihnen meuchelmörderiſch umgebracht, hiemit aber mit einem Streiche die ganze zehnjährige Arbeit, und das von ihm ſo glücklich aufgeführte Gebäude zu Boden geworfen. Einige Jahre darauf hat man zwar von Seiten des Maragnon alle Kräfte aufgebotten, und ſich in Verfaſſung geſetzt, die Meuchelmörder zu bändigen, die weit zerſtreuten Flüchtlinge zuſammen zu klauben, und alles nach Möglichkeit aus dem Verfalle wieder herzuſtellen. Das Unternehmen aber hat mit Gottes Zulaſſung die ſchmerzlichſte Wendung genommen. Denn als die ſpaniſche Befehlshaber ſamt ihrer Bedeckung von chriſtlichen Indiern, dem günſtigen Anſcheine, als wäre die Ruhe ſchon hergeſtellt, allzuviel zutrauten, erſahen die Cunivos ihren Vortheil, griefen unvermuthet zu den Waffen, erſchlugen viele ſorgloſe Spanier und Indier von ihrer Bedekkung, und nach beyderſeits vergoſſenem vielen Blute, waren die noch übrige letztlich gezwungen, ſich über Hals und Kopf mit der Flucht zu retten. Hierüber gerieth die ganze Mißion von Maynas in ſolche Verlegenheit und Beſtürzung, daß von 1698, da dieſer Unfall ſich ereignet, bis 1762

nie-

niemand mehr Luſt hatte, einen abermaligen Verſuch gegen den obern Ucayale zu wagen.

Zwiſchen ſelbiger Zeit, und von mehr als hundert Jahren her, hatten die PP. Franziskaner aus Peru in ihren Mißionen, die zwiſchen den Provinzen von Guanujo und Lamas gelagert ſind, alles äuſſerſte verſucht, ſich einen Weg nach dem obern Ucayale zu öffnen, ein oder andere wilde Nation auf ihre Seite zu bringen, um feſten Fuß da oder dort, wo es gelingen möchte, ſetzen zu können. Ob ſolche öftere Verſuche dem Zuſtande dieſer Heidenſchaft mehr genützet oder geſchadet haben, iſt nicht leicht zu entſcheiden. Gewiß iſt, daß dieſe Unternehmungen faſt nicht konnten ohne Bedeckung und Geleitſchaft einiger ſpaniſchen Soldaten betrieben werden, da doch alle dieſe Barbaren auch nur den Schatten eines Spaniers ſchon längſt verabſcheuen. Eben ſo gewiß iſt, daß jene Völker durch ſolche wiederholte, und gar oft mißlungene Einfälle ſehr aufgebracht worden, daß ſie ſich frühe oder ſpäte mit Gewalt von den Fremdlingen wieder losgemacht, viele der Geiſtlichen, und auch der Spanier, bey allerley Gelegenheiten ermordet, und eben durch die erlangte Siege wider die Peruaner um ſo mehr Stolz und Hochmuth gefaßt haben. Ich ſagte aber oben nicht umſonſt: bis 1762; denn gegen deſſen Ende hat ein Mißionar von Maynas den Verſuch gemacht, den ſonſt immer vorgeſchützten weiten Umweg, den man

den

den ganzen Ucayale aufwärts machen müſte, abzuſchneiden. Er machte ſich aus dem obern Guallaga in den Chipuranafluß; fuhr ſelbigen, ſo weit es nur möglich war, hinauf, ſchleppte ſofort die Schiffe ſamt aller Bagage, durch einen Strich feſten Landes, fuhr über andere ſonſt unbekannte kleine Flüſſe und Seen, unter tauſend Gefahren, Elend und Beſchwerlichkeiten hinab, und brach endlich in den obern Ucayale glücklich hinaus, dort, wo man von den wilden Völkern nicht mehr ferne zu ſeyn glauben konnte. Er wagte ſich in verſchiedene Seitenflüße hinein, einige Spuren wilder Völker aufzutreiben. Weil aber hiemit viele Zeit, der Mundvorrath, die Kräfte und Geſundheit der mithabenden Geleitſchaft erſchöpfet waren, muſte man ſich damals begnügen, die Kenntnis eines groſſen Theils jener Gegenden, und wie man ein andermal mit beſſerm Nachdrucke zu Werk gehen möchte, erworben zu haben. Indeſſen hatten ſich wider einen abermaligen Verſuch die wichtigſten Hinderniſſe erhoben. Aber auch dieſe wurden endlich ſo weit beygelegt, daß 1766 neuerdings zween Miſſionare mit zulänglicher Bedeckung alter Chriſten, den ganzen Ucayale von der Mündung hinauf bis zu dem Einfluſſe des Pisque gelangten. Allein eben dort muſten ſie erfahren, daß die von ihnen geſuchte Cunivos und Chipæos ſchon in der Hand einiger Franziskaner aus Peru waren, welche kurz vorher unter dem Schutze des Vicekö-

königes von Peru, aus Cachamarquilla (Katſchamarkilja) dahin den Weg gefunden hatten, auch täglich aus Lima friſche Beyhülfe und Bedeckung erwarteten. Mithin ſah man ſich unſerer Seits damals gezwungen, alles weitere Vorhaben fahren zu laſſen. Seit dem, noch vor Ausgange eines Jahrs, hat man vernehmen müſſen, daß jene Barbaren neuerdings einen Aufſtand erregt, viele Geiſtliche ſamt ihrer Bedekkung ermordet, und das ganze dort angefangene Werk der Peruaner zu Grund gerichtet haben.

Nicht viel beſſer hat es jenen Geiſtlichen in den Provinzen von Tarma und Xauxa (Chaucha) gelungen. Mit langer Mühe und Schweiße hatten ſie von Andamarca, Ocopa und Guancabamba aus, oſt- und nordwärts im Gebürge verſchiedene Völkerſchaften aufgerichtet, aber um das Jahr 1740 warf ein allgemeiner Aufſtand dieſes ſchön aufwachſende neue Chriſtenthum ganz über den Haufen. Es warf ſich jemand in ſelbigem Volke nicht allein für einen Ynga auf. vorgebend, er wäre von Geburt ein Abkömmling der alten Könige, und rechtmäßiger Erbe des ganzen Peru, ſondern er erwarb ſich auch bey den umliegenden wilden Völkern einen gewaltigen Anhang, brachte ein ſtarkes Kriegsheer auf, erfochte über die ihm entgegengeſetzte Halbſpanier einen und andern Sieg, ſtellte theils in einigen Städten und Grundſtücken der Spanier große Verwüſtungen an, und verſetzte ſogar Lima,

die

die Hauptſtadt ſelbſt, mit angedrohten Einfällen in nicht geringe Furcht und Verlegenheit. Eine weitläufigere Beſchreibung des ganzen Herganges findet man beym Ullóa, ſpaniſcher Auflage im II Theile, folio. CLXIII. Welche blutige Auftritte nachmals in jüngſt vergangenen Jahren dieſer ſogenannte Tupac Amaru Ynga in ſelbigen Gegenden ferner verurſacht habe, iſt aus öffentlichen Zeitungsblättern bekannt. So viel war genug, einen kurzen Begriff von der Heidenſchaft des Ucayale zu entwerfen, und obenhin die Hinderniſſe anzuzeigen, welche dort noch bis heute der Beförderung des Seelenheiles im Wege ſtehen.

X.

Barbariſche Nationen an der Nordſeite des Maragnon.

Hier will ich alle Nationen, welche noch theils heidniſch, theils chriſtlich ſind, übergehen, nämlich die Ticunas, Yahuas, Yquitos, Maynas Payaguas, weil von ihnen das erheblichſte ſchon iſt beygebracht worden. Zwo ſind noch an beyden Ufern des obern Curaraiflußes übrig, zu denen die Stimme und der Eifer der Mißionarien, weil ſie anderswo ſattſam beſchäftiget waren, noch nicht hat eindringen können. Eine derſelben wird Ayacóre, die andere Paráua genannt. Beyde haben ihre eigene Mutterſprache und

Nation Ayacóre und Paráua

und beſondern Gebräuche. Beyde, ſagt man, haben gegen die Yquitos viele Feindſeligkeiten ausgeübt, und ſind ihnen darum fürchterlich und verhaßt. Sonſt weis man von ihnen nichts beſonderes.

Nation der Xibaros.

Keineswegs aber kann ich die Nation der Xibaros (Chibaros) übergehen, theils weil ſie weit zahlreicher, als beyde jetzt gemeldte iſt, theils weil man ſie auf die Straſſe des Heils zu bringen, lang und vielfältig, aber doch allezeit umſonſt, getrachtet hat. Die Wohnſitze der Xibaros erſtrecken ſich durch meiſtens unwegſame Berge und Thäler, mit denen beyderſeits der obere Santyagofluß weit und breit umrungen iſt, und mit welchen ſie die Natur ſelbſt wider alle feindliche Anfälle beſtens verſchanzet hat. Solche ſteinerne Bollwerke ſcheint die Natur dort nicht umſonſt aufgeführt zu haben. Der Ruf iſt ur, alt, allgemein, und dringet noch heute vielen Liebhabern tief in das Herz, daß in dieſem Gebürge vortrefliche Goldgruben eingeſchloſſen ſind. Gleich mit Anfang der Eroberungen von Peru hatte man dahin ſich eingedrungen, das Land in ſpaniſchen Beſitz genommen, die Einwohner aber zum Chriſtenthum angehalten; jedoch gar bald, etwann vor hundert und ſechzig Jahren, wurden die damalige Xibaros ihrer Herren, und der ihnen aufgebürdeten harten Dienſtbarkeit überdrüßig, empörten ſich gemeinſchäftlich, erſchlugen alle Spanier, und eroberten ihre unlängſt aufgerichte-

richtete, aber wohl bemittelte Städte Logronio, Guamboyà, Zamóra und Macas, die sonst auch Sevilla del Oro, das ist, das goldene Sevilla, genannt wurde. Diese Städte haben sie bis auf den Grund zerstört, aber die Weiber der Spanier, ja wohl auch die Klosterjungfrauen, die zu Logronio schon damals sollen gewesen seyn, eigneten sie sich selbst zu. Von dieser Zeit an haben die Spanier zwar öfters alles mögliche versuchet, diese Nation, samt den unter ihr verborgenen Schätzen, wiederum zu erobern; sie sind aber allezeit mit blutigen Köpfen zurückgewiesen worden, ob es ihnen schon immerzu auch gelungen hat, einige Xibaros gefangen mit sich zu führen. Hiemit aber wurden die übrige immer mehr erbittert, so, daß sie gar keinem Fremdlinge, nicht einmal mit einem friedfertigen Vortrage, den Eintritt in das Land gestatten wollten. Man war endlich ganz überzeugt, daß jene Felsenwälle zwischen so vielfältigen reissenden Strömen, über welche nach Erforderniß hin und her zu setzen, die Wege und Mittel nur den Landkundigen bekannt sind, mit keiner Gewalt der Waffen zu erzwingen wären; und es wurde sodann beschlossen, die Betreibung dieses Werkes den Mißionarien aus der Gesellschaft aufzutragen, von deren wirksamen Thätigkeit man schon sonst vielfältige Proben vor Augen hatte, daß sie Dinge bewirket, welche doch auszuführen fast unmöglich schienen. Diese sahen zwar die Schwierigkeit solches Unter-

nehmens gar zu wohl ein; ſie wußten vorhin, daß wenn ſie auch alle ſo ſchreckliche Anſtöße und Gefahren glücklich überſtiegen, es möge auch aus ihren berufmäßigen Arbeiten der anſcheinende Nutzen ſo groß ſeyn, als er wolle, ſo würde er keine Dauer haben können, weil ſich alſogleich viele Goldgierige, die leider! in Amerika mehr Völker, als alle anſteckende Seuchen, zu Grunde gerichtet haben, aufmachen würden, mit hundert ſchönen Vorwänden, und mannichfältigen Kunſtgriffen gewöhnlicher maſſen den Fortgang des Glaubens und der Sittenlehre zu verderben. Dennoch weil man die Mißionarien da und dort einer feigen Hinläßigkeit wegen verdächtig machen wollte, und in der That ſogar bey Hofe ſelbſt zu beſchuldigen ſchon angefangen hatte, ſo waren ſie gezwungen, um ſolchem Verdachte auszuweichen, ein und anderer Unternehmung gegen die Xibaros die Hände zu biethen. Die ernſthafteſte aus allen war jene, ſo im Jahre 1691 aus Antriebe des Präſidenten, und auch des Biſchoffs von Quito, zu Stande kam. Keine Vorſtellung und Ausrede wollte Platz finden; man muſte alle wichtigſten Anſtände, alle anſcheinende Unmöglichkeiten, überwinden, ohne Verzug alle Kräfte der ganzen Mißion zuſammen ziehen, und einen gewaltigen Angrif, unter perſönlicher Anführung des Landpflegers von Maynas auf dieſe Länder wagen. Die Umſtände dieſes Feldzuges inſonderheit zu beſchreiben, wäre zu weitläuftig, und

zu

zu meinem Vorhaben auch überflüßig; genug iſt, wenn ich ſage, daß der ganze daraus erworbene Vortheil in weniger als 400 Gefangenen beſtanden ſey, die man zwar damals nach dem Maragnon überbracht hat, welche aber alle nach und nach, ohne nur einen Nachkömmling ihres Geſchlechtes zu hinterlaſſen, darauf gegangen ſind. Der Schade hingegen, welchen daraus die ganze Mißion gezogen hat, war vielfältig, und wird nicht mehr können gut gemacht werden. Denn weil die Xibaros den unſerigen an der Zahl ſehr weit überlegen waren, hätte man ohne die gröſte Thorheit nicht wagen können, ſich mitten im feindlichen Gebürge feſt zu ſetzen, wo man von einem nur mehr aufgebrachten als überwundenen grauſamen Volke umrungen werden, und wider daſſelbe gar nicht viele Schritte machen konnte, weil es allerſeits mit vielen jähen Felſen, als mit eben ſo vielen unerzwinglichen Schlöſſern, verſchanzet iſt. Man ſah ſich gezwungen, mit möglichſter Eile das ganze Heer zurück zu ziehen, ehe ihm der Muth und Mundvorrath gänzlich zu gebrechen anfieng, oder ehe der aus dem erſten Unfall ſich erholte Feind Muth und Kräfte wider die unſerige ſammeln konnte. Die bitteren Folgen, ſo aus dieſer Unternehmung die ganze Mißion empfunden hat, ſind nachmals ihr ſo tief eingedrückt geblieben, daß man billig einen allgemeinen Aufſtand hätte beſorgen müſſen, wenn man ihr abermal eine Unternehmung gegen die Xibaros auf-

gedrungen hätte. Anderer Zufälle zu geſchweigen, daß bald darauf im obern Ucayale die leidige Empörung aufgekäumet, welche ſchon beſagter maſſen auf einmal und auf immer ſelbige ſchönſtens blühende Mißion im Grunde zerſchlagen hat, läßt ſich der Urſprung nicht füglicher anderswo ſuchen, als in dem Feldzuge wider die Xibaros, zu welchem die Cunivos und Mananahuas, ob ſie ſchon ſelbſt noch friſch geworbene Chriſten, und mehr als 300 Meilen weit entlegen waren, ſo viele Hülfsvölker, als möglich war, aufbringen muſten. Zu dem haben ſie zuverläßig in Erfahrung gebracht, man wäre geſinnet, einen Schwarm der Campas, weil ſie dort am obern Ucayale immer vieles zu ſchaffen gaben, in das Land der Xibaros zu übertragen, und mit ihnen dort unſerer Seits eine Art von Feſtung anzulegen. Dieſes aber war mehr als genug, alle Völker des Ucayale in den Harniſch zu bringen, und ſie zu dem ſchmerzlichſten Abfalle aufzuwiegeln.

Vor einigen Jahren hat es obgeſagter maſſen dem Mißionar der Muratas gelungen, die Freundſchaft und das Zutrauen einiger Xibaros zu erwerben. Manche wollten daraus, wegen anſcheinender Hoffnung, dieſe Seelen zu gewinnen, viel Weſens machen; doch andere, denen aus der Geſchichte voriger Zeiten die argen Verſtellungen und Ränke dieſer Nation beſſer bekannt ſind, wollten der Sache keinen guten Ausgang ver-

verſprechen, aus vernünftiger Beyſorge, daß entweder die Xibaros, nachdem ſie mit Eiſengezeuge und dergleichen Nothwendigkeiten genug verſehen wären, muthwillig den Mißionar für den Kopf ſtießen, oder doch er die ganze Macht und Gewalt ſo vieler Goldſüchtigen nicht würde abhalten können, daß ſie ſich nicht durch den von ihm eröffneten Paß eindrängen, die Einwohner ſchwürig, ſeine obſchon reineſten Abſichten hoch verdächtig, und ſeine Mühe für das Seelenheil kraftlos machen möchten.

Noch ein anders großes Ungemach flieſſet aus der unerzwinglichen Dreuſtigkeit der Xibaros gegen die ganze Landſchaft von Maynas, daß ſie nämlich den Paß verlegen, durch welchen die Gemeinſchaft mit Quito zum nächſten unterhalten werden könnte. Die übrigen drey Päſſe, die heute zu Tag bekannt, und offen ſtehen, ſind ſehr weiten Umwegen, vielen Gefahren, und gräulichen Beſchwerden unterworfen; wenn aber die Fahrt in dem Santyagofluß durch die Xibaros nicht gehemmt wäre, ſo könnte man leicht aus den Städten Loxa und Cuenca in acht Tagen zu den Maragnon herunter kommen. Dieſer Santyagofluß, wiewohl er beyderſeits eine ungemeine Menge anderer aus dem Gebürge brechender Ströme an ſich reiſſet, iſt vornämlich doch in zween Hauptſtämme getheilet, bey deren Zuſammenfluße vormals die Stadt Logronio gelegen war. Der größere Stamm, Paute, oder ei-

gentlich der Fluß von Cuenca genannt, komme gerade von dieſer Stadt herab, iſt aber wegen ſeiner reißenden Gewalt, und der gähen Waſſerfälle, gar nicht ſchiffreich. Den andern nennt man den Fluß von Zamóra, einer vormals von eben dieſen Völkern zerſtörten Stadt. Bis zur Lage derſelben, wenn es die Xibaros nicht wehrten, wäre er ſchiffreich; von dort aber nach der Stadt Loxa, ſoll man vormals, wie die Rede iſt, in zween Tagen über die Alpen haben kommen können.

XI.

Von den drey Straſſen aus Quito zum Maragnon.

Hier muß der Leſer dem Worte: Straſſen, eine ganz andere Bedeutung, als wir in Europa gewohnet ſind, geben, und ſich überhaupt geſagt ſeyn laſſen, daß dort gar kein Fuhrwerk, es möge ſeyn, wie es wolle, weder Platz findet, noch auch bekannt iſt, nicht einmal in der Hauptſtadt Quito ſelbſt, noch weniger im ganzen ſo weitläuftigen Lande. Die Reiſende reiten auf Pferden oder Maulthieren hin und her; die Laſten aber, von was Namen und Gattung ſie ſeyn mögen, müſſen von armen Indiern, oder Eſeln und Maulthieren, oder von einem gewiſſen Kameelförmigen, aber weit kleinern, und nur dort bekannten Thiere, getragen werden.

Nach

Nach den Ländern des Maragnon läuft die
e und meiſtens gangbare Straſſe anfangs ganz
e am Aequator fort, und mag zwey Tagrei-
weit von Quito aus, auf Maulthieren reu-
) hinterlegt werden. In dieſen zween Tägen
man das hohe Alpengebürg von Guamani
überſetzen, in deſſen gänzlich öder Anhöhe wo
ein Bäumlein oder Geſträuße, noch auch ein
bares Gräschen, ſondern blos ein herbes un-
ichbares Stroh zu ſehen iſt, vornämlich aber
:n die Reiſende wohl auf der Hut zu ſeyn,
iit ſie ſich auf gewiſſen Ortern von keinem
ilaf überfallen laſſen, denn die Erfahrung hat
igt, daß dieſer ſchon vielen tödtlich geweſen.
giebt nämlich hin und her gewiſſe Oerter, wo
allerfeinſte Luft einen ſchädlichen Zug hat, der
Reiſenden anfangs zum Schlafe gewaltig rei-
und wenn er ſich dort unvermerkt etwas länger
)eilet, wird er im Todesſchlafe gefunden. Mit
n zwoen Tagreiſen gelangt man in ein ſehr
des Dorf Papaliacta genannt; von ſelbigem
geht die Straſſe in acht oder zehn Tagen
Archidóna, durch ein lediges, unbewohntes
úrge, durch welches, wegen der tiefen Pfüz-
jähen Abſchnitte, und verſchiedener reißenden
öme kein Laſtvieh gebracht werden kann. Alle
:n können anders nicht, als auf den Schul-
lang und wohl geübter Indier, hin und her
acht werden, und dieſe können nebſt ihrem
ien höchſt nöthigen Mundvorrathe nicht mehr

auf ſich nehmen, als jeder einen halben Centner Laſt. Ein Reiſender, wer er immer wäre, kann anders nicht, als mit gröſter Ungelegenheit, auf den Schultern der ſtärkſten Laſtträger, deren vier oder ſechs immer einer den andern ablöſen müſſen, fortkommen, oder lieber auf eigenen Füſſen, aller Pfützen, Steine, Dornen gänzlich ungeachtet, unter vielen aufſtoßenden Gefahren. Eine der gröſten iſt bey Ueberſetzung des Berges Quixos (Kichos), von deſſen Gipfel man einerſeits über eine ſehr jähe Wand, rücklings, und mit Beyhülfe der Hände und Füſſe, herabklettern muß, wo zwar ſchon gewiſſe Fußſtapfen ausgetretten ſind; verfehlet man aber einen derſelben, ſo muß man ohne Rettung bis in die Tiefe hinabwälzen, denn es läßt ſich öfters kein Sträußlein oder Gras finden, wo man ſich fangen könnte. Am Fuſſe dieſes Berges vereinigen ſich zween aus verſchiedenen Thälern mit Gewalt hervorbrechende Ströme, einer Quixos, der andere Vuagra genannt, und wo ſie ſchon vereinigt, von zwey gegen einander ſtehenden Felſen in die gröſte Enge getrieben werden, muß man unvermeidlich darüber ſezzen. Die Brücke hierzu verdient dieſen Namen gar nicht, und beſteht in einem ganz ſchmalen Stege aus zwo oder drey zuſammen gebundenen langen Stangen, die ſofort auf einmal nicht mehr als einen Mann tragen können, der aber wohl bedacht ſeyn muß, keinerſeits vom Gleichgewichte abzuweichen. Zu dem kann er wohl einen

nen gezogenen Waldſtrick durch die Hand laufen laſſen, verfehlt er aber dennoch, ſo iſt er des Todes ohne Rettung, denn der Fluß rinnt entſetzlich ſchnell, und leidet wegen der unter einander ſtreitenden Wirbel, gar kein Schwimmen. Solche ſeyn ſollende Brücke muß faſt, ſo oft ein Reiſender fort will, von dem Volke ſeiner Geleitſchaft neu geſchlagen werden, und weil ſich dieſes nicht länger aufhalten kann oder will, ſo iſt es auch nicht auf mehr beſorgt, als was die äuſſerſte Noth, darüber zu ſetzen, erfordert; mithin werden dergleichen Stege von einem jeden erfolgenden Waſſerguſſe, die in ſelbigem Gebürge ſehr oft und gewaltig ſind, wieder hingeriſſen. Hieraus läſt ſich ſchon von der groſſen Hinläßigkeit ein Begriff machen, die hier meiſtens obwaltet, da jene, denen es doch obliegt, ſich um die Herſtellung der Straſſen gar zu wenig bekümmern, die zwar in ſolchen ſo ungeſtümmen Gegenden koſtbar iſt, und von keiner Dauer ſeyn kann. Auf dieſer Straſſe hat ſolche Hinläßigkeit mehr als einen Reiſenden in den Todt, an die Spitze des Todes aber alle und jede verſetzet. Nebſt andern gewaltigen Strömen, die man auf dieſer Reiſe überſetzen muß, iſt einer der gefährlichſten der Coſangafluß, der wegen ſeiner Breite keine Brücke, wegen der Gewalt und Steinklippen kein Schwimmen leidet. Sein Rinnſal iſt über groſſe Steine, und muß dennoch unumgänglich durchwadet werden. Der Reiſende ſetzet ſich dem ſtärkſten

Lastträger auf den Hals, den aber zwey bis drey andere unterstützen, und sich einer mit dem andern anschließend wider den Fall versichern. So setzet endlich der ganze Schanzkorb hinüber. Das nämliche geschieht mit der Last von mehr Wichtigkeit; doch geht auch immerzu ein oder anderer zu Grunde, da nämlich der etwann fallende Träger sich nicht anders, als mit Hinwerfung der Last, helfen kann. Archidóna, eine sogenannte Stadt, aber eigentlich ein mittelmäßiges Dorf, ist der Wohnsitz des Landpflegers (Governador) von Quixos, und wie schon gesagt, eines Pfarrers aus der Gesellschaft. Da ist es artig anzusehen, wenn Auf- und Abreisende ungefähr zusammentreffen. Die von Quito frisch herabkommende schmachten vor übermäßiger Hitze, da denn des Maragnon lange gewohnten der Frost und die Kälte schon sehr empfindlich fällt. Nachdem man sich da etwas von dem Ungemach erholet, ist noch eine Tagreise über Land nach dem sogenannten Dorf und Port Napo. Dort setzt man sich in eine Canóa, und hat anfangs einige sehr gefährliche Strudel und Steinklippen, wo mehr als ein Schiff gescheitert ist, zurück zu legen. Wie reisend noch dort der Napo sey, läst sich daraus erachten, weil man vom Port nach dem Dorfe St. Rosa nicht mehr als vier, höchstens fünf Stunden bedarf, da man doch von da hinauf mit aller Mühe und Fleiß nicht weniger als 14 Tage rechnen mag. Von St. Rosa weiter

hinab

hinab geht die Schifffahrt schon gelinder und sicherer, etwann 10 Tage über den ganzen Napofluß bis an den Maragnon. Diese Strasse war den Mißionarien meistens üblich, wenn sie von Quito in die Mißion, oder von dort hinaus zu reißen hatten. Aber auch diese ist zu gewissen Jahrszeiten gänzlich verschlossen, da nämlich die Flüsse entweder von dem jählig zerschmolzenen Schnee im Gebürge, oder von den dort lang anhaltenden heftigen Platzregen, solchermassen anwachsen, daß kein Mensch über selbige sich wagen kann. Auf dieser Strasse pflegte man jährlich einmal den Mißionarien ihren höchst nöthigen Vorrath an Kleidung, Eisen, Mehl und Wein zum heiligen Meßopfer, und alles, dessen sie das Jahr hindurch für sich, oder die Indier, bedürftig waren, zu übermachen. Die Indier, so deßhalben hin und her zu wandern hatten, konnten die schwere und mühsame Reise kaum geschwinder, als in sechs, aber meistens in sieben Monaten, machen, und gemeiniglich kostete es einem oder dem andern unter dem Ungemache sein Leben.

Die andere Strasse kann man über die Städte Tacunga und Hambáto bis an das Landgut Patáte reutend zurück legen; von dort aber, weil gleichfalls kein Lastthier durchkommen kann, nicht anders als zu Fuße, oder auf den Schultern der Indier. Der Weg geht durch eine Spaltung des Feuerspeyenden Berges Tongura-

guragua, unter einem Grade 30 Min. der Südbreite. Da begegnen dem Reisenden geradeher die Flüsse Patate und Achambo, nachdem sie aus den Landschaften von Quito und Cuenca schon eine ungemeine Menge Wassers gesammelt. Beyde schon vereiniget, heist man den Pastazafluß, der sich über verschiedene Felsen hinabstürzet, endlich durch das gemeldete Gebürge (la Cordillera de Andes) heraus bricht, und nachdem er noch andere Ströme beyderseits an sich gerissen, schon sehr mächtig in den Maragnon fällt, etwann 150 Meilen oberhalb der Mündung des Napo, sich in drey Arme zertheilt, deren der gröste, nach Erachtung des Herrn Condamine, bey tausend Ellen breit seyn soll, wiewol ich ihm gar nicht so viel zugestehen wollte. Von Patate bis an das Dorf Canelos geht der Weg nicht ferne von der Ostseite des Pastaza fort, und hat man verschiedene andere vom Gebürge herausbrechende Ströme zu übersetzen. Der gefährlichste ist der sogenannte Topofluß, wegen eines fürchterlichen Steges, auf die Art, wie ich bey dem Flusse Quixos erwähnet habe. Der Pastaza selbst läst sich, wegen seiner Strudel und Wasserfälle oberhalb der Mündung des Bobonaza, nicht weiter hinauf schiffen. Wer dadurch nach Quito hinaus will, fährt von selbiger Mündung noch einige Tage den zwar sehr seichten Bobonaza hinauf, bis zu gemeldtem Dorfe Canelos, unter der Aufsicht eines Pfarrers aus dem Orden des

heil.

heil. Dominicus. Das iſt der ſogenannte Port von Canelos, weil man dort die Schiffe bis zur Wiederkunft von Quito in Verwahrung geben muß. Dieſe Straſſe iſt zwar weit kürzer, als jene durch Archidona, war aber den Mißionarien weniger in Uebung, vorzüglich nachdem die Einwohner von Canelos und Baños gar ſehr zuſammengeſchmolzen ſind, und mithin es an landskündigen Laſtträgern, dergleichen doch dieſe die einzigen waren, gemangelt hat. Und ſo ſehr waren die Mißionarien von dem Aus- und Eingange in die Mißion, und von der höchſt nöthigen Gemeinſchaft mit Quito, durch den ungeheuern Wall des unwegſamen Gebürges abgeſchnitten, ſo daß ihnen gemeiniglich nur einmal des Jahrs der nothwendige Briefwechſel geſtattet war.

Die dritte, wiewohl einzige, doch den Laſtthieren durchdringliche Straſſe, wurde von den Mißionarien am wenigſten gebraucht, theils weil ſie wegen ihres weiten Umweges ſehr koſtbar fällt, theils wegen anderer groſſen Anſtöße und Gefahren, die ich umgehe, beſonders bey Durchſetzung des berühmten Pongo, den ich ſchon oben beſchrieben habe. Dieſe Straſſe, nach überſtiegenem Gebürge, das der Stadt Loxa ſüdwärts liegt, geht an den Ufern des Fluſſes Chinchippe (Tſchintſchippe) nach Jaen von Bracamóros, einer vormals anſehnlichen Stadt, und Wohnſitz eines daher genannten ſpaniſchen Landpflegers, die

aber

aber mit der Zeit elendiglich vergangen, und heute nichts beſſer, als ein Dorf iſt. Sie liegt in einer ſonſt angenehmen Anhöhe, und hat in ihren Augen die Vereinigung dreyer groſſen Flüſſe, die bey dem Dorfe Tomependa zuſammenſtoſſen. In der Mitte kömmt der Maragnon ſelbſt daher, und nimmt ſüdwärts den von Chachapoyas (Tſchatſchapoyas) nordwärts den andern, Chinchippe genannten, an ſich, beyde auch mächtige Ströme, die man in Europa in Ehren halten würde. Von Loxa bis Jaen iſt nichts als eine rauhe Wildniß und Berge, in denen man ſagt, daß es wohl eilf Monate des Jahrs zu regnen pflege. Der Durchgang iſt groſſen Theils des Jahrs gänzlich gehemmet, und ſehr mühſam, auch wenn er am beſten iſt. Wenn man ihn auch überwunden, ſo ſind noch von Jaen vier ſchwere Tagereiſen an das Dörflein Chuchunga übrig, wo man erſt in dem Maragnon zu Schiffe gehen kann, weil er beſſer oben, wegen der Felſen, über die er ſich wälzet, noch zu rauh iſt. Von der weitern Schifffahrt und den engen Päſſen, bis man endlich in die flachen Wälder von Maynas hinaus kommt, iſt ſchon im zweyten Abſchnitte gemeldet worden.

XII.

Von den Sprachen der Landſchaft von Maynas.

Niemand wird mir es nun verdenken, wenn ich ſage, daß in jedem Dorfe dieſes Landes, wiewohl die meiſte nur etwann aus 600 Seelen beſtehen, zwey, drey, und auch vier verſchiedene Sprachen geredet werden, und überhaupt im ganzen Lande wohl mehr als zwanzig durchaus andere im Schwunge ſind, vieler anderer zu geſchweigen, die zwar unter ſich ähnlich, doch aber in der Mundart ſehr abweichen. Dieſer ungemeine Anſtoß des gemeinſchaftlichen Lebens, und des chriſtlichen Unterrichts konnte nicht anders beygelegt werden, als mit Einführung einer allgemeinen Sprache. Den Vorzug über alle hat die gemeine Peruaner Sprache erhalten, welche die alten Könige von Peru, ſo wie ſie die Herrſchaft nach und nach über mehr Völker ausgebreitet, zugleich auch unter ſelbigen eingeführet haben. Sie wird heute noch in ganz Peru und dem Reiche Quito fortgeſetzt, nicht nur unter dem Pöbel der Indier und ſchwarzen Sklaven, ſondern auch unter den adelichen Landskindern vom ſpaniſchen Geblüte. Insgemein nennt man ſie die Sprache des Ynga, (oder Ynca) und Ynga war der Name der Könige von Peru vor der Ankunft der Spanier, welche Könige zwar ihre höchſte, ſonſt ſo weitſchichtige Herrſchaft in dieſe, gegen

gen das Gebürge gelegene Länder niemals ausgebreitet hatten. Man hat die Mißionarien von Maynas ein und andersmal beym spanischen Hofe angegeben, daß sie den Gesetzen von Indien zuwider, diese, und nicht lieber die spanische, unter ihre Neugläubige eingeführet. Aber warum hat man doch nicht auch zugleich alle Unterkönige, alle Präsidenten, Landpfleger und weltliche Obrigkeiten gerichtlich aufgefordert? Das Verbrechen, wenn doch eines da wäre, fällt ja vielmehr auf sie; weil sie diese Sprache in den so grossen Reichen von Quito und Peru insgemein laufen lassen, wo doch so viele tausend Spanier, oder von ihrem Geblüte abstammende, in der ganzen Landschaft von Maynas aber nur selten ein oder anderer Spanier zu finden ist. Kurz, allerseits an den Gränzen der Mißion redet das gemeine Volk die Yngasprache, und aus dem Umgange mit selbigem haben auch die von Maynas leichter diese, als die spanische, begriffen und sich angewöhnt. Dem ungeacht lassen sich doch auch einige derselben kundige finden. Uebrigens hangen alle so fest an ihrer Muttersprache, daß sie die peruanische nur mit dem Mißionar und mit Fremdlingen reden wollen, unter sich aber ihre eigene pflegen, wenn auch die ganze Nation nur auf wenige Familien schon zusammen gegangen ist. Sie zu gewinnen, ist nichts mächtiger, als wenn sie ein Fremdling in ihrer eigenen Sprache, obschon sehr mangelhaft, anredet. Die Peruanersprache unter

sie

ſie einzuführen, hat den Mißionarien viele Mühe und Kunſtgriffe, ja wohl auch mäßige Zwangmittel gekoſtet; zwar nur wegen ihrer angebohrnen Trägheit und Neigung zur Mutterſprache, gar nicht aber aus Abgang der Fähigkeit: denn dieſe haben ſie überhaupt, beſonders die Knaben, bis zur Verwunderung, deren viele gar bald ohne Lehrmeiſter, und aus dem bloßen Gehöre, fremde Sprachen begreifen, und in den meiſten Dörfern findet man viele Indier, die doch drey oder vier ganz verſchiedene zu reden wiſſen.

Das nämliche Schickſal aller Sprachen von Europa erfährt auch die von Peru, daß ſie ſich nicht allein in verſchiedenen Ländern zu mancherley Mundart bequemen muß, ſondern auch den Abgang einiger Wörter mit ſpaniſchen, aber nach ihrem Model geformten, erſetzet, welches auch bey vielen nicht ſo ſehr aus Noth, als vielmehr damit groß zu thun, geſchieht, wie bey uns Deutſchen, wenn man unter der Mutterſprache muthwillig mit franzöſiſchen, wälſchen, oder lateiniſchen Brocken herum wirft. Bey gewiſſen Ausdrücken einiger Geheimniſſe unſerer Religion, oder der Sittenlehre, und überhaupt jener Dinge, wovon die Peruaner noch vor Dahinkunft der Spanier gar keine Kenntniß hatten, muß man ſich fremder Ausdrücke bedienen; wiewohl man ſich auch befleißiget, dieſe, ſo viel möglich, peruaniſch auszudrucken, und ſich mit einigen Umſchreibun-

gen, oder mit Gleichnißweiſe von der eigenen Bedeutung entlehnten Wörtern zu behelfen. Sonſt iſt ſich die peruaniſche Sprache ſelbſt zulänglich, deutlich und einfach, ohne ſonderbare Ausnamen von ihren ganz wenigen Grundregeln. Sie leiſtet ihren vollkommenen Dienſt ohne ein E, oder O. Im Gebrauche der mitlautenden Buchſtaben iſt ſie mäßig, und eben darum gar nicht rauh, ſondern vielmehr angenehm und reitzend; hat auch einige ganz kurze Ausdrücke, die man in keiner andern Sprache mit einem Wort geben kann; als zum Beyſpiel: in dem nämlichen, eine menſchliche Uebung bedeutendem Worte, nur mit Dazwiſchenſetzung bald einer, bald der andern Sylbe, wiſſen ſie verſchiedene Umſtände ſolcher Uebung auf einmal auszudrücken, womit ich mich aber inſonderheit nicht weiter aufhalten will.

Nicht ſo viel rühmliches läßt ſich von den andern barbariſchen Landſprachen melden; ſie ſind (einzig die Omagua groſſen Theils ausgenommen) ſehr undeutlich, rauh, ſparſam an Worten und Ausdrücken, und, wie ſchon vorlängſt ein erfahrner Mißionar ganz recht geſagt, vollſtändig wie ein Yamæo, Mayna, Yquito zu reden, müſte man ein gebohrner Yamæo, Mayna, Yquito ſeyn. Viele Nationen, auch in ganz gemeinen, täglich vorkommenden Dingen, begnügen ſich, ihre Gedanken andern zu eröffnen, keinesweges der Zunge allein; ſie reden, ſo zu ſagen,

ſagen, auch zum Theil mit mannigfältigem Schnarchen, mit gewiſſen Rümpfungen jeẓt der Naſe, der Ohren, der Lippen, der Stirne, der Augen, jeẓt auch mit Händen und Füſſen; und wer wird jemals im Stande ſeyn, ſolche Ausdrücke der Gedanken zu Papier zu bringen, oder darüber eine Grammatik zu verfaſſen? Sogar die Ausdrücke der Wörter ſelbſt, aus des Indiers Mund entnommen, wird ein Deutſcher auf ſeine Art, ein Spanier auf die ſeinige, wieder anderſt ein Italiener, und leẓtlich keiner zulänglich in die Feder faſſen. Viele haben ſich immer die Mühe genommen, von verſchiedenen dieſer Sprachen Wörterbüchlein, und auch Grundregeln nach Möglichkeit aufzuſeẓen; aber meiſtens nur für ſich (denn ein anderer fand darinn ſchon wieder hundert Anſtände) und nicht einmal recht für ſich; weil einer oft, was er heute glaubte begriffen zu haben, über lang oder kurz mangelhaft fand. Zu dem iſt ja eine Sprache um ſo mehr Aenderungen ausgeſeẓt, wenn ſie ohne alle Beyhülfe der Bücher oder Schriften, nur mündlich von den Aeltern an die Kinder, und ſo weiter, kommen muß. Die Völker dieſer Länder haben niemals nur auf den Schatten einer Schreibart gedacht; wiſſen auch ſonſt aus mündlicher Erblehre faſt nichts von lang verfloſſenen Zeiten, und ſind ihnen dießfalls, wie in vielen andern Stükken, die von Peru, unter der Herrſchaft der Yngas, weit vorgekommen. Denn dieſe, obſchon

auch ohne Schriften und Bücher, wuſten doch auf andere Art die Geſchichten voriger Zeiten der Nachwelt aufzubehalten. Quippu nennte man in Peru gewiſſe Knöpfe an verſchiedenen Bändlein und Schnürlein, die ihnen anſtatt der Bücher und Schriften dienen muſten; mithin Quippumayu war ein derſelben Kundiger, Quippucamac, der dieſe Merkmähler, wie ein Archiv in Verwahrung hatte. Es hatten ſogar die Yngas ordentliche hohe Schulen aufgerichtet, wo die Jugend, ſo einsmals zu erheblichen Reichsämtern gelangen wollte, im gründlichern Verſtande dieſer Quippus unterrichte. und geübt wurde. Sonſt war auch das übrige Volk, ſo viel es das Gedächtniß zu erholen nöthig, ihrer ſchlechterdings nicht unkundig; jeßt aber iſt ſolche Wiſſenſchaft ſchon gänzlich erloſchen. Garcilaſſo de la Vega, mütterlicher Seits ſelbſt ein Enkel der Könige von Peru, und ſchäßbarer Geſchichtſchreiber damaliger Zeiten, wie auch P. Joſ. de Acoſta aus der Geſellſchaft, ſchreiben, die Spanier hätten bey ihren erſten Eroberungen eine allgemeine Verwüſtung dieſer Quippus angeſtellt, und weil ſie der Sache noch unwiſſend, ſolche für Werkzeuge des Aberglaubens, oder der Zauberey gehalten, ganze Archive, wo die Menge ſolcher Quippus verwahret wurden, mit Feuer verheeret. Auf ſolche Weiſe haben dieſe Leute, die damals nur nach Gold und Silber ſtrebten, mit Vernichtung dieſer Denkmäler des Alterthums,

der

der Nachwelt einen unschätzbaren Schaden verſetzet. Ein Knäuel dieſer Fäden und Schnürlein von allerley Farben und Abtheilungen der Knöpflein, diente den Peruanern ſtatt eines Buches. Denn wie der Quippumayu ſolche Knäuel nach und nach aufwickelte, und dabey die Farben, die Knöpflein, die Abtheilungen, ordentlich einſah, ſo wuſte er die Geſchichte mit allerhand Umſtänden nicht anderſt, als aus einem Buche, nach der Länge daher zu leſen. Wer würde eine Erfindung von ſolcher Art unter dergleichen Barbaren geſucht haben? Ja wer würde ſie noch dermal glauben wollen, wenn ſie nicht von den achtbarſten Zeugen auſſer allen Verdacht geſetzet wäre?

Anmerkung. Von der Quichua, (Kitſchua) oder allgemeinen Sprache in Peru ſind mir folgende Sprachlehren und Wörterbücher bekannt:

Fray Domingo de St. Thomas Grammatica, o arte de la Lengua general de los Indios de los Reynes de Perù, En Valladolid, 1560. 8.

Eiusd. Lexicon o Vocabulario de la Lengua general del Perù. ibid. 1560. 8.

Arte y Vocabulario en la Lengua del Perù, llamada *Quichua*, y en la Lengua Eſpañola. 1586. 8.

Didaci Gonzalez Holguini, e S. I. Grammatica Linguae Quichuae, quae toti Peruuio communis eſt. Limae, apud Franc. Canſum, 1607. 4.

Vocabularium eiusdem Linguae; cui acceſſere Priuilegia Indis conceſſa. Limae, 1608. 4.

Von andern Sprachen in Peru:

Ludou. de Teruel, e. Soc. Ieſu, Grammatica Linguae Tabaloſae, cuius eſt uſus in Peruuio.

Caſp. Ruiz, e. S. I. Grammatica Linguae Gorgotoquienſis, cuius in Peru uſus eſt.

Fray *Bernardo de Lugo* Grammatica de la lengua general llamada Moſca. En Madrid, 1619. 8.

Von der aymariſchen Sprache in Peru erhielt ich 1774 aus Rom eine Grammatik in ſpaniſcher Sprache, von welcher ich, bey Gelegenheit der Reiſe Herrn P. Wolfgang Bayers, Nachricht geben werde. M.

Zweytes Buch.

Beſchreibung der Landſchaft von Maynas, in Rückſicht auf die Erzeugungen der Natur, und Beſchaffenheit der Sitten.

I.

Wie ſind Luft und Erde beſchaffen? wie der Ackerbau? welches die ſind Feldfrüchte der Völker von Maynas?

Ueber das, was ich gleich anfangs von der Witterung angezeiget habe, bringt die Luft dieſer weitſchichtigen Provinz nicht viel ausnehmendes, als daß die Sturmwinde und Donnerwetter, welche zu Zeiten häufig und ſehr gewaltig ſind, niemals einen Hagel mit ſich führen. Ein einziger und ſehr kleiner iſt im letzten der zwölf Jahre, die ich dort war, gefallen, mit vieler Verwunderung der Indier, die desgleichen in ihrem Leben nicht geſehen hatten. Eben ſo zeigen die Indier insgemein wenig Furcht für Don-

verſchlagen, ſie jauchzen vielmehr, wenn es noch ſo fürchterlich herum praſſelt, weil man faſt kein Beyſpiel wuſte, daß der Bliz dort auf ein Hauß gefallen, oder einen Indier erſchlagen hätte, vermuthlich weil dort ſo viele Wetterſtangen, als in dem unermeſſenen Walde hohe Bäume, ſind. Nur ein Streich hat ein paar Burſche unlängſt erſchlagen, und den übrigen hiemit mehr Furcht eingejagt. Sonſt ſind gewiſſe Monate des Jahrs, in denen die ſanften Regen öfters anhalten: andere ſind auſſer den Donnerwettern überhaupt trocken; und auf ſolche Ordnung der Näſſe und Trockene muß man acht haben, bey der Anſaat verſchiedener Erdfrüchte. Die mehr anhaltende Regenwitterung wird ordentlich alle Jahre mit Anfang unſers Brachmonats, durch einen heftigen, ſehr kalten und trockenen Oſtwind, der etwas mit ſüdlichem vermiſchet iſt, vertrieben. Er pflegt drey bis fünf Tage ſtark anzuhalten, und bringt durchaus das Land in Froſt und Zittern; denn ſonſt wüſte man dort faſt nichts, was eigentlich Kälte ſey. Woher dieſer Froſt entſtehe, iſt leicht zu entſcheiden. Vermuthlich hat er nicht allein von der Heftigkeit ſolches Windes ſeinen Urſprung, die oft bey anders wo herwehenden gar nicht geringer iſt. Wenn dieſer wehet, wiſſen die Indier ſchon ſicher, daß ihr ſogenannter Sommer, das iſt, eine langwierige Trockene, folget. Da beginnen Seen und Flüſſe gewaltig zu fallen, zugleich aber bringt dieſer Wind wider

den

den Maragnon aufwärts eine unglaubliche Menge gewiſſer Fiſche, die unſern gröſten Aſchen ſehr ähnlich ſind, dort insgemein Mijano (Michano) heiſſen, und ſonſt niemals, als mit dieſem Winde, zum Vorſchein kommen. Zu ſeiner Zeit aber befallen ſie Schwarmweiſe den Maragnon ſamt ſeinen gröſsern Seitenflüſſen. Wo ſie hinſtreifen, erheben ſie recht ſichtbare Wellen, und reitzen zu einer unzählbaren Beute nicht allein die Krokodille, die ſchon da und dort Schaarweiſe ihnen auflaſſen, ſondern auch die Indier, welche Kleine und Erwachſene, in ſo viel Schifflein als ſie nur aufbringen können, weit und breit herumſtreifen, mit Stangen, Rudern, oder was ihnen zu Händen kömmt, wacker darein ſchlagen, und dieſer Fiſche eine ungemeine Niederlage machen.

Das Erdreich iſt in verſchiedener Lage von mancherley Beſchaffenheit, thonicht in einigen Hügeln des feſten Lands, ſandicht meiſtens in den Inſeln und an Ufern der Flüſſe; aber auch dieſe ſowohl, als die insgemein ſehr fette und ſchwarze Erde des feſten Landes, iſt über die maſſen fruchtbar, a) und, was man billig bewundern ſoll, ſo

a) Robertſon, der ſonſt ſo gründliche Geſchichtſchreiber von Amerika, will dieſe Fruchtbarkeit nicht zugeben; er will ſogar eine gewiſſe Entkräftung der Natur in ſo weit behaupten, daſs man, um die nämlichen Produkte dort zu erzeugen,

iſt in der ganzen Gegend des Maragnon unter dem Pongo, auf einige hundert Meilen weit, kein Stein, kein Felß im Grunde der Erde zu finden; nur jene Seitenflüſſe ausgenommen, die vom Gebürge unmittelbar herkommen, von denen dieſes Land meiſtens gegen Weſten und ferne gegen Norden umrungen iſt. Die Kieſelſteine, welche die Indier zum Feuerſchlagen, oder ihr Eiſenzeug zu ſchleifen, als einen Schatz bey Hauſe halten, haben ſie weit her holen müſſen. Ueberhaupt aber hat man zu wiſſen, daß gleichwie im Königreiche Quito, und in vielen andern Ländern, ſowohl die ganz einheimiſchen Früchte von Amerika, (ſo weit ihnen da und dort die kalte Lage nicht zuwider iſt) als zugleich auch die meiſten von Europa zu finden ſind, und in den Gärten, Aeckern, Bäumen häufig erzeugt wer-

gen, die man in der alten Welt hervor bringt, um einige (12 bis 15) Grade näher damit gegen den Aequator kommen müſſe, als ſolche in der alten Welt erforderten. Man ſehe ſeine Geſchichte von America; Leipzig 1777. I. Theil, 297 S. ꝛc. und Anmerkung XXXV. Die unmittelbaren Urquellen der mehr oder wenigern Fruchtbarkeit eines Landes ſind vielfältig; nichts weniger aber, als die größere oder mindere Entfernung vom Aequator. Quito ſelbſt, das juſt eben unter dem Aequator liegt, genießt bekannter maſſen einen faſt immerwährenden Frühling; und mit Entfernung nur weniger Meilen findet man doch

werden, daß, ſage ich, eben ſo faſt allen europäiſchen Feld- und Baumfrüchten, nicht ſowohl das Erdreich, als vielmehr die Witterung von Maynas, ganz und gar zuwider iſt. Auſſer den Pomeranzen, Citronen, Limonien, die überall, wo man ſie nur pflanzet, gar bald zu hohen, und immer ſehr fruchtbaren Bäumen aufwachſen, und auſſer einigen Feigen (doch nicht von der beſſern Art) die man etwann in einem Hausgärtchen ziehen will, läſt ſich dort kein Baum, keine Frucht, keine Blume, ja faſt nichts, was den Gewächſen von Europa gleich käme, erzeugen, gar keine von unſern Hülſenfrüchten, kein Gartengemüß, oder Feldſaat. Nur ein oder anderer Mißionar hat etwann einige Knoblauche, Sellern, Kohle in ſeinem Gärtlein gezogen, die aber niemals einen Saamen gebracht haben. Viele nahmen ſich

doch um Quito herum auch zugleich alle vier Jahrszeiten: den Winter in den niemals entblößten Schneebergen: den Sommer in einigen herumliegenden Thälern, die der Sonnenhitze mehr ausgeſetzt, und vor den ſcharfen Winden wohl bedecket ſind: den Frühling und Herbſt, wo Hitze und Kälte, Trockene und Feuchtigkeit durch die Lage des Erdreichs in einem beſtändigen Gleichmaaß erhalten wird; dergeſtalt, daß auf den Plätzen von Quito ſelbſt zu gleicher Zeit europäiſche, und eigentlich amerikaniſche Früchte, und die verſchiedenſten Gewächſe ſowohl kalter als warmer Länder, käuflich zu bekommen ſind.

ſich öfters die Mühe, mancherley unſerer Gewächſe dort zu erzeugen, aber allezeit umſonſt. Einige wollten gar nicht aufgehen, andere, wenn ſie auch wuchſen, konnten keine Frucht oder Saamen zu Stande bringen. Mithin darf man ſich ſchon auf ein Weizen, Rocken, oder Gerſtenbrod keinen Gedanken machen. Die Stelle des Brodes müſſen gebratene oder geſottene Yucawurzeln erſetzen, oder der Platanus, oder endlich Gebacknes aus Yuca, oder Maizmehl. Das Weizenmehl, juſt ſo viel als zum Meßopfer nöthig, mußte jährlich mit großer Mühe aus Quito gebracht, und wohl immer gut beſorgt werden, denn ſonſt war dieſes durch ein gar leichtes Ueberſehen verdorben, ſo war auch weit und breit keine Zuflucht um ein anders. Eben dieſes iſt von dem Wein zu ſagen. Peruaniſcher oder auch ſpaniſcher, wenn er zu haben war, muſte ſo viel als nöthig, auch von Quito gebracht werden. Einſt hat es gelungen, eine Weinrebe weit her ins Land zu bringen; ſie wuchs wohl auf, und breitete ſich in eine große Hecke aus, wo ſie recht edle Trauben erzeuget hat, nicht nur einmal des Jahrs, ſondern wohl drey und viermal, ſo oft man ſie wieder neuerdings beſchnitten hat. Weingärten aber anzulegen, weil es in Rückſicht auf die Umſtände nicht wohl üblich war, hat niemand gedacht. Für die ohnehin dem Sauffen ſehr ergebene Indier wäre es keine Sache geweſen, und ein Mißionar hatte unter ſeinen vielfältigen Pflich-

ten

ten der Sorgen ſchon genug, wenn er den wenigen, weit hergebrachten Wein, ohne in ſo warmen Ländern ſauer zu werden, erhalten wollte.

Der Feldbau ſelbſt bey den Völkern von Maynas hat gar nichts gleiches mit dem unſerigen; denn ſie haben keinen Begriff weder von einem Pfluge, noch von der Düngung, noch von einem immerwährenden Acker. Sie wollen lieber alle Jahre einen andern Strich Waldes zu ihrem Feldbau ſchlagen und neu zurichten, als das Unkraut, ſo dort in einem ſo feuchten und warmen Lande, bis zur Sammlung ihrer Früchte, häufig aufwächſt, immer austilgen. Solche Arbeit fällt ihnen ſchon einmal, bald nach der Anſaat, bis dieſe ſich erſchwungen hat, ſchwer genug; nachmals aber, und immerfort das Feld vom Unkraut ſauber zu erhalten, wenn ſie auch ſonſt nichts anders zu thun hätten, wäre eine ihren Kräften weit überlegene Arbeit, und auch faſt unnütz; denn wäre das Feld rein, und vor der heftigen Sonnenhitze durch einiges Unkraut nicht bedecket, ſo würde die Erde von dieſer gleich einem Ziegelkloß, ausgebrennt, und ihr der fette Nahrungsſaft gänzlich ausgezogen werden. Nach abermaligem Verſuche, das Feld ſo zu ſäubern, und auf einem nämlichen die Früchte zwey Jahre nach einander anzubauen, hat man erfahren müſſen, daß die Aernte gar nicht nach Wunſch, viel weniger aber nach Maas der umſonſt angewandten Mühe ausgeſchlagen iſt. Mithin laſſen ſie das

Feld

nerſchlägen, ſie jauchzen vielmehr, wenn es noch ſo fürchterlich herum praſſelt, weil man faſt kein Benſpiel wuſte, daß der Blitz dort auf ein Hauß gefallen, oder einen Indier erſchlagen hätte, vermuthlich weil dort ſo viele Wetterſtangen, als in dem unermeſſenen Walde hohe Bäume, ſind. Nur ein Streich hat ein paar Burſche unlängſt erſchlagen, und den übrigen hiemit mehr Furcht eingejagt. Sonſt ſind gewiſſe Monate des Jahrs, in denen die ſanften Regen öfters anhalten: andere ſind auſſer den Donnerwettern überhaupt trocken; und auf ſolche Ordnung der Näſſe und Trockene muß man acht haben, bey der Anſaat verſchiedener Erdfrüchte. Die mehr anhaltende Regenwitterung wird ordentlich alle Jahre mit Anfang unſers Brachmonats, durch einen heftigen, ſehr kalten und trockenen Oſtwind, der etwas mit ſüdlichem vermiſchet iſt, vertrieben. Er pflegt drey bis fünf Tage ſtark anzuhalten, und bringt durchaus das Land in Froſt und Zittern; denn ſonſt wüſte man dort faſt nichts, was eigentlich Kälte ſey. Woher dieſer Froſt entſtehe, iſt leicht zu entſcheiden. Vermuthlich hat er nicht allein von der Heftigkeit ſolches Windes ſeinen Urſprung, die oft bey anders wo herwehenden gar nicht geringer iſt. Wenn dieſer wehet, wiſſen die Indier ſchon ſicher, daß ihr ſogenannter Sommer, das iſt, eine langwierige Trockene, folget. Da beginnen Seen und Flüſſe gewaltig zu fallen, zugleich aber bringt dieſer Wind wider

den

den Maragnon aufwärts eine unglaubliche Menge gewiſſer Fiſche, die unſern gröſten Aſchen ſehr ähnlich ſind, dort insgemein Mijano (Michano) heiſſen, und ſonſt niemals, als mit dieſem Winde, zum Vorſchein kommen. Zu ſeiner Zeit aber befallen ſie Schwarmweiſe den Maragnon ſamt ſeinen gröſsern Seitenflüſſen. Wo ſie hinſtreifen, erheben ſie recht ſichtbare Wellen, und reitzen zu einer unzählbaren Beute nicht allein die Krokodille, die ſchon da und dort Schaarweiſe ihnen aufpaſſen, ſondern auch die Indier, welche Kleine und Erwachſene, in ſo viel Schifflein als ſie nur aufbringen können, weit und breit herumſtreifen, mit Stangen, Rudern, oder was ihnen zu Händen kömmt, wacker darein ſchlagen, und dieſer Fiſche eine ungemeine Niederlage machen.

Das Erdreich iſt in verſchiedener Lage von mancherley Beſchaffenheit, thonicht in einigen Hügeln des feſten Lands, ſandicht meiſtens in den Inſeln und an Ufern der Flüſſe; aber auch dieſe ſowohl, als die insgemein ſehr fette und ſchwarze Erde des feſten Landes, iſt über die maſſen fruchtbar, a) und, was man billig bewundern ſoll, ſo

a) Robertſon, der ſonſt ſo gründliche Geſchichtſchreiber von Amerika, will dieſe Fruchtbarkeit nicht zugeben; er will ſogar eine gewiſſe Entkräftung der Natur in ſo weit behaupten, daſs man, um die nämlichen Produkte dort zu erzeugen,

iſt in der ganzen Gegend des Maragnon unter dem Pongo, auf einige hundert Meilen weit, kein Stein, kein Felß im Grunde der Erde zu finden; nur jene Seitenflüſſe ausgenommen, die vom Gebürge unmittelbar herkommen, von denen dieſes Land meiſtens gegen Weſten und ferne gegen Norden umrungen iſt. Die Kieſelſteine, welche die Indier zum Feuerſchlagen, oder ihr Eiſenzeug zu ſchleifen, als einen Schaz bey Hauſe halten, haben ſie weit her holen müſſen. Ueberhaupt aber hat man zu wiſſen, daß gleichwie im Königreiche Quito, und in vielen andern Ländern, ſowohl die ganz einheimiſchen Früchte von Amerika, (ſo weit ihnen da und dort die kalte Lage nicht zuwider iſt) als zugleich auch die meiſten von Europa zu finden ſind, und in den Gärten, Aeckern, Bäumen häufig erzeugt wer-

gen, die man in der alten Welt hervor bringt, um einige (12 bis 15) Grade nähet damit gegen den Aequator kommen müſte, als ſolche in der alten Welt erforderten. Man ſehe ſeine Geſchichte von America; Leipzig 1777. I. Theil, 297 S. ꝛc. und Anmerkung XXXV. Die unmittelbaren Urquellen der mehr oder wenigern Fruchtbarkeit eines Landes ſind vielfältig; nichts weniger aber, als die größere oder mindere Entfernung vom Aequator. Quito ſelbſt, das juſt eben unter dem Aequator liegt, genießt bekannter maſſen einen faſt immerwährenden Frühling; und mit Entfernung nur weniger Meilen findet man doch

werden, daß, ſage ich, eben ſo faſt allen europäiſchen Feld- und Baumfrüchten, nicht ſowohl das Erdreich, als vielmehr die Witterung von Maynas, ganz und gar zuwider iſt. Auſſer den Pomeranzen, Citronen, Limonien, die überall, wo man ſie nur pflanzet, gar bald zu hohen, und immer ſehr fruchtbaren Bäumen aufwachſen, und auſſer einigen Feigen (doch nicht von der beſſern Art) die man etwann in einem Hausgärtchen ziehen will, läſt ſich dort kein Baum, keine Frucht, keine Blume, ja faſt nichts, was den Gewächſen von Europa gleich käme, erzeugen, gar keine von unſern Hülſenfrüchten, kein Gartengemüß, oder Feldſaat. Nur ein oder anderer Mißionar hat etwann einige Knoblauche, Sellern, Kohle in ſeinem Gärtlein gezogen, die aber niemals einen Saamen gebracht haben. Viele nahmen

ſich

doch um Quito herum auch zugleich alle vier Jahrszeiten: den Winter in den niemals entblößten Schneebergen: den Sommer in einigen herumliegenden Thälern, die der Sonnenhitze mehr ausgeſetzt, und vor den ſcharfen Winden wohl bedecket ſind; den Frühling und Herbſt, wo Hitze und Kälte, Trockene und Feuchtigkeit durch die Lage des Erdreichs in einem beſtändigen Gleichmaaß erhalten wird; dergeſtalt, daß auf den Plätzen von Quito ſelbſt zu gleicher Zeit europäiſche, und eigentlich amerikaniſche Früchte, und die verſchiedenſten Gewächſe ſowohl kalter als warmer Länder, käuflich zu bekommen ſind.

ſich öfters die Mühe, mancherley unſerer Gewächſe dort zu erzeugen, aber allezeit umſonſt. Einige wollten gar nicht aufgehen, andere, wenn ſie auch wuchſen, konnten keine Frucht oder Saamen zu Stande bringen. Mithin darf man ſich ſchon auf ein Weizen, Rocken, oder Gerſtenbrod keinen Gedanken machen. Die Stelle des Brodes müſſen gebratene oder geſottene Yucawurzeln erſetzen, oder der Platanus, oder endlich Gebacknes aus Yuca, oder Maizmehl. Das Weizenmehl, juſt ſo viel als zum Meßopfer nöthig, mußte jährlich mit großer Mühe aus Quito gebracht, und wohl immer gut beſorgt werden, denn ſonſt war dieſes durch ein gar leichtes Ueberſehen verdorben, ſo war auch weit und breit keine Zuflucht um ein anders. Eben dieſes iſt von dem Wein zu ſagen. Peruaniſcher oder auch ſpaniſcher, wenn er zu haben war, muſte ſo viel als nöthig, auch von Quito gebracht werden. Einſt hat es gelungen, eine Weinrebe weit her ins Land zu bringen; ſie wuchs wohl auf, und breitete ſich in eine große Hecke aus, wo ſie recht edle Trauben erzeuget hat, nicht nur einmal des Jahrs, ſondern wohl drey und viermal, ſo oft man ſie wieder neuerdings beſchnitten hat. Weingärten aber anzulegen, weil es in Rückſicht auf die Umſtände nicht wohl üblich war, hat niemand gedacht. Für die ohnehin dem Sauffen ſehr ergebene Indier wäre es keine Sache geweſen, und ein Mißionar hatte unter ſeinen vielfältigen Pflich-

ten der Sorgen schon genug, wenn er den wenigen, weit hergebrachten Wein, ohne in so warmen Ländern sauer zu werden, erhalten wollte.

Der Feldbau selbst bey den Völkern von Maynas hat gar nichts gleiches mit dem unserigen; denn sie haben keinen Begriff weder von einem Pfluge, noch von der Düngung, noch von einem immerwährenden Acker. Sie wollen lieber alle Jahre einen andern Strich Waldes zu ihrem Feldbau schlagen und neu zurichten, als das Unkraut, so dort in einem so feuchten und warmen Lande, bis zur Sammlung ihrer Früchte, häufig aufwächst, immer austilgen. Solche Arbeit fällt ihnen schon einmal, bald nach der Ansaat, bis diese sich erschwungen hat, schwer genug; nachmals aber, und immerfort das Feld vom Unkraut sauber zu erhalten, wenn sie auch sonst nichts anders zu thun hätten, wäre eine ihren Kräften weit überlegene Arbeit, und auch fast unnütz; denn wäre das Feld rein, und vor der heftigen Sonnenhitze durch einiges Unkraut nicht bedecket, so würde die Erde von dieser gleich einem Ziegelklotz, ausgebrennt, und ihr der fette Nahrungssaft gänzlich ausgezogen werden. Nach abermaligem Versuche, das Feld so zu säubern, und auf einem nämlichen die Früchte zwey Jahre nach einander anzubauen, hat man erfahren müssen, daß die Aernte gar nicht nach Wunsch, viel weniger aber nach Maas der umsonst angewandten Mühe ausgeschlagen ist. Mithin lassen sie das

Feld

schieden von dem sonst auch in ältesten Zeiten bekannten Platanus, oder Maßholderbaum, der sehr groß und nicht fruchtbar ist, da doch unser Platanus, wiewohl er in seinem bis vier Ellen hohen Stamme fast einem Baume gleichet, sonst in seiner übrigen Eigenschaft nichts mehr, als eine Pflanze ist. Der nämliche Stamm dieses Platanus blühet und bringt nur einmal Frucht; man hauet oder wirft ihn alsdann um, und indessen wachsen, wie bey den Tulipanen, Lilien, und dergleichen, obschon merklich größer, neben an seinem Grunde schon einige junge Kiele in die Höhe, die man alsdann zur Fortpflanzung in gehörige Ferne übersetzet. Man pflegt sie so ordentlich in der Reihe und gehöriger Ferne zu sezzen, daß wenn sie zu ihrer Höhe gelanget, und ihre schöne Blätter ausgebreitet sind, ein angenehmes, und vor den Sonnenstralen wohl bedecktes Wäldlein gebildet wird. Der Stamm geht weder in das Holz noch in Aeste. In seiner gröſten Dicke gleicht er zwar dem Halse eines Mannes, doch weil er durchaus nur schwammicht, und dabey sehr saftig ist, läst er sich gar leicht mit einem Streiche abhauen. Er haftet an ganz wenigen und kurzen Wurzeln, und breitet sich obenher unmittelbar in sehr schöne Blätter aus, deren eines etwann sechs Schuhe in der Länge, und zween in der Breite haben möchte. Sie sind frischgrün, glatt, gleich einem Atlas glänzend, und breiten sich rings um in einen herr-

lichen

lichen Busch aus. Mitten ober denselben steigt ein dicker Stengel hervor, welcher erstlich mit einem Busche weißgelber Blüthe umgeben ist, sie aber nicht lang behält, und indessen wachsen rings um ihn herum, dick beysammen, wohl bis hundert Früchte. Anfangs scheint es, als wären es so viele grüne Feigen; sie gehen aber mit der Zeit in die Länge, krümmen sich etwas einwärts, und wenn sie vollständig reif, bekommt ihre Schale eine schöne gelbe, immerzu etwas röthlicht angelaufene Farbe. Den ganzen Büschel dieser Früchte nennt man Rácimo, das ist, eine Traube, oder auch den Kopf des Platanus, und ein starker Indier wird ihn so leicht nicht mit einer Hand aufheben. Meistens schneidet man diese Trauben in ihrem Vollstande, aber noch grün ab, bevor sie auf dem Stocke gelb, und von den herumschwärmenden Papageyen verwüstet werden. Drey Gattungen des Platanus sind allda bekannt: eine, die gemeinste, von mehr als Spannlangen Früchten; die andere, Pintónes genannt, sind weit größer und dicker, aber weniger zahlreich; die dritte Art der Früchte, Guiáos, sind nicht über eine halbe Spanne lang, aber dick und honigsüß. Man isset diese letztere nur roh, als eine köstliche Schleckerey; sie geben auch, wenn man will, den besten Eßig. Den gemeinen, noch nicht gar vollständigen, zieht man die Schale ab, brät sie bey mäsiger Glut, oder siedet sie, und so sind sie fast das tägliche

Brod der Indier, aber etwas unschmackhaft. Ganz vollständig, mit schon gelber Schale, wenn sie so gebraten, geben sie dem Geschmacke nach, gut Eyerbrod; recht weich, und so gesotten oder gebraten, geben sie einen süßen und edeln Leckerbissen. Nachdem sie von selbst recht gezeitiget, dürret man sie noch in der eigenen Schale, bald in der Sonne, bald im Rauche, und so sind sie ein stattliches Zuckerwerk; Blätterweise geschnitten, und sofort im Schmalz gebacken, sind sie eben so wohlgeschmack. Und was würde nicht noch mehr niedliches in Europa die sinnreiche Schlemmerey aus dem Platanus zu machen wissen?

Maiz. Einen andern Strich Ackers bauen sie zugleich mit ihrer Yuca, und dem hier so genannten türkischen Weizen an. Denn beyde vertragen sich gar wohl in einem Felde, weil dieser zur Aernte nicht mehr als drey Monate braucht, indessen aber das Unkraut nicht so überhand nehmen läßt; da hingegen die Yuca, wie auch der Platanus erst gegen Ende des Jahrs zu ihrem Vollstande gelangen. Dieser Weizen, bey den Peruanern Sára, bey den Spaniern Maìz genannt, ist vom Anbeginn in Amerika eine bekannte Frucht, und wächst eben dort, wie in seinem Vaterlande, weit treflicher, als in Europa, wird auch von allen Völkern vielfältig gebraucht, theils zur Speise gesotten, gebraten, geröstet, oder zu Mehl gemacht, und zu mancherley Gebäcke verwendet,

wendet, theils zum Getränke, welches nach Belieben ſtark oder ſüß, daraus gebräuet, und auf peruaniſch Aſſua, ſonſt auch insgemein auf ſpaniſch Chicha (Tſchitſcha) genennt wird.

Die Yuca findet man zwar ſonſt von andern beſchrieben, doch will auch ich einen kurzen Entwurf von ihr machen. a) Sie wächſt ſonſt allerdings wie eine Staude, nicht mehr als Mannshoch; hat ihre ſonſt glatte Aeſtlein, die aber einer Handbreit mit gewiſſen knöpflichten Ringlein umgeben ſind. Dieſe Aeſtlein zertrümmert man ſo, daß auf jedem Trumme zwey dergleichen Ringlein überbleiben. Ohne darauf zu ſehen, welches das obere oder das untere geweſen ſey, ſteckt man das Trumm ſchräg in die Erde, und ohne weitere Mühe ſchlägt das untere Ringlein in die Wurzeln, das nun obere in den Stamm der aufgehenden Staude, und in ihre Aeſtlein aus. Die Blätter ſind ſparſam, aber ſo groß, wie von einem ſpaniſchen Weinſtock, und fünfeklicht zugeſpitzt, ganz glatt, an einem langen, ſchmalen Stengel, der bald grün, bald auch röthlicht angelaufen iſt, und ſo ſind oft auch die Blätter rückwärts röthlicht. Man braucht ſie ſonſt zu nichts, als immerzu wie einen Kohl zu kochen. Die Stauden blühen zu ihrer Zeit, bringen aber keine andere Frucht, als an den Wurzeln, an denen rings herum eine Menge anderer,

Yuca, die Frucht und Staude

a) *Claſſ. L. X. c. LIII.* Jatrophax Manchot. *Linn.*

Landſchaft von Maynas eine andere, auf Bäumen wachſende, aber eben ſo köſtliche Frucht, die ich nachmals beſchreiben will. Ich nannte ſie eine Diſtel, wegen ihrer langen, ſchmalen, und ſehr dornichten Blätter, mit welchen die Natur ſelbſt eine ſo edle Frucht ſcheint verſchanzet zu haben. Mit ihrer Beſchreibung aber, weil ſie in unſern Gärten nicht mehr gar ſeltſam iſt, will ich mich nicht abgeben. Viele ziehen die gebratene Piña der rohen vor, weil dieſe gewaltig die Galle, mithin aber auch Fieber, Durchlauf, und dergleichen Zuſtände rege macht; da hingegen die gebratene der Geſundheit nicht ſo ſchädlich, weit ſüſſer, und eines noch edleren Geſchmackes iſt. Wo man ſie im Ueberfluſſe hat, wird ihnen der Saft nur ausgepreſſet, mit Saft der Zuckerröhre vermiſcht, einige Tage in die Gährung geſtellt, und ſodann, ſtatt des köſtlichſten Weins, unter guten Räuſchen wacker ausgetrunken, oder auch daraus ein treflicher Brandwein gebrennet.

Baumwolle.

Sie ſäen auch auf ihrem Felde einige Baumwollenſtauden. Denn wenige ſind ſchon zulänglich, die ganze Familie zu kleiden, und mehr verlangen ſie nicht, weil die Baumwolle nirgends aus dem Lande, ſie mit Gewinn zu verkaufen, könnte hingebracht werden, wo man ſie nicht ſchon wohlfeiler zu Hauſe hätte; von ſelbiger aber mehr, als die Familie erfordert, zu ſpinnen, iſt den Weibern zu mühſam, die übrigens mit Kindern, und mit mannigfältigen Hauß- und Feldarbei-

arbeiten sattsam überladen sind. Es giebt auch zur Genüge eine wilde Baumwolle, Huambrutscho (Huambrutscho) genannt, auf gewissen sehr hohen Bäumen. a) Sie wächst in einer harten, und wie ein Straußeney großen Schalen. Schon in ihrem Vollstande öfnet sie sich von selbst, und enthält auf Art der sonst bekannten Baumwolle viele Saamen in einem Zapfen zusammengefügt, und mit weißer Wolle überzogen. Solche Wolle giebt an Weiche und an Glanze der Seide gar nichts nach, und wenn sie sich recht spinnen ließe, wäre sie billig sehr hoch zu schätzen. Man hat bisher den Versuch öfters, aber umsonst gemacht, weil der gesponnene, sonst recht schöne Faden, nicht fest bleibt, sondern von der Sonnenhitze angezogen, gleichsam aufschwillt, und sich auf die Seite, woher er gedrehet war, zurück wälzet. Man läst dieser Ursache wegen diese Wolle dort, wo sie wächst, fast umsonst verderben. Wilde.

Es giebt viele Gattungen der edelsten Wurzeln, oder Erdäpfel, deren Namen mir insonderheit nicht beyfallen, von einem in Europa ganz unbekanntem Geschmacke. Eine derselben heissen die Spanier Batata oder Gamote, die Peruaner Cumári, von mancherley Art. Die ämsigern Indianerinnen bewerben sich, in ihren Feldern solche zur Schleckerey der ihrigen und guter Gamote, Batata, wurzel.

a) *Clus. L. I. C. XIV*, Arbor lanifera peregrina.

Freunde, zu erzeugen. a) Sie wachsen wie Grundreben über der Erde weit und breit herum, und so viel ihrer Knöpflein an die Erde reichen, so viele neue Wurzeln fassen sie. Die Wurzeln, nach Beschaffenheit des Grundes, sind von verschiedener Größe, mit einem ganz dünnen Häutlein bedeckt, meistens von Perlenfarben, süssen, nahrhaften Fleisch, und sehr angenehmen Geruch, sie möchten gebraten oder gesotten seyn. Sonst haben andere ein rothgelbes Fleisch, und andere ein violblaues, jede von besonderm Geschmacke. Sie werden auch unter das Getränk von Yuca vermischt, und geben ihm eine besondere Annehmlichkeit. Sie lassen sich, obschon ausser der Erde, frisch und körnicht, wohl über ein Monat lange behalten, und sind eben darum auf einer langen Reise ein gutes Zugemüße, da hingegen die Yuca ausgegraben, sich nicht leicht über vier Tage, ohne zu faulen, halten läst.

Eine andere unterirdische Frucht nennen die Spanier Maní, die Peruaner Ynchic (Intschich). Sie geht aus dem Saamen in ein Stäudlein, gleich der Feldbohne, mit etwas ähnlicher Blüthe; die Frucht aber ist unter der Erde an den Wurzeln, in gewissen daran klebenden Hülsen, in denen bis vier oder fünf gleichsam kleine Haselnüsse verschlossen sind. b)

Viele.

a) *Cluſ. L. X. C. LIII.* Colvolvulus Batatas. *Lin.*

b) *Lerius, American. Hiſtor. C. XIII. Braſilis:* Manóvi,

Viele Indier haben da und dort auf ihrem Felde auch eine Frucht, die an jeder herrlichen Tafel auftretten dürfte, sonst Murucuya, bey den Spaniern Granadilla genannt, wegen einiger Aehnlichkeit mit dem Granatapfel; wiewohl sie, wie dieser, kein Krönlein trägt, und auch sonst an der Schale unterschieden ist. a) Mancherley Gattungen derselben giebt es in Amerika. In der Landschaft von Maynas kennet man doch die einzige, mit ganz runder, glatter Schaale, in Größe einer Pomeranze. Sie ist nicht beugsam, sondern vielmehr gebrechlich, wie ein Ey, anfangs grün mit vielen weißen kleinen Tüpfelchen, und ist sonst schön Goldfarb. In dieser Schaale ist die Frucht mit ganz dünnen Häutlein dreyfach in die Länge abgetheilt, und besteht in einer Menge ganz kleiner schwarzer Körnlein, die durch dünne Fäserlein gegen die Mitte zusammenhängen; jedes aber ist auf Art der Granatkörner mit einem wässerichten, aber süssen und lieblichen Fleische überzogen. So wie sie sind, schlürfet man sie aus der Schale, wie ein weiches Ey. Sie ist Gesunden und Kranken eine sehr anständige Erquickung, kühlet die Hitze, und benimmt dem Magen die unmäßige Schärfe. Ihr Stengel, an den sie ansetzt, gleicht dem Eppich, oder Baumepheu, sowohl in der Gestalt, als in dem, daß er mit Beyhülfe gewisser kräußlichter Fäser-

a) *Cluſ. L. X. Cap. LXVI.*

lein über die Aeſte der Bäume, oder vorſetzlich aufgerichtete Hecken hinaufklettert, und ſich ausbreitet. Aber die vornehmſte Eigenſchaft der Granadilla iſt ihre ganz beſondere Blüthe, ſonſt die Paßionsblume genannt, weil ſie in ſchönſter Ordnung und verſchiedenen Farben die vornehmſten Werkzeuge des Leidens unſers Herren ſichtbar ausdrücket. *)

Ingwerwurzel. Die meiſten Indianerinnen ſind auf ihrem Felde mit einigen Ingwerwurzeln verſehen, ſo viel ſie nämlich deren zur Haußarzney nöthig haben, bald wider den Magenſchmerzen, bald wider ein zu gewaltiges Abweichen der Gedärme, am meiſten aber wider die vielfältigen Würmer des Lei-

*) Menſibus his noſtros etiam Granadilla per hortos
Floret, Amazonii quam litore fluminis ortam
Ad nos extremo Peruuia miſit ab orbe.
Flos alte inciſos criſpato margine frondes,
Caule in ſublimi, uallo praetendit acuto,
Spinarum in morem: patiens, o Chriſte, tuorum
Inſcriptus foliis ſumma inſtrumenta dolorum.
Nam ſurgens flore e medio capita alta tricuſpis
Surſum attollit apex, clauos imitatus aduncos.

Ren. Rapini Hortor. L. I. *Ferrarius* de florum cultura. p. 190. Il fiore della Granadiglia, o vero della paſſione di N. S. Gieſù Criſto, ſpiegato e lodato con Diſcorſi e varie Rime etc. in Bologna, 1609. 4. Lateiniſch in *Iac. Gretſeri* Horto S. Crucis. Ingolſtadii, 1610. 4. mai. pag. 273—294. M.

Leibes, von denen dort jedes Alter und Geſchlecht immer vieles Ungemach und mancherley Krankheiten zu leiden hat.

Hierzu kommen auch einige Stauden ihres mannigfaltigen Pfeffers; zwar nicht jenes, der dahier ein bekanntes Gewürze aus Oſtindien iſt, ſondern den man dahier den türkiſchen Pfeffer, und unter Spaniern Pimentòn, oder eigentlich Axì (Achi), auf peruaniſch Uchu (Utſchu) nennet. Dort giebt es davon verſchiedene Gattungen. a) Einige haben Fingerlange, ſchön Purpurfarbe Hülſen: andere zwar auch ſchön rothe aber ganz kleine und rundlichte, dabey ſehr ſcharf beiſſende: andere ſind goldfärbig, auch ſehr beiſſend, und von einem widerwärtigen Geruche. Andere ſind immer grün, oder auch braun. Solcher Pfeffer iſt zu den Speiſen aller Indier das beſte und faſt einzige beliebte Gewürz; viele entbehren lieber das Salz, als ihren Uchu. Man braucht ihn auch ſonſt zu mancherley, zu Arzneymitteln, zu einer Menge Aberglauben und Zaubereyen, und endlich iſt er eines der Erforderniſſe zu ihrem ſchon oben gemeldten Gift. Oft wenn ſolches Gift ihnen ausgeraucht und kraftlos geworden iſt, wiſſen ſie es nur allein mit ihrem ſtärkſten Pfeffer wieder herzuſtellen. Axi, weſtind. Pfeffer.

Unter

a) *Cluſ. L. X. Cap. LIV.* Axi Capſicum.

Barbaſco, eine giftige Wurzel.

Unter ihre Anſaat gehört noch eine gewiſſe Staude, **Barbaſco** genannt. a) Viele Indier pflanzen derſelben einen guten Vorrath, wegen der Wurzel, die ihnen zum Fiſchfange gute Dienſte leiſten muß. Es wird anderswo davon ein mehrers zu melden ſeyn. Die Wurzel hat in ihrer Bildung eine Aehnlichkeit mit unſerm Krene, ſonſt wenn ſie zermahlen wird, giebt ſie einen milchichten Saft, aber von widerwärtigem Geruche. Solcher Saft, wenn er mit dem Waſſer vermiſcht wird, bringt die Fiſche in eine Ohnmacht, und zwinget ſie, ganz an die Oberfläche des Waſſers herauf zu kommen, wo man ſie ſodann theils mit Wurfpfeilen erſchießet, theils auch mit Fiſchreuſſen zuſammen fangen kann. Es tödtet auch ohne vielem Verzug die Leute, wenn es etwann im Getränke oder Speiſen, ihnen beygebracht wird.

Reiß.

Und hiemit ſchon genug von der Anſaat. Einige Mißionarien pflegten auch für weite Reiſen, oder zu ihren Haußbedürfniſſen den Reis anſäen zu laſſen. Er wuchs häufig und ausbündig; die Indier aber, weil ihnen die Säuberung der Körnchen von den Spreuern zu mühſam dünket, wollen ſich mit deſſen Anſaat nicht abgeben.

II.

a) *Loefling. Chryſophyllum: Iaquinia armillaris: pag.* 267.

II.

Welche sind vorzüglich die fruchtbaren Bäume? Welche sind von besonderer Nutzbarkeit an ihrem Holz, Harz, oder Rinde?

Die Natur, Eigenschaft und Nutzbarkeit aller und jeder fremden Pflanzen, Bäume, Gesträuche, Wurzeln, die dort ohne menschliches Zuthun so vielfältig wachsen, deutlich zu beschreiben, ist gar nicht mein Vorhaben. Solches erforderte ja mehr, als einen Mann, wenn er sich auf deren Erforschung auch mit allem Fleisse, ohne andere Obliegenheiten, viele Jahre hindurch gelegt hätte. Kurz, dort ist mit Wahrheit die neue Welt, welche nicht minder als die alte, mit ihren so verschiedenen Erzeugungen, die unbegreifliche Macht des Schöpfers verkündiget. Etwas will ich doch beybringen, anstatt vieles andern, das entweder dort zu ergründen mir die Zeit und Gelegenheit nicht verstattet, oder schon in der Ferne die Vergessenheit entrissen hat. So wie dort der Herbst, der Winter, der Frühling mit ihren Aeusserungen ganz unbekannt sind, eben so halten die Bäume in einem immerwährenden Sommer ganz andere Gesetze, in Rücksicht sowohl auf die Zeitigung ihrer Früchte, als auf die Erneuerung ihrer Kleider. Einige binden sich mit dem Vollstande ihrer Früchte jährlich an gewisse Monate, diese Gattung an eines, jene an ein

an-

anders: andere halten ordentlich wechſelsweiſe ihre Frucht- und Ruhejahre: andere pflegen gar keiner Ruhe, ſondern ſind das ganze Jahr hindurch zugleich voll der Blüthe, der grünen Blätter, der Früchte von mancherley Größe und Wachsthume. Einige Bäume werfen zu gleicher ordentlichen Zeit des Jahrs auf einmal die Blätter ab; erſetzen aber ſolche gar bald wieder mit friſchen.

Chonta, eine Palme.

Der allgemeine Name des Palmbaums begreift in ſeinem Umfange viele verſchiedene Gattungen. Nebſt mancherley unfruchtbaren kennet man dort ſechs fruchtbringende; erſtlich zwar die **Chonta** (Tſchonta); ſie führt ſehr große mit langen, ſchmalen Lauben dick beſetzte Zweige, und übertrift alle andere an der Schwere und Härtigkeit ihres Holzes. Ihr dicker und hoher Stamm iſt durchaus mit ſehr ſpitzigen, langen Stacheln häufig bewafnet, als wollte damit die Natur ſelbſt ſeine köſtliche Frucht wider alle Nachſtellungen verwahren. Dieſe Frucht erzeugt ſie am oberſten Stamme, dort wo er anfängt, ſich in die Zweige zu zertheilen, erſtlich zwar in einer zulänglich groſſen Hülſe verſchloſſen; dieſe öfnet ſich aber, und entfällt ihr endlich gar. Da muß man ſich ſodann die Frucht in Bildung einer groſſen Traube vorſtellen, wie von etwann zweyhundert Beeren, deren jede einer mittelmäßigen Birne an Größe gleichet. Sie ſind mit einer glänzenden dünnen Schaale überzogen, einige in ihrer Zeitigung ſchön roth, andere Gattungen dieſer

Trau-

Trauben sind entweder Goldfarb, oder immer grün, oder gelb mit roth unterlaufen. Das Fleisch ist sehr hart, wenn es aber gut gesotten ist, wird es eßbar, ist Goldfarb, ganz mehlicht, doch zugleich öhlicht, und eines balsamischen Geschmacks; mit etwas Zuckerhönig benetzt, ist es das köstlichste Schleckerbißchen. Der einzige runde Kern (wiewohl es auch eine ganz kernloße Gattung giebt) ist in einer harten Schaale verschlossen, wie eine Muscatnuß anzusehen, von selbiger ausgelöst, gleich einer Mandel, und schmackhaft zu essen. Man kann es sich nicht vorstellen, was für großen Antheil die Indier an dieser Chonta nehmen, währender zwey bis drey Monate, da jährlich ihre Aernte angeht. Sie dient ihnen nicht allein zur Speise, sondern auch zum Getränke, bey welchem sie sich recht lustig machen, und viele schwere Köpfe davon tragen. Dieses ist sehr nahrhaft, wäre auch sonst sehr lieblich und schmackhaft, wenn es nicht durch das Käuen der Weiber in die Gährung und zu seiner Stärke gebracht würde, wie ich am gehörigen Ort deutlicher beschreiben will.

Ungurave nennet man eine andere Gattung der Palme. Sie öffnet sich obenher gleichfalls in sehr grosse Zweige, die aber nur paarweise mit gar langen und schmalen Blättern besetzt sind. Die ganze Frucht gleicht einer grossen Traube, nur so, daß man sich anstatt der Beeren, einen Büschel vieler Oliven vorstellen muß. Diese Bee-

Ungurave, eine Palme.

Beeren oder Datteln ſind auch ſonſt wie Oliven geſtaltet, aber mit einer etwas härtern, ſchwarzblauen Schale bedecket. Sie haben in der Mitte einen harten Kern, gleich der Chonta, der auch mit etwas violblauem Fleiſche überzogen iſt. Solches Fleiſch geſotten iſt eßbar, oder dient auch, ein Getränke daraus zu bereiten, welches wohlgeſchmack, abkühlend, und ſehr geſund iſt. Einige Mißionarien haben gewuſt, aus dieſem Ungurave ein köſtliches Oel auszuziehen, das an Geſchmack und Farbe dem beſten Olivenöle nichts nachgiebt, und in ſo weit noch vorzuziehen iſt, weil man in ihm verſchiedene Arzneykräfte zu entdecken angefangen, beſonders innerliche Schäden damit auszuheilen, und auch äuſſerlichen Wunden, wie mit einem Balſam, in Kürze abzuhelfen.

Achua, eine Palme.

Die Achua (Atſchua) thut es allen andern Palmen an Gröſſe und Dicke bevor, und bringt ihre Frucht eben auch am oberſten Stamme, in Geſtalt einer ungeheuern Traube. Ihre Beeren oder Datteln aber ſind auswärts wie eben ſo viele noch geſchloſſene Zirbelzapfen gebildet, die mit kleinen ſchön rothen Schuppen ganz überzogen ſind. Dieſe Zapfen obenhin geſotten, und von den Schuppen abgeſchabet, zeigen alsdann ein zwar weniges, doch ſehr lieblich goldfarbes Fleiſch. Der Kern iſt ſehr groß, und beſteht aus einer Menge der in einer weiſſen Haut feſt

kei-

zuſammen gedrückten Körnlein, iſt aber ſonſt von keiner bekannten Nutzbarkeit. Die Zweige der Achua theilen ſich, wie ein Buſch langer und Armdicker Stangen, die ſich gegen das Ende in ein ungemein großes Blatt, das in die Rundung ſchön Strahlenförmig iſt, ausbreiten. Nebſt dem, daß dieſen Zweigen ein ganz dünnes Häutlein abgezogen, und mit ſelbigem, wie ſchon geſagt, das Tuch Cachivango gewebet wird; ſind dieſe Stangen mit einer glänzenden, ſchön grünen Rinde bedeckt, die man ihnen Sträußelweiſe abzieht, um daraus mancherley Sorten der Körbe, oder wie Binſendecken, artig zu flechten. Das merkwürdigſte iſt, daß vielleicht kein anders Holz in der Welt geringer, als jenes dieſer Stangen ſeyn möchte. Es iſt ganz Binſenartig und ſchwammicht. Man kann die ganze Stange nach der Länge in zwey Leiſten, nur mit einem durchgezogenen ſtarken Faden zerſchneiden; viele dieſer Leiſten nähet man genau nach der Länge zuſammen, und man mag ſofort eine ganz gleiche Wand damit zu Stande bringen, die man aus ordentlich gezimmerten Brettern zu ſeyn glauben würde. Hiemit haben ſich immerzu die Mißionarien beholfen, mit weniger Mühe da und dort eine ſauber ſcheinende, obſchon freylich nicht langwürige Wand, und dergleichen mehr, in der Eile und Noth aufzuführen. Innerhalb des Stammes findet man viele gar fette Würmer, gleich den Seidenwürmern. Die Indier freſſen ſie roh,

oder obenhin geröſtet, mit groſſer Begierde, wie die köſtlichſte Leckerbiſſen.

Chambira, eine Palme.

Die Chambira (Tſchambira) iſt am Stamme weit kürzer, und führt wohl fünf bis ſechs Ellen lange Zweige, die ihre nur Daumenbreite, aber wohl auch Ellenlange Blätter beyderſeits von einem ſchmalen Halme hintan ſtrecken. Daß man dieſen Blättern ein ganz dünnes Häutlein abziehe, daraus aber mancherley Schnürlein und Stricke drehe, zu allen Sorten der Neze, der Luftbetten oder Hamacas, und dergleichen mehr, iſt ſchon anderswo erwähnet worden. Die Frucht der Chambira beſteht, ſo zu ſagen, in einem Büſchel gewiſſer Nüſſe, die ſonſt allenthalben den ſogenannten Cocusnüſſen ſehr ähnlich, aber nicht viel gröſſer, als ein Gansey ſind. An ihrer glatten, harten Schale klebt innerhalb rund herum ein ſchneeweißes, zweckichtes Fleiſch, etwann in Dicke eines kleines Fingers. Dieſes käuet man, und es giebt einen wohlgeſchmacken Saft wie Milch. In der Mitte iſt ſolche Nuß zu verſchiedenen Zeiten bald leer, bald voll eines klaren wohlriechenden Waſſers. Die eigentliche Cocusbäume aber, die zwar an allen Meerufern in Amerika häufig erzeugt werden, ſind in den Ländern des obern Maragnon unbekannt.

Keine Cocusbäume.

Yarina eine Palme.

Der Yarinaſtamm wächſt nicht über eine oder zwo Ellen in die Höhe. Ihre Frucht, ſonſt in Größe einer mittelmäßigen Melone, hat übrigens die Bildung eines Zirbelzapfens, von Farbe dun-

dunkel violblau. Die Indier pflegen deſſen Bälge oder Beere, die faſt im Geſchmacke blauer Weinbeeren ſind, auszuſaugen. Die Zweige ſind ſonſt auf die Art der Chambira, nur daß dieſe Blätter weit breiter ſind. Insgemein bedient man ſich, die Kirchen und Häuſer zu dekken, der Yarinazweige, weil ſie leichter, als andere, zu finden ſind. Man ſpaltet den mittlern Halm nach der Länge, bindet ſodann etwann ſechs oder acht ſolche Halbzweige in Büſchlein zuſammen, und heftet ſolche Büſche alsdann Stufenweiſe auf den Dachſtuhl übereinander; ſo hat man das Dach mit eben ſo vielen Schindeln, als Blätter ſind, ohne Zuthun eines Nagels, auf ein paar Jahre gedeckt. Doch ſind ſolche Yarinablätter, weil ſie den groben Winden, und auch der Fäulung nicht ſo ſehr widerſtehen, nicht die beſte Gattung, die Dächer zu decken. Die dauerhafteſte heiſt man Palmiche, ſind aber nicht ſo leicht in gehöriger Menge aufzubringen. Man hat eine ganz beſondere Art, ſie unter einander zu verbeugen, und ordentlich auf den Dachſtuhl anzubinden. Ein ſolches Dach aus Palmiche fällt artig in die Augen, und mag wohl einige zwölf Jahre dauern. Viele Völker bedienen ſich zu ihren Dächern auch einer andern Gattung von Blättern, Yarappa genannt. Die Art, ſolche aufzuflechten, iſt etwas mühſamer, aber auch bequemer, in einem damit gedecktem Dache die vorfallende Beſchädigungen auszubeſſern.

Palmito, eine Palme.

Unter die fruchtbaren Palmen zähle ich auch den dort ſogenannten **Palmito**; zwar nicht, als wäre ſeine Frucht auch eßbar, ſondern weil man ſeine junge Triebe oder Schoſſen, die er auf dem höchſten Gipfel austreibt, ſo lang ſie noch in ihrer gröſten Zartheit ſind, aufzubringen ſuchet. Denn ſie ſind gut zu eſſen, ſowohl roh mit Eſſig und Oele angemacht, als ein guter Salat, als auch obenhin geſotten, und mannichfältig zugerichtet, als eine recht edle Grünſpeiſe. Noch ſchmackhafter ſind auf ſolche Art die zarten Schoſſen des **Chontabaumes**, weil man aber dieſen, ſeiner Frucht zu Liebe, nicht leicht beſchädigen will, pflegt man auch ſeine Schoſſen zu verſchonen.

Tarapoto, eine Palme.

Tarapoto nennet man eine ganz gemeine Art der Palmen, welche, wiewol ſie keine eßbare Frucht iſt, doch ſonſt allen Völkern einen vielfältigen Nutzen bringt. Ihren Stamm ſpaltet man nach der Länge, löſt ihm von der Mitte ſein ſchwammichtes Mark oder Fleiſch heraus, klopfet die ſo geſpaltene Rinde ſo eben als es möglich, und macht gleichſam ein Brett daraus. An dieſen Orten weis man faſt nichts von andern Brettern; nicht aus Mangel des Holzes von allerley Gattung in einem unermeßlichen Walde, ſondern weil ſolche zu ſägen insgemein zu mühſam fällt. Dieſe ſo geſtaltete **Tarapotobretter** müſſen alſo die Stelle aller andern vertretten, und ſich bald zu einer Bettſtatt, bald zu einer Bank, bald zu einem

nem Fußboden in einem Hauſe brauchen laſſen, bald auch das ganze Hauß mit einer leichten Wand einzuſchlieſſen, und zu was man immer noch mehr die Bretter dort, wo gar keine ſind, brauchen möchte.

Alle Völker von Maynas haben auch im Gebrauch in ihren Feldern, oder nahe an ihrem Hauſe, einige Papayabäume zu pflanzen. a) Ich ſage, Bäume, weil ſie in ein, obſchon ſehr ſchwammichtes Holz gehen, und an Höhe unſern Zwetſchenbäumen gleich kommen. Sonſt aber wären ſie eigentlich nur unter die Pflanzen zu zählen, theils wegen der Bildung ihrer groſſen ſchönen Blätter, die ſie, beſſer zu ſagen, an langen Stengeln, als Aeſten, tragen, theils weil ſie in einem einzigen Jahre zu ihrem ganzen Vollſtande und Fruchtbarkeit gelangen, auch nicht leicht über drey Jahre zu dauern pflegen. Solche ihre Früchte bringt die Papaya nicht an den Stengeln, oder ſeyn ſollenden Aeſten, ſondern unmittelbar aus dem oberſten Stamme hervor, in Gröſſe und auch Geſtalt einer Melone; doch wenn ſie recht reif ſind, in einer ganz weichen, gelben, glatten Schale. Das Fleiſch dieſer Frucht iſt ſonſt auch dem der Melonen ſehr ähnlich, nur daß es nicht ſo faſericht, wie insgemein dieſes iſt; zu dem ſind die Kerne der Papaya, wie Pfefferkörnlein rund, ſchwarz, mit weiſſen

Papaya, Frucht und Baum.

a) *Caſica Papaya*; Linn.

Tüpfelchen geſprenkelt, und wenn man ungefähr einen zu käuen bekommt, beiſſet er gleich dem Pfeffer. Einige eſſen immerzu vorſetzlich ſolche Kerne, wenn ſie ein zu ſtarkes Abweichen geſtillt wiſſen wollen. Man iſſet auch die noch junge **Papayafrucht**, obenhin geſotten, zerhacket, und wie ſüſſe Rüben zugerichtet. Eben ſo pflanzen viele auf ihrem Felde, oder am Rande ihrer Häuſer, einige **Anonabäume**, die an Geſtalt und Größe faſt unſern Zwetſchenbäumen gleich kommen. a) Ihre ſehr edle Frucht wächſt nicht, wie die **Papaya**, unmittelbar aus dem Stamme, ſondern auf den Aeſten, und giebt in ihrer vollen Größe einem ſiebenjährigen Kindskopfe nicht viel nach. Ihre Schale iſt lederartig, zäh, dick, und beugſam, ſonſt auſſenher wie die **Piña** oder **Ananas**, zakichter Geſtalt, und ſchön gelb angelaufen. Innerhalb iſt ſie ganz voll eines ſchneeweißen, weichen Fleiſches, welches gegen die Mitte zu (wo ihr ein Zake durchgeht) mit vielen großen, einer Feldbohne ſehr ähnlichen, braunen Kernen untermiſchet iſt. Die Schale reiſſet man entzwey, und ſo iſſet man das Fleiſch mit Löffeln heraus; es iſt im Geſchmacke wie Milchrahm, doch von etwas balſamiſchem Geruche. Die nämliche Frucht, aber viel kleiner, heißet man im Reiche Quito, und anderswo **Chirimoya**, ſonſt auch anderwärts: **Guanabua**, in Braſilien

Anona, Baum und Frucht.

a) *Annona Syrammoſa.* Linn.

lien aber **Araticu**, und ist eine der köstlichsten von Amerika.

Caimito, dem Pomeranzenbaume in seiner Stellung sehr ähnlich, wird auch von einigen gepflanzet. Seine Frucht in Gestalt eines der gröſten Limonien, von goldfarber, ganz glatter, weicher Schale, pflegt man der Länge nach entzwey zu schneiden. In der Mitte liegen zwey bis drey große, harte, ganz glatte, und länglichte Kerne von brauner Farbe; man löset sie ganz leicht heraus, und so ist das an der Schale klebende Fleisch fast speckartig, wird mit einem Löffel heraus gestochen, und ist von einer sehr angenehmen Süße. a) Wenn aber solche Frucht jemanden unter die Zähne kommt, der damit nicht umzugehen weis, und das Fleisch unmittelbar aus der Schale heraus naschen wollte, der wird unvermerkt seine Lippen durch die klebrichte Milch, die aus dem Abschnitte der Schale heraus triefet, zusammen geleimet finden. Caimito, Baum und Frucht.

Aguacate nennen die Spanier, **Palta** die Peruaner, einen Baum, fast auf Art unserer Birnbäume, der auch in dortiger Landschaft von einigen gepflanzet wird. Seine Frucht gleichfalls wie eine der gröſsern Birnen, aber dem Stengel nach mehr wie eine Feige, ist mit immer grüner, ganz dünner Schale bedeckt. In der Mitte führt Aguacate, Baum und Frucht.

a) *Chrysophylium Cainito.* Linn.

ſie einen einzigen, ſehr großen, runden, und
aus harten Kern, der ſich, wenn er ausgetr
in zwo ſonſt kaſſeförmige Bohnen zertheilet.
che Kerne pflegten die Mißionarien zur
aufzubehalten. Denn man hat an ihnen ei
liches Mittel wider die Ruhr gefunden, beſ
wenn ſolche von Würmern veranlaſſet war.
ſe zwar ſehr bittere Kerne zerſtößt man zu
und giebt von ſelbigem etwann einen halbe
fel, mit Waſſer vermiſcht, dem Kranken
nehmen. Das Fleiſch ſolcher Frucht klebt
bey den Melonen, an der Schale, iſt von
grünlichtgelb, ſonſt Butterweich, wird mi
feln herausgeſtochen, und iſt ſehr wohlgeſc
ſowohl für ſich ohne andern Zuſatz, als
ders, wie es einigen beſſer ſchmeckt, mit
Salz, oder Pfeffer, oder auch mit Zuck
ſtreuet.

Zapóte, Baum und Frucht.

Ein anderer, Zapóte genannter
wächſt mit dickem, geraden Stamme ſehr
öfnet ſich alsdann in ſchöne breite Aeſte aus
großen, halbrunden, und pappelartigen Bl
die auswärts ſchön grün, inwärts etwas
farb ſind. Vermuthlich mag dieſer Baum
ner Gattung der nämliche ſeyn, der ſonſt a
wo bey den Spaniern auch Mamey g
wird. a) Seine meiſtens häufige Früchte
etwas größer als Pomeranzen, nicht recht

a) *Achras Sapota.* Brown.

und mehr herzförmig. Die Schale iſt auswärts, wie bey den Pfirſchen, etwas wollicht, Olivengrün, bräunlicht angelaufen, und bey dem Stengel mit einem runden Schildlein bedeckt. Wenn ſie geſpaltet, zeigt ſich das Fleiſch, wie bey den Melonen, aber noch röthlichter, und mit einer Menge der dünneſten Fäſerlein verſtricket, ſo daß man es mehr ſaugen, als eſſen mag. Die zwey, drey, auch bis vier länglichte Kerne ſind gleichfalls mit ſolchen ſaftigen Fäſerlein ganz überwickelt. Alle Indier halten ſehr vieles auf dieſe Frucht, wegen ihrer angenehmen Süßigkeit, und wiewohl man immerzu erfahren hat, daß ſie die Galle, und öfters das Fieber erreget, läßt ſich doch die ſchlekkerhafte Gefräßigkeit der Indier um die Hornung und Märzen Monate, wo man ſie im Ueberfluße aufbringt, darüber nicht irre machen. Ich habe einſtens in einem weit und breit entvölkerten Lande einen großen Strich Waldes faſt nur aus dieſen Zapotebäumen angetroffen.

Bald auf dieſe folgt jährlich in der Zeit ihrer Reife, nämlich um die Monate März und April, die ſo weltbekannte Cacaofrucht, welche in dieſen Wäldern ohne menſchliche Mühe, und häufig hervorkommt, ſo fett und wohlgeſchmackt, als man ſie irgendwo finden mag; zwar mehr zum Genuße der Affen, als der Indier. Eine und die andere halten ſich mit den Kernen, die man doch in Europa ſo theuer kauft, gar nicht auf, zerſchlagen die Melonförmige, auswärts Cacao, Frucht.

goldfarbe Schale, worinn gleichsam eine Traube verschlossen ist, und saugen nur die weiße saftige Wolle, mit der alle diese, an der Traube hangenden Kerne überzogen sind. Solche Wolle ist eigentlich das Fleisch der Frucht, angenehm süß, und am Geschmacke einer Muskatellertraube ähnlich. Die Kerne aber werden weggeworfen, ausgenommen was etwann der Mißionar für seinen Gebrauch auf ein Jahr aufbehalten wollte. Denn weil Fluß abwärts aller Handel mit den Portugiesen höchstens verbotten war, aufwärts aber solche Kerne zum Verkauf nicht anderswo hin, als nach Quito, über so weite Umwege und rauhe Gebürge, konnten gebracht werden, wohin man ohnedem Cacao genug von der Nähe auf kastthieren leicht und wohlfeil bringet, so war es ganz unnütz, solche Kerne in den Ländern von Maynas zu sammeln; und eben so unnütz wäre es, mit seligen weiters mich aufzuhalten, nachdem eine so Weltbekannte Frucht schon vielfältig von andern beschrieben ist.

Indische Mandeln.

Etwas seltsamer ist in jenen Wäldern der Baum, welchen einige den westindischen Mandel- andere den Kastanienbaum nennen; aber beyde mit Unrecht; wiewohl er auch in etwas mit einem und dem andern überein kommt. Der Baum selbst ist mehr von Kastanienart; denn unter den fruchtbaren ist er einer der gröstен, von einem sehr harten Holze, auch die Frucht hat mehr von einer Kastanie, in Rücksicht auf ihre Größe,

auf

auf die Bildung, und auf die Menge der spitzigen langen Stachel, mit denen die mittlere Schale noch weit mehr, als bey den Kastanien bewafnet ist. Sonst aber, so lang die Frucht noch nicht in ihrer vollständigen Reife ist, sind solche dick umher stechende Stachel mit einer andern weichen und glatten Haut, wie junge Nüsse oder Mandeln, überzogen, und selbige fällt in der vollen Zeitigung von selbsten hinweg. Wenn aber der Kern mit vieler Mühe von seiner spitzigen Schale endlich ausgelößt ist, so findet man ihn einer Mandel ähnlicher, sowohl am Geschmacke, als an dem dünnen braunen Balge, mit dem er unmittelbar bedeckt ist. Zur Zeit, da diese Mandeln hin und her in den Wäldern reif zu werden beginnen, pflegen die Fledermäuse alle Nächte derselben eine Menge in das Dorf zu bringen, vermuthlich um solche zwischen den Blättern der Dächer aufzubehalten. Indessen aber entfallen ihnen viele aus den Zähnen, so daß frühe Morgens um solche Zeit die erste Sorge der Kinder ist, nur geschwind andern ihres Gleichen vorzukommen, und die Kirche oder ihre Häuser, solcher hin und her entfallenen Mandeln halber, zu durchsuchen. Zugleich dient ihnen diese Spur zur Erinnerung, daß es nun Zeit ist, diese Früchte in der Ferne bey den bewusten Bäumen selbst aufzusuchen.

So ist auch jene Frucht von ganz besonderer Art, welche einige die Mispel von Indien, andere Mispel von Indien.

dere Naranja podrida, das iſt die faule Pomeranze, nennen wollen; beyde wiederum mit Unrecht, wiewohl auch mit einigem Grunde. Sie wächſt nicht, wie bey uns, auf Sträuchen, ſondern auf dicken, hohen Bäumen, von ſehr hartem Holze, und iſt im Geſchmack und an Farbe eine wahre Miſpel; aber wegen ihrer Geſtalt und Größe, würde man ſie allenthalben für eine faule, ganz matthraun angelaufene Pomeranze halten. Man findet ihrer nicht viele.

Uvilla, Frucht. Die insgemein Uvilla (Uwilia), oder Weintraube, genannte Frucht, wächſt auf hohen Bäumen, und iſt ſowohl am Geſchmacke, als an ihrer ganzen Bildung, wie eine blaue große Weintraube. Ihre ſehr ſchöne Blüthe pflegt man auch zum Aufputze der Kirchen aufzuſuchen. Sie beſteht in einem Büſchel hoch violblauer mit gelb artig vermiſchter Blümlein.

Weiße Maulbeere. Ein anderer fruchtbarer Baum hat keinen feſt geſtellten Namen. Meines Erachtens möchte man ihn den weißen Maulbeerbaum heiſſen, weil ſeine Frucht faſt wie dieſe gebildet iſt, ſchön gelb, etwas mit roth angelaufen. Ihr Geſchmack iſt ſehr angenehm, von anſäuerlichter Süße, und wächſt auf mittelmäßigen Bäumen.

Pacay, eine Frucht. Unter die fruchtbaren Bäume gehören billig noch die insgemein Pacay genannte, die ſich an den Ufern der meiſten Flüſſe zahlreich einfinden, und jährlich um das Wintermonat den Indiern ſowohl, als den herum ſchwärmenden Affen eine

Schlek-

Schleckerey darbieten. Ueberhaupt ſind ſie von drey verſchiedenen Gattungen. Eine iſt voll gewiſſer, wohl Ellenlanger, und bey zwey Zoll breiter Scheiden oder Hülſen, die auswärts grün von Farbe, auf Art der Pfirſchen rauch, aber von einer in die Länge ausgezogenen ſternichten Bildung ſind; innwärts ganz glatt und wie weißer Atlaß. Die andere trägt auswärts ganz glatte, breite, aber nur Spannlange ſolche Scheiden. Die dritte auswärts wohl auch rauche, doch nicht viel größere, als jene der Feldbohnen ſind. Nach Maas ihrer verſchiedenen Größe iſt in ſelbigen Scheiden eine Reihe bohnenartiger Kerne, die gleichſam mit ſchneeweißem Sammt überzogen ſcheinen. Dieſen weißen Balg pflegt man in dem Munde auszuſaugen. Viele Indier freſſen ihn wohl auch mit Haut und Haare. Der Saft iſt köſtlich und angenehm wie Roſenhönig. Wenn man eine ſolche friſch abgebrockte Scheide, der größern Art, aufbricht, findet man meiſtens, daß noch innerhalb derſelben die Kerne ſchon völlig ausgetrieben haben, und einige ihre neue Wurzeln, andere aber ſchon ein junges Sprößlein mit förmlichen Blätchen, unter der weißen Sammetdecke ausſtrecken. Hieraus iſt die ungemeine Fruchtbarkeit dieſer ſo ſaftigen Kerne zu erachten, weil ſie noch auf dem Baum hangend, ſchon ihre neue Bäumchen austreiben, als wären ſie, um ſich ſelbſt fruchtbar zu zeigen, ſchon ungeduldig, und könnten dazu ihre Abſonderung von der

Mut-

Mutter Schooße nicht erwarten. Vom Baume abgepflückt, laſſen ſich ſolche Scheiden kaum über zwey Tage aufbehalten, ohne, wegen ihrer Süße, voll kleiner Maden zu werden. Die Blätter des Pacaybaumes ſind faſt auf Art unſerer Achatien gebildet.

Frucht des Milchbaums.

Eßbar, und den weichen Moſtbirnen faſt ähnlich, iſt auch die Frucht eines gar nicht ſeltenen Baumes, dort insgemein Leche-caſpi, das iſt, der Milchbaum, genannt, weil ihm aus der Rinde, wo man ſie anhauet, ein ganz Milchförmiger Saft häufig heraustriefet. Dieſer Saft iſt bey einigen Bäumen gelblicht, bey andern etwas röthlicht; den meiſten und beſſern würde man ſowohl am Geruche als an Farbe von der wahren Kuhmilch kaum unterſcheiden. Er wirft ſeinen Schaum, wie die Milch, auf, und rinnet eben ſo zuſammen, doch ohne Molken von ſich zu geben. Wegen ſeines pechichten Weſens läſt er ſich immerzu für Leim, oder auch für Firniß brauchen. Wenn man die Wände in einer Kirche, oder im Hauſe des Mißionars (keine andere zu weißende Wände giebt es dort nicht) ſauber ausweißen wollte, weil dort kein Kalch aufzubringen war, muſte man weiße Kreide, die ſich in einigen Gegenden ausgraben läßt, mit Waſſer auflöſen, man miſchte aber, ſo viel als nöthig, von dieſer Baummilch dazu, und ſo bekam die damit ausgeweißte Wand nicht allein einen ſaubern Glanz, ſondern auch eine ſolche Feſtigkeit, daß

der

der anfallende Regen ſie nicht leicht abwaſchen konnte. Dieſe Milch, wenn ſie zuſammen geronnen, und feſt geworden iſt, kann Stückweiſe angezündet werden; ſie brennet, ohne eines Dachtes nöthig zu haben, und giebt ein ſchön weißes Licht von ſich. Wenn ſie in einem Topfe über dem Feuer lange gekocht, wird ſie glänzend ſchwarz, und dient ſehr wohl, die Hafnergeſchirre damit inwärts anzuſtreichen, und ſie, mehrerer Sauberkeit halber, gleichſam zu firniſſen. Einige Indier pflegten auch ſolche Milch roh, und wie ſie aus dem Baume triefet, einzunehmen, da ſie die anhaltende Ruhr nicht anders ſtillen konnten.

Viele andere Gattungen, wiewohl ſonſt unfruchtbarer Bäume, ſchwitzen dort mancherley Harze und Gummen aus, deren ſonderbare Nutzbarkeit, und vermuthlich ſchätzbare Kraft noch meiſtens unerkannt iſt. Die gemeinſte Art ſolches Harzes iſt faſt wie der oſtindiſche Weyhrauch, und heiſſet bey den Spaniern Copàl. *) Man findet es im feſten Lande zur Genüge, und braucht es vielfältig, die Schiffchen von einer Spaltung zu verpichen, oder zu was man immer ſonſt des Harzes nöthig haben möchte; meiſtens aber braucht man es ſtatt der Pechfackeln, zu nächtlicher Beleuchtung. Die Indier wiſſen die ſehr lange

Mancherley Gummen.

Copàl.

*) *Cluſ. L. X. Cap. I. pag.* 297.

oft anſtatt Stachel und Eiſen, dienen muß. Andere Gattungen ſind von ungemein weichem und geringen Holze; und endlich andere von mittlerer Art, allen Handwerkern, die ſich mit Holze beſchäftigen, ſehr dienlich. In dieſer Gattung wird wohl das Cederholz, von dem es zwar auch bis dreyerley in ihrer Güte ungleiche Sorten giebt, das vornehmſte ſeyn. Das ſogenannte Muyno-holz, wenn es nicht ſelbſt noch eine vierte Gattung von Ceder iſt, kommt ihm ſehr gleich, iſt etwas härter, gelblicht von Farbe, glänzend, und giebt ſo, wie von Roſen, einen ſehr angenehmen, ſüßlichten Geruch, nebſt vielen andern Gattungen, meiſtens von keinem feſtgeſetzten Namen.

III.

Welche Kräuter oder Gewächſe ſind von beſonderer Nutzbarkeit zur Arzney, oder zum Färben? Welche von ſchädlicher Eigenſchaft? Was für bekannte Schutzmittel wider das Gift?

Nebſt einigen ſchon hin und her angezeigten Nutzbarkeiten vieler Wurzeln, Rinden, Kräuter, muß ich offenherzig bekennen, daß die meiſten Eigenſchaften ſolcher Gewächſe bis heute noch unerkannt ſind, auch nicht leicht anders, als nach und nach, durch beſondere Zufälle, können aufgedeckt werden. Die Indier ſelbſt, denen doch faſt allein dieſe Dinge unter Hände und Augen kommen,

Payúru nennt man einen natürlichen Lack, Payúru
der ſonſt ſehr Glaßartig, durchſichtig, und mit kaltem Waſſer nicht zu erweichen iſt. Dort brauchen ihn die Indianerinnen faſt einzig, ihre ſauber gemalte Töpfe, und übrige Thongeſchirre zu firnißen und zu glaßieren, wie ich ſchon gemeldet habe.

Von andern Bäumen triefet ein gewiſſes Harz, Caranna
von eigentlicher Terpentinart, insgemein Caranna ge-

ein fleißiger und accurater Chemiſt in Paris, verſchiedene Mittel, es aufzulöſen, angegeben hatte, welche der Entdeckung der Luftmaſchinen der Herren von Montgolfier treflich zu ſtatten kamen. S. Deſcription des Expériences de la Machine aëroſtatique de MM. de *Montgolfier* etc. à Paris, 1783, pag. 190–195; und meinen in dieſem Jahre 1784. herausgegebenen Auszug dieſes Werkes des Herrn Faujas de Saint-Fond; S. 92. u. f. Bereits im Jahr 1751 erfand der Ritter Freſnau in Cayenne die Kunſt, das Federharz mit Nußöl aufzulöſen. In ſeiner vor kurzem herausgekommenen prémiere Suite de la Deſcription des Expériences aëroſtatiques etc. führet Herr Faujas verſchiedene von ihm 1782 nebſt Herrn Doctor Schwediauer gemachte Verſuche, das Cautſchu aufzulöſen, an, S. 255. u. f. Herr Profeſſor Storr in Tübingen ſchrieb am 4 März 1784 an Herrn Faujas, daß das elaſtiſche Gummi vollkommen in Schweden durch das aus dem Viſcum album *Linn.* erſetzet

Lancéta. Man hat auch ein gewiſſes Kräutlein, Lanceta, oder das Lanzetenkraut genannt, weil die Blättlein faſt wie Lanzeten zum Aderlaſſen gebildet ſind. Sie ſind obenher ſchön roth, von unten violblaulicht angelaufen, und ein treffliches Mittel, das drey, oder viertägiche Fieber zu vertreiben, wenn es auch mit der ſonſt ſo bewährten Chinachina nicht mochte gehoben werden. Ein Büſchlein dieſes Lancetenkrauts taucht man in ein ſiedendes Waſſer, bis es davon ſchön rothgefärbet iſt, und trinkt ſolches, mit etwas Zukker gemiſcht, wie einen Thee, einige Tage nach einander, oder wohl auch des Tages öfter, ſo bleibet das Fieber aus.

Guayuſſa. Von den Eigenſchaften der Guayuſſablätter iſt ſchon anderswo erwähnet worden. Sonſt giebt es freylich noch mancherley Wurzeln und Kräuter, deren ſchätzbare Kraft zum Theil zwar an dieſen Orten ſchon entdeckt waren; die ich aber umgehen muß, weil mir ihr Name in der Ferne ſchon entfallen iſt, oder weil ſie auch dort keinen feſtgeſetzten haben.

Vayniłła. Die Vayniłła zwar iſt in der ganzen Welt ſchon ſattſam bekannt. So viel mir bewuſt, findet man ſie dort nicht leicht, als im Gebürge bey Chayabitas und Cahuapanas, und auch da nicht in großem Ueberfluſſe. Sie klettert wie Wintergrün an den Stämmen der Bäume in die Höhe; ihre Blätter ſind bis eilf Daumen lang, ſechs

breit,

damit an dieſen Orten kein weiterer Nutzen zu hoffen war, ſo hat ſich niemand die Mühe nehmen wollen, es zu ſammeln.

Unter allen Gummen, die noch in dieſen Gegenden bekannt ſind, hat ohne Anſtand den Vorzug, der insgemein ſogenannte Balſam Copauva. a) Er triefet aus gewiſſen hohen Bäumen von ſehr hartem Holze, gleichſam durch große Geſchwülſte, die ihnen zu gewiſſen Zeiten ausbrechen. Der erſte Saft, der aus dergleichen aufgeritzter Geſchwulſt hervorkommt, iſt der trefflichſte Balſam, ganz klar, flüßig, licht-goldfarb, doch klebricht, bitter, und von harzichtem Geruch; der dieſem ſpäter nachkommt, iſt ſchon zäher, dunkler, und nicht ſo vollkommen ausgekocht. Recht wunderbar iſt ſeine Kraft, die ſchreckbareſten Wunden in Kürze zu heilen; beſonders wenn ſie noch friſch ſind, verhindert er alle Schwürung und Eiterung. Vieler andern ſeiner Wunderthaten zu geſchweigen, habe ich mit Erſtaunen einen Indier, dem ein Krokodil einen ſchrecklichen Biß in den Fuß verſetzt, und die ganze Wade weggeriſſen hatte, in wenig Wochen, einzig mit dieſer Copauva wiederum ganz hergeſtellt herum gehen ſehen. Man pflegt auch bey Zahn- und Ohrenſchmerzen einige Tröpflein ſolches Balſams, in Baumwolle eingeſaugt, dem leidenden Theile beyzubringen, und treffliche Hülfe Copauva, Balſam.

a) *Cluſ. L. X. Cap. I. pag.* 297. Oleum Copal-yvæ.

zu erfahren. Innerlich eingenommen ſtärkt er den Magen, und, was billig zu bewundern, wenn man davon einen Löffel voll in einer Brühe, oder weichem Ey, zu ſich genommen, hat man daran eine ſichere Reinigung des Leibes; denn ſo oft man darüber eine Schale laues Waſſer trinket, ſo viele Oefnungen erfolgen ohne weiterm Schmerzen. Meiſtens wird ſolcher **Copauvabalſam** im Gebürge, das den Dörfern **Chayabitas** und **Cahuapanas** weſtwärts liegt, geſammelt. Man nennt ihn auch den Balſam von Peru.

Zimmetrinde.

Die Landſchaft von Maynas erzeugt auch einige Zimmetrinden, wiewohl ich nicht weis, ob auch anderswo, als in den nördlichen Gegenden des Dorfes von **Andoas**, und weiter aufwärts des **Bobonazafluſſes**. Man achtet ſie aber faſt gar nicht, weil ſie nur wild und ungeſchlacht; und ob ſie ſchon der oſtindiſchen weder an Lieblichkeit des Geruches, noch an heiſſer Bißigkeit viel nachgiebt, führt ſie doch ein ſchleimichtes, unangenehmes Weſen mit ſich. Ein Mißionar von **Andoas** hat ſich die Mühe genommen, einige ſolcher Bäume ordentlich zu pflegen, und es iſt ihm auch gelungen, einen treflichen Zimmet, und ohne ſchleimichtem Geſchmacke davon einzuſammeln. In der That ſcheint dieſen wilden Bäumen anders nichts, als eine ordentliche Pflegung, zur Vollkommenheit abzugehen. **Eſpingo** nennt man eine andere Rinde, mit der die Eichelförmige Frucht des Zimmetbaums, als mit einem Hüt-

Hütchen oder Käpplein, bedecket iſt. Sie iſt ein Gewürz von beſonderer Art, gleichſam von einem aus Zimmet und Nägelein vereinbarten Geſchmacke.

Die Caffeeſtauden, ob ſie ſchon in ſelbigen Ländern nur Fremdlinge ſind, und vorhin ganz unbekannt waren, haben doch ſehr wohl gefruchtet, nachdem es erſt unlängſt gelungen iſt, einige fruchtbare Bohnen dieſes Gewächſes von Ferne dahin zu bringen. Weil aber gar kein auswärtiger Handel ſtatt haben konnte, wollte ſich damit niemand mehr abgeben, als etwann ein und anderer Mißionar in ſeinem Hausgärtlein, zu eigenem Gebrauche. Caffée.

Ein gewiſſer Baum iſt in dieſen Gegenden, beſonders um Pevas, mit keinem andern feſtgeſetzten Namen, als des Cruz-caſpi, oder des Kreuzbaums, bekannt; weil er nicht allein in ſeinem Stamme, ſondern auch durchaus in allen Aeſten, mit einem recht ſichtbaren Kreuze gezeichnet iſt. Sein übriges Holz iſt ſchön weiß, obſchon durchzuſchneiden ſehr hart; der innerſte Kern aber iſt in vier Arme kreuzförmig mit einem braunröthlichten Marke abgetheilt. Erſt vor wenigen Jahren hat ſeine wunderbare Kraft angefangen erkannt zu werden. Wenn man ein Stückchen dieſes Holzes auf eine friſche Wunde bindet, ſtillt es das Bluten ſogleich, wenn auch eine Ader wirklich verletzet wäre. Einer inner- Das Kreuzholz.

lichen Aufwallung und Austrettung des Bluts, der mit äuſſerlichem Aufbinden nicht beyzukommen iſt, abzuhelfen, hat man den Verſuch gemacht, eine Handvoll kleiner Schnitzlein von ſelbigem Holz ſtark zu ſieden. Das Waſſer wird in langem Sud recht ſchön roth, obſchon ſonſt das Holz nur weiß anzuſehen iſt. Solches Waſſer getrunken hat vielen in ſehr gefährlichen Umſtänden des innerlich wallenden Geblüts gute Hülfe und baldige Geneſung gebracht. Dieſer Kreuzbaum hat eine recht ſchön rothe Blüthe, wie eine Nelke.

Chingána. Unter die Bäume will ich auch die von mir ſchon ſonſt erwähnte Chingána (Tſchingana) rechnen; ob ſie aber wirklich ein Baum, oder vielmehr ein baumförmiges Rohr ſey, mögen die Naturforſcher ausmachen. Die gröſſern geben einer mittelmäßigen Fichte wenig nach. Sie breiten auch am Gipfel Aeſte aus, die mit dünnen Blättlein bekleidet ſind. Der Stamm aber iſt ſonſt hohl, und beſteht gleichſam aus vielen auf einander geſetzten dicken Röhren, oder Pfeifen, deren eines vom andern etwann in Ferne einer halben Ellen, mit einem dünnen Boden gleiches Gemächtes unterſchlagen iſt. Die Erfahrung zeigt es, daß die Röhre gegen den Vollmond, faſt auf die Hälfte mit klarem Waſſer angefüllt, gegen den Neumond aber ganz leer befunden werden. Dieſe Chingana leiſtet in ſelbigen Ländern vielfältige gute Dienſte. Insgemein

gemein machen ſich die Indier daraus die Köcher zu ihren Schießpfeilen; andere wohl auch die Pfeile ſelbſt, oder die Spitzen ihrer Lanzen; andere brauchen ihre Röhre für Flaſchen- oder Waſſerkrüge; viele kennen zu den Erforderniſſen ihres Hauſes keine andere Bretter, als welche von einer aufgeritzten, gut abgeklopften, und glatt ausgebreiteten Chingana ausfallen, ihre Häuſer damit, auf ihre Art ſauber, auszutäfeln. Der Stamm ſelbſt muß theils auch den Dachſtuhl, theils die Pfeiler, worauf die Wand gehäftet wird, abgeben; und wenn eine lange Leiter nöthig iſt, findet man dazu nichts tauglicher, als ein paar Chinganaſtämme.

Aber wo würde ich ein Ende finden, wenn ich alle übrige Bäume, die doch von den unſerigen ſo ſehr verſchieden ſind, deutlich genug entwerfen ſollte? Nicht allein an Vielfältigkeit der Gattungen, ſondern auch überhaupt an der ungemeinen Höhe und Dicke, kommen ihnen die unſerige lange nicht gleich. Es giebt darunter einige von ſteinhartem Holze, welches niemals faulet oder modert. Dergleichen iſt jenes, ſchon ſonſt erwähnte dunkelrothe, welches in den dikken Stämmen auch agatförmig, mit ſchwarzen Aederlein treflich gezeichnet iſt; andere gleichfalls harte von gelber Farbe, die einen balſamiſchen Geruch weit von ſich geben. Das härteſte aus allen iſt das ſogenannte Comazevaholz, ſchön gelb mit ſaubern Aederlein, welches den Indiern

oft anſtatt Stachel und Eiſen, dienen muß. Andere Gattungen ſind von ungemein weichem und geringen Holze; und endlich andere von mittlerer Art, allen Handwerkern, die ſich mit Holze beſchäftigen, ſehr dienlich. In dieſer Gattung wird wohl das Cederholz, von dem es zwar auch bis dreyerley in ihrer Güte ungleiche Sorten giebt, das vornehmſte ſeyn. Das ſogenannte Muyuholz, wenn es nicht ſelbſt noch eine vierte Gattung von Ceder iſt, kommt ihm ſehr gleich, iſt etwas härter, gelblicht von Farbe, glänzend, und giebt ſo, wie von Roſen, einen ſehr angenehmen, ſüßlichten Geruch, nebſt vielen andern Gattungen, meiſtens von keinem feſtgeſetzten Namen.

III.

Welche Kräuter oder Gewächſe ſind von beſonderer Nutzbarkeit zur Arzney, oder zum Färben? Welche von ſchädlicher Eigenſchaft? Was für bekannte Schutzmittel wider das Gift?

Nebſt einigen ſchon hin und her angezeigten Nutzbarkeiten vieler Wurzeln, Rinden, Kräuter, muß ich offenherzig bekennen, daß die meiſten Eigenſchaften ſolcher Gewächſe bis heute noch unerkannt ſind, auch nicht leicht anders, als nach und nach, durch beſondere Zufälle, können aufgedeckt werden. Die Indier ſelbſt, denen doch faſt allein dieſe Dinge unter Hände und Augen kommen,

men, (denn ſie ſind es ja, die öfters weit und breit in den Wäldern herum ſtreifen) ſcheuen ſich insgemein mit unbekannten Gewächſen einen Verſuch zu machen; und noch dazu, wenn ſie auch einige Kenntniß der Eigenſchaften von ihren Vorältern ererbt, oder ſelbſt erworben hatten, pflegten ſie ſolche vielmehr den Mißionarien mit allem Fleiße zu verbergen, von denen ſie wohl wuſten, wie abgeſagte Feinde des Aberglaubens und der Zauberey ſie wären, da doch ſie, die Indier, kraft ihrer finſtern Einſicht in die Naturkräfte, dieſe von zauberiſchen oder abergläubigen Wirkungen gar ſelten zu unterſcheiden wiſſen. Mithin um ſich nicht verdächtig zu machen, pflegten ſie die ordentlichen ſowohl als die unordentlichen Aeuſſerungen, den Gebrauch ſowohl als den Mißbrauch ſolcher Gewächſe, wenn ſie auch unter ihnen ſelbſt noch ſo bekannt und gangbar waren, dem Mißionar fleißig zu verhöhlen.

Die Kraft der Sarſaparillenwurzel, welche man dort nicht wenig antrift, iſt ſchon bekannt, die Schärfe des Geblüts, beſonders bey veneriſchen Umſtänden, abzutreiben. Sarſaparillen.

Eben ſo bekannt ſind auch die Eigenſchaften des ſogenannten Tauſendguldenkrauts, welches dort hin und her, unter dem Namen Birabira oder auch Payco, ſich finden läſt. a) Birabira, Payco.

a) *Cluſ. L. X. Cap. XXVIII. pag.* 324.

Lancéta. Man hat auch ein gewiſſes Kräutlein, Lanceta, oder das Lanzetenkraut genannt, weil die Blättlein faſt wie Lanzeten zum Aderlaſſen gebildet ſind. Sie ſind obenher ſchön roth, von unten violblaulicht angelaufen, und ein treffliches Mittel, das drey, oder viertägiche Fieber zu vertreiben, wenn es auch mit der ſonſt ſo bewährten Chinachina nicht mochte gehoben werden. Ein Büſchlein dieſes Lancetenkrauts taucht man in ein ſiedendes Waſſer, bis es davon ſchön rothgefärbet iſt, und trinkt ſolches, mit etwas Zukker gemiſcht, wie einen Thee, einige Tage nach einander, oder wohl auch des Tages öfter, ſo bleibet das Fieber aus.

Guayuſſa. Von den Eigenſchaften der Guayuſſablätter iſt ſchon anderswo erwähnet worden. Sonſt giebt es freylich noch mancherley Wurzeln und Kräuter, deren ſchätzbare Kraft zum Theil zwar an dieſen Orten ſchon entdeckt waren; die ich aber umgehen muß, weil mir ihr Name in der Ferne ſchon entfallen iſt, oder weil ſie auch dort keinen feſtgeſetzten haben.

Vaynilla. Die Vaynilla zwar iſt in der ganzen Welt ſchon ſattſam bekannt. So viel mir bewuſt, findet man ſie dort nicht leicht, als im Gebürge bey Chayabitas und Cahuapanas, und auch da nicht in großem Ueberfluſſe. Sie klettert wie Wintergrün an den Stämmen der Bäume in die Höhe; ihre Blätter ſind bis eilf Daumen lang, ſechs

breit,

breit, ſonſt in Geſtalt des Wegerichs, aber fetter, grüner, mit ſchwarzen Blumen. Dort hat ſie auch etwas breitere Scheiden, als die ſonſt anderswo her nach Deutſchland gebracht wird. Die Indier machen ſonſt von dieſem ſo köſtlichen Gewächſe keinen andern Gebrauch, als daß ſie dem Geruch zu Liebe, gerne eine Vayuilla unter dem Kleid angehängt tragen.

Ihre Kleider bald ſchön roth, bald himmelblau, bald violet, oder gar ſchwarz *) zu färben, haben

*) Zum Schwarzfärben bedienet man ſich im ſpaniſchen America, der Dividivibohne, welche erſt 1768 in Europa bekannt wurde. In Carthagena werden dieſe Bohnen zur Dinte gebraucht. Ein Schiffer brachte vor einigen Jahren dergleichen Bohnen noch in ihren Schoten nach Stockholm. Sie wachſen auf einem Baume, der ſehr äſtig, und etwa 25 Fuß hoch iſt. Herr Jacquin beſchreibt ihn in Hiſtoria ſtirp. americ. p. 123, 124. unter dem Namen Poinciana coriaria, weil ſie die Spanier und Indianer zum Ledergerben gebrauchen. Er theilt auch 175 Taf. 36 die Zeichnung einer ſolchen Schale mit, nebſt einer ihrer Bohnen, auch die Blüthe, alles in natürlicher Größe. Auch Jakob Breynius hat zuvor eben dergleichen Schoten mit ihren Bohnen abgezeichnet, Plantar. exoticar. centur I, tab. 56, fig. 5. unter dem Namen Siliqua arboris Guatapanae ex Coraçao inſula. Abhandl. der königl. ſchwediſchen Akad. der Wiſſenſchaften, XXXVIſter Band, Num.

haben ſie verſchiedene bekannte Baumblätter, Kräuter und Säfte, denen ſie doch keinen andern Namen zu geben wiſſen, als von der Farbe, die ſie mittheilen. Unter allen iſt das ſogenannte Anil, oder Indigokräutlein, das merkwürdigſte, welches von gemeiner Art überall, wie das Unkraut, wächſt; in beſſerer Eigenſchaft aber von einigen ämſigen Weibern mit Fleiß gezogen wird, ſo viel ſie nämlich zu ihrem Gebrauche nöthig haben.

Indigo oder Annil.

Num. VII, S. 60–63, wo die Frucht falſch Libidibi heißt, ſtatt Dividivi. Herr Prof. Beckmann in Göttingen ſchrieb mir 1773, daß er in einem italieniſchen Journale den Titel einer Notizia di varj eſperimenti fatti da maeſtri Tintori col nuovo ingrediente chiamato *Dividivi*. In Madrid, 1768 geleſen habe, und erſuchte mich um Nachrichten davon aus Spanien. Ich erhielt nach einiger Zeit entweder von Herrn Caydevila aus Chinchilla, oder von Herrn Lopez aus Madrid (ich weis es nicht mehr) die ſpaniſche gedruckte Nachricht vom J. 1771, worinn ich las, daß in Madrid, Cadiz, St. Sebaſtian, Barcelona und Alicante dieſes Farbingrediens zu verkaufen ſey, und überſchickte ſie Herrn Profeſſor Beckmann. So werden in Japan die Ellernzapfen zum Schwarzfärben öffentlich verkauft. *Car. Petri Thunberg* Flora Japonica; Lipſ. 1784. gr. 8. Die Farbe geht nicht ab, und kann auf Seide, Wolle, und Leinen gebraucht werden. Vielleicht iſt dieſes Färbmateriale auch in der Provinz von Maynas häufig zu finden? M.

ben. Denn anderswo damit einen Gewinn zu treffen, war in Rückſicht auf die Lage und Umſtände, keinerſeits die geringſte Hofnung. Ueberhaupt weil die Kleidung dieſer Völker höchſt einfach, und unter den meiſten, die ſonſt gar keine getragen, erſt neu angenommen iſt, ſo haben ſie auch dießfalls ihre Erfindungen gar nicht weit gebracht, und ſcheuen alle andere Mühe, die ihnen die äuſſerſte Lebensnoth nicht abtrotzet.

Unter die ſchädlichen Gewächſe darf ich wohl voraus die ſogenannte Hayac-huaſca, das iſt, den bittern Ried, oder vielmehr Strick, ſetzen, weil man ſich deſſen einzig zu Aberglauben und Zaubereyen bedienet. Dieſes Gewächs iſt von der Art des ſchon gemeldten Bejuco, wächſt aber wie ein breites, doch rindenartiges Band, an den höchſten Bäumen hinauf. Die Indier trinken immerzu den daraus (weis nicht mit was Feyerlichkeit) zugerichteten Saft, und kommen dadurch auf einige Zeit völlig von Sinnen. Hayac-huaſca.

Etwas ähnliches ereignet ſich mit dem Getränk des Floripondio, oder der wegen Gleichförmigkeit ſogenannten Campana, das iſt, Glockenblume, die dort auf einer ſonſt unfruchtbaren Staude wächſt, und am Rande der Dörfer überall zu finden iſt. Viele mißbrauchen auch zu mancher ſeyn ſollenden Zauberey, unter allerhand Gepränge, bald den Saft, bald den Rauch des Tabakblattes, wie nicht minder ihren rothen Uchu oder Axi, Floripondio

oder

oder auch manche andere Kräutlein, deren Name
Piri-piri. mir unbekannt iſt. Von einer Gattung der Piri-piriwurzel (deren es aber ſonſt vielerley giebt) iſt es wohl bewuſt, daß ſie ſie auf gewiſſe Art reiben, und hiemit nach Belieben ein Donnerwetter in Kürze zu Stande zu bringen vermeinen.

Giftiges Kraut Muzana. Es giebt auch viele giftige Gewächſe. Der Vorzug unter allen gebührt dem ſogenannten Kräutlein Muzána, weil es nur gar zu viele Elende in das Grab geſtürzet hat. Es war zwar in dieſen Ländern ſonſt unbekannt; iſt aber zu ihrem großen Unheil aus dem portugieſiſchen Gebiete vor einigen Jahren dahin eingeſchlichen, und im gröſten Geheim da und dort verhandelt worden. Die Mißionarien haben lange Zeit alle Mühe angewendet, ſelbiges doch einmal zu erhaſchen; man hat es ihnen aber, als das gröſte Geheimniß immer künſtlich verborgen, bis endlich, nachdem beſonders die Yamæos ſich unter einander erbärmlich aufgerieben hatten, eine wunderbare Schickung Gottes dieſes Mordkraut dem Mißionar unter die Augen geſtellet hat. Sein widerwärtiger Geruch ſelbſt, den es heftig von ſich giebt, iſt ſchon ſchreckbar, und bringt den Kopf zum Schwindel. Wenn jemand an einem andern, dieſen oder jenen auch nur geringen, ja wohl oft nur eingebildeten Verdruß, heimlich rächen wollte, war es faſt eine gemeine Sache, dieſes Muzanakräutlein ihm beyzubringen, bald im Getränke, unter vielen verſtellten Liebkoſungen,

bald

ſo nur äuſſerlich, im Schlafe, allezeit auf die
heimſte, unvermerkte Art. Sie wuſten es auch
zu mäßigen, daß es den Tod, nach ihrer Will-
hr, bald oder ſpät bewirken ſollte. Die von ſel-
jem Gift getroffene wurden anfangs von einer
ftigen Hitze befallen, die nachmals die Wen-
ng eines unordentlichen langſam abzehrenden
ebers nahm, bis ſie zu einem Skelet ausge-
ckner, und aller umſonſt verſuchten Hülfsmittel
geachtet, endlich dahin ſturben. Ein einziges
egenmittel hat man mit der Zeit erfahren, daß
imlich der Beſchädigte, wie bälder um ſo beſ-
:, ſich mit einer, eben auch Piri piri genann-
i Wurzel den Leib wohl abreiben muſte. Das
nheil aber war, daß man ſelten das beygebrach-
Gift ſo bald merken oder vermuthen konnte,
ß die Rettung nicht ſchon zu ſpät, und folglich
:e gehörige Wirkung, geweſen wäre.

Mittel wider Gift.

Uebrigens wie es Gifte von mancherley Gat-
ng giebt, ſo müſſen auch die Rettungsmittel
ancherley ſeyn. Was man dort wider das
chießgift zu brauchen pflege, iſt ſchon geſagt;
der die ſo leidigen Schlangenbiſſe habe ich nichts
rkſamer befunden, als ein Stückchen gehöriger
Seife gebrenntes, und zeitlich genug angebrach-
s Hirſchhorns. Solche quer über geſägte
Stückchen gräbt man etwann Zolltief in Sand ein,
acht darüber ein gelindes Feuer, und merkt
ohl auf, wann etwann das alſo vergrabene Hirſch-
rn ſelbſt einen Rauch von ſich zu geben begin-
net.

net. Da nimmt man es heraus, und wenn es ſchon dunkelbraun, mag man es abkühlen und verſuchen, ob es an der feuchten Lippe von ſelbſt hangend bleibe, ſonſt müſte es neuerdings noch mehr gebraten werden. Den nämlichen Verſuch macht man auch auf der andern Seite, jedoch ſachte, mit Beyſorge, es nicht zu überbraten. Denn wenn dießfalls zu viel oder zu wenig wäre, ſo würde es die verhofte Wirkung nicht thun, und nur, wenn es beyderſeits gerne an der feuchten Lippe anklebet, weis man zum ſicherſten, daß es zu gehöriger Mäßigung gelanget iſt. Eben dieſes Hirſchhorn wird in mancherley Figuren gebildet, ſauber polirt, und iſt ein heilſamer Schlangenſtein. Der von einer Schlange gebiſſene Theil des Leibs, wenn man ihn ohne alle Hülfe läßt, geſchwillt bald erſchröcklich auf, ſolche Geſchwulſt breitet ſich immer weiter aus, und nach Maas als das Gift heftiger oder ſchwächer angebracht iſt, wirft man auch bald oder ſpät durch den Mund auch durch die Naſe, anfangs zwar friſches Blut aus, in wenig Stunden aber hernach ſchon faules und ſehr übel riechendes; wobey man aber auch dem immermehr annahenden Tode wohl entgegen ſehen mag. So bald es daher nur möglich war, eilten wir, nahe bey dem verſetzten Biſſe die Haut aufzuritzen, ſo daß etwann ein paar friſche Blutstropfen zu bekommen waren, darauf machten wir ein ſo zugerichtetes Hirſchhorn ankleben, und ſo läſt man es, bis es von ſelbſt

oß macht. Recht in Kürze findet man schon, die Geschwulst nachläßt, in wenig Stunden derselben starke Spannung merklich erweicht, endlich verzieht sie sich auch gänzlich. Um anderswo aufwallende Geblüt zu dämpfen, en wir dem Gebissenen immerzu einen Löffel Zuckermehl, in Wasser aufgelöst, oder bey Ermangelung ein wenig Salz einzugeben, wiederholten solches nach Erfordernis des oder weniger andringenden blutigen Aus- es. Das Uebel bey heftiger Gefahr wirk- zu heben, mochte man wohl auch zwey sol- irschhornstückchen zu gleicher Zeit anbringen; war es gut, noch eines vorräthig zu haben, s, anstatt des erst angeklebten, nachdem es entkräftet herabgefallen, alsogleich auf die aufgerißte Blutstropfen anzuwenden, im nämlich, daß dem Uebel noch nicht sattsam fen wäre. Oefters aber muß ich bekennen, s Gift schon durch die erste Anbringung so ftet worden, daß es der zweyten, oder einer ten gar nicht nöthig hatte; ich weis nicht, dieses Mittel, wenn es nur zeitlich genug wendet wurde, jemanden auch bey der grö- Gefahr fehl geschlagen hätte. Das Stück, welches durch den Gebrauch entkräftet ge- en, wieder brauchbar zu machen, läßt man frischer Milch, oder in deren Abgang, auch uem Wasser so lang liegen, bis es neuerdings er feuchten Lippe gerne kleben bleibt; die

Milch aber, in die es gelegt wird, rinnet gar bald zuſammen, und bekommt davon eine grünlicht gelbe Farbe. Andere bedienten ſich eines der beſten Tabackblätter; ſie beißten es etwann eine Stund in gutem Branntwein, drückten ihm ſodann den Saft wohl aus, und gaben dieſen Branntwein dem Gebiſſenen zu trinken. Andere hatten ihre Zuflucht zu verſchiedenen Kräutern. Viele wollten auch dem Backenzahne des Krokodils großes Lob ſprechen, als bewahre er den, der ihn bey ſich trägt, von allen ſchädlichen Wirkungen des Giftes.

IV.

Von den zahmen und wilden vierfüßigen Thieren.

So fruchtbar und glückſelig ſonſt andere Länder von Amerika in Erzeugung des Hornviehes, der Maulthiere, der Pferde, der Schaafe ſind, a) eben ſo untüchtig iſt hierzu überhaupt die Land,

a) Robertſon, ſeinen angenommenen Plan, von Entkräftung der Natur in Amerika, zu behaupten, widerſpricht dieſer glückſeligen Erzeugung, und ſagt T. I. Lib. X. Cap. 13: „Eben „dieſe Eigenſchaft des Himmelſtrichs von Ame„rika, welche das Wachsthum ſeiner einge„bohrner Thiere einſchränkt und ihren Muth „entkräftet hat, hat auch denjenigen geſchadet, „welche von ſelbſt aus den andern Welttheilen

Landschaft von Maynas, wo schon sonst erwähnter massen, kein freyes Feld, keine Wiese, mithin keine Weide, und auf einige hundert Meilen Wegs nur eine immerwehrende, meistens dicke Waldung zu finden ist. Weil also die Verlegenheit solcher Wälder, und vorzüglich das mit so vielen Flüssen, Seen, und Pfützen unterbrochene, oft auch weit überschwemmte Erdreich keine offene beständige Strasse leidet, und fast aller Handel und Wandel nur zu Wasser in ihren Canòas mag betrieben werden; weil man auch den ganzen Feldbau in seiner Art und Beschaffenheit, wie er ist, ohne alles Pflügen bestreitet, was für merklichen Nutzen wollte man dort mit

Kein Rind- oder Lastvieh.

„len dahin gewandert, oder von den Europäern dahin gebracht worden sind. — — „Die meisten zahmen Thiere, womit die Europäer die Länder, in welchen sie sich niederliessen, versahen, sind in einem Lande, dessen Witterung und Boden den Kräften und „Vollkommenheiten der Thiere weniger günstig zu seyn scheinen, theils kleiner, theils „schlechter geworden.“ Man sehe auch, was „er weiter (Anmerkung XXXV.) von dieser Ausartung schreibet. Alles übrige hier zu umgehen, ist es von der Ausartung ausländischer Thiere in vielen Gegenden wahr, wo das Clima, das Futter, oder die Wartung, die gröste Schuld daran hat. Doch weis man auch, wie stattlich viele Gegenden in Amerika der Zucht der Pferde, der Maulthiere, des Hornviehes, der Schweine, bekommen sey. Es ist weltbe-

mit dem Laſtviehe ſchaffen? Der Mangel des Rindfleiſches wird ja durch ſo vielfältige im Wald und Waſſer lebende Thiere ſattſam erſetzt. Wenn man es auch dann und wann hatte, ſo wollten die Indier vor Eckel gar nicht anbeiſſen, theils weil es ihnen ſonſt ungewöhnlich, theils weil es in der That nach Unſchlit riechet, vermuthlich von dem gar zu geilen Futter, mit welchem es im Bezirke des Dorfes genähret wird. Zu dem iſt noch der Schaden unerträglich, welcher den armen Indiern, die bey Tage wenig zu Hauſe ſind, an ihren Häuſern und an ihrem wenigen Haußgeräthe zugefügt würde, wenn man eine zahlreiche Schaar der Rinder, die man anderswo nirgend wei-

kannt, wie erſtaunlich ſich das Hornvieh in Paraguay vermehret hat, und wie von guter Art es ſey. Die ſo viele tauſend Häute, welche jährlich davon nach Europa verführet werden, geben den Beweiß. In den Gegenden von Quito, Cuenca, Paſto, iſt ein unglaublicher Ueberfluß an den beſten, ſowohl Kuhkäſen, die dem Parmeſaniſchen nichts nachgeben, als von Schafkäßchen. Die Pferde und Maulthiere werden ſchwerlich irgendwo von beſſerer Art, als dorten ſeyn. Der ungleiche Wachsthum des europäiſchen Viehes in Amerika iſt alſo nicht ſowohl dem Himmelsſtriche, als vielmehr dem Temperament der Luft, der Beſchaffenheit des Futters, und der Pflegung beyzumeſſen, wie Robertſon ſelbſt weislich bekennet. Anmerkung XXXV. S. 531.

weiden kann, im Bezirke des Dorfes frey herum gehen ließe. Mithin war dießfalls nichts thunlich, als daß ein und anderer Mißionar, der Milch zu Liebe, etwann ein Paar Kühe, nahe bey der Hand halten mochte, und auch dieses nicht ohne manchen Verdruß oder Ungemach. Den Schafen, die man immerzu einzuführen versucht hat, wollte dieses Land gar nicht wohl bekommen. Sie sind allemal gar bald aufgerieben worden, vermuthlich weil sie die zugleich so heiße und feuchte Witterung nicht vertragen konnten. Den Ziegen gelung es zwar besser, doch weil sie oft in Abwesenheit in die Häuser der Indier eingedrungen, und ihnen aus Uebermuth viele Verwüstungen angerichtet, wollte man kaum ein oder anders dieser Thierchen dulden. Eben wegen der vielen Ungelegenheiten, und billigen Klagen, konnten die Mißionarien nur da und dort, wo die Jagd und Fischerey sonst etwas karger war, einige Schweine haben; die Indier aber überhaupt wollten und konnten solches Vieh bey Hause nicht halten, weil sie dabey mehr Ungemach als Nuzen fanden, und es auch die Nachbarschaft nicht leicht vertragen wollte. Die ganze Familie muß immerzu auf einige Wochen weit vom Hause gehen, und wer würde in Abwesenheit das hinterlassene Zuchtvieh besorgen?

Keine Schafe.

Wenige Ziegen,

und Schweine.

Es besteht also das ganze Zuchtvieh nebst einem oder andern zahmen Affen, Papageyen, oder andern zahm gemachten wilden Thierlein, einzig

Viele Hunde,

ſich den ganzen Leib fleißig abzureiben, bis es davon ganz betrunken wird. Das nämliche treibt es auch mit den Tabackblättern, wenn ihm eines unter die Hände kommt. Es beiſet nicht, und iſt vielmehr dem menſchlichen Umgang ſo zugethan, daß es ſich nur ungerne davon loß machen läßt. Seine Stimme iſt auch mehr wie eines Vogels, als vierfüßigen Thieres. Man nennt es das weiſſe Männchen zum Unterſchiede einer andern Geſchlechtsgattung, welche ihm zwar im übrigen ſehr ähnlich, aber von Farbe Caſtanienbraun, und etwas zottichter iſt; deßwegen heißt man dieſe Art: Machin negro, oder auf peruaniſch: Yanac Maci. Sie iſt vom Leibe etwas kleiner, wird nicht ſo leicht zahm, läßt das Beiſſen niemals gänzlich, und giebt an Lebhaftigkeit und Kurzweile dem vorigen vieles nach.

Machin negro.

Unter das Affenvolk gehört noch ein Thierchen, welches bey großen Fürſten und Königen, wenn es ihnen vor die Augen käme, im gröſten Werthe ſtehen würde. Dort nennen es einige Pinche, andere Chichico; (Tſchitſchiko) ſonſt ſind ſie auch Sagovins, oder Tamarins, oder das Löwchen von Braſilien, genannt. a) An Größe gleicht es kaum einem Eichhorn, in der ganzen Bildung aber einem Löwen. Die Bak-

Pinche, das Löwchen von Braſilier.

ken,

a) *Cluſ. Auctar pag.* 372. *Cercopithecus Sagovin.* Simia argentata. Schrebers Säugethiere. Tab. XXXVI. M.

genannt, und auch der wilden Katzen. Mithin ist es gar kein Wunder, wenn die armen Leute ihrer oft umsonst angewandten Mühe überdrüßig werden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß man dort, vor der Spanier Ankunft in Amerika, weder von Hunden, noch von Hähnern etwas gewust habe.

Zweyerlei wilde Schweine.

Der Abgang des Zuchtviehes wird von der Vielfältigkeit des Gewilds sattsam vergolten. Unter allen schätzen die Indier nichts über ihre sogenannte **Guangana**, oder wilden Schweine, deren es zweyerley giebt. Einige, eigentlich **Guangana** genannt, sind von den unserigen wenig unterschieden, ausser daß jene selten so groß, und auch so fett werden. Die andere nennet man **Cahucúma**. Sie haben eine Nabelähnliche Oefnung auf dem Rücken, *) und sind

*) Viele Reisende haben dieses Loch oben im Kreuze, aus welchem ein stinkendes eiterichtes Wasser läuft, irrig für einen Nabel angesehen. Es ist Sus Tajàcu, dorso cystifero, cauda nulla *Linn.* Sus ecaudatus, folliculum ichoroſum in dorso gerens. *Briſſ.* quadr. 77; das Biesamschwein, oder besser, das Eiterschwein. Es ist Amerika allein eigen. Die Indianer nennen es auch Paquiras, daher der Name Pecary entstanden, den ihm englische Seefahrer gaben. Mexicanisch heißt es Quauhtla coymatl. Es ist ein Todfeind des Jaguars, oder americanischen Leopards, und

auch etwas magerer und kleiner, als die Guanganа, ſie haben keinen Schwanz, und weil ſie ſich gerne von gewiſſen Früchten nähren, ſo iſt auch davon ihr Fleiſch etwas abgeſchmackt. Von dieſen beyden Gattungen ſchwärmen viel hunderte durch die Wälder herum, kommen auch immerzu bis an den Rand der Dorfer, in welchem Fall es eine Kurzweil iſt, zu ſehen, mit was für Eifer alles, was nur laufen kann, ſich auf die Füſſe macht, und um ihre Niederlage beſtrebet. Gebraten, oder vielmehr geräuchert, iſt das Guanganafleiſch ſehr wohlgeſchmackt, und der Geſundheit nicht ſchädlich.

Auch

und die größten Hunde fürchten ſich, es anzufallen. Wenn es verwundet iſt, ſo ſtürmet es wüthend auf den Jäger los. Es lebt von Früchten und Wurzeln, Kröten, Schlangen von allen Gattungen, die es mit den Vorderfüßen hält, und ihnen geſchickt den Balg abzieht. Wenn das Fleiſch eßbar ſeyn ſoll, ſo muß ſogleich die ſtinkende Rückendrüſe herausgeſchnitten werden, ſo bald das Thier erlegt iſt. *Tajàcu*, ſeu Apri mexicani moſchiferi Anatomia, tradita ab *Eduardo Tyſon*, medico Londinenſi ac Societatis Regiae Socio; excerpta e philoſophicis Tranſactionibus Anglicis 1683. Num. 153; in Actis Eruditor. A. 1685, pag. 75—83. Tab. III. et IV. *Pennant's* Syn. of Quadr. p. 72. M.

Auch das dem Indier so liebe Affenfleisch muß Affen.
nicht wenig herhalten, seine Gefräßigkeit abzuspeissen. Es giebt ihrer wohl bis zehn verschiedene Gattungen, von denen ich etwas sagen will. Ueberhaupt aber sind alle dort bekannte mit ihrem Schwanze versehen, den sie recht wunderlich mannichfältig zu brauchen wissen, bald ein Aestlein, oder sonst was damit zu ergreifen, bald auch ihre Sprünge und Leibsbewegungen, wie mit einem Steuerruder damit zu lenken.

Chuba (Tschuba) nennt man einen kohl- Chuba.
schwarzen Affen. Einige haben Brust und Bauch lichtbraun, oder auch schneeweiß, glatthaaricht, mit sehr langen Füssen und Schwanze. Eine auf zwey Füssen hergehende Chuba wird einem sechsjährigen Kinde an Höhe gleichen. Sie haben eine ganz niedere Stirne, vorgeschossenes Kinn, etwas eingedrückte Nase, ein gleichsam vor Alter runzlichtes Gesicht. Zum essen werden sie für die geschmackteſten geschätzet. Sie werden gerne zahm, und wiewohl sie an sich nicht viel munteres, sondern vielmehr ein trouriges Wesen haben, macht sie doch ihre ältliche Bildung und ganze Stellung lächerlich.

Choro (Tschoro) nennt man eine andere Choro.
Art der größern Affen. Sie sind dick- und kurzhaaricht, oder vielmehr wollicht, von Castanienfarbe, die im Gesichte gänzlich schwarz wird, von rundlichtem Kopf und Gesicht, mit kurzem Halse. Weil sie insgemein fett und auch wohlgeschmackt

ſind, ſo halten die Indier vieles auf ihren Chors. Sonſt wenn ſie auch zahm gemacht worden, haben ſie weder an Geſtalt, noch an Gebärden etwas artiges.

Cotto. Cotto iſt auch ein Affe von der größern Art, und will ſo viel ſagen, als der kropfichte; denn ſo ſcheint er es zu ſeyn, weil ihm die ſehr breite Kinnbacken tief gegen die Bruſt herab gehen, und wegen ſeiner tiefen, heiſchern Stimme, doch mit einem Halle, der ſich weit herum in den Wäldern ausbreitet. Sein zottichtes Haar iſt lichtbraun, und immerzu ganz löwenfarb. Es iſt ein trauriges und langſames Thier, und ernährt ſich faſt nur mit Baumblättern. Insgemein eſſen die Indier dieſen Cotto, doch etwas ungerne, weil ſie ihn für ungeſund halten; ja wer ſonſt nicht wohl auf iſt, enthält ſich ſolches Fleiſches gänzlich.

Guaſcho. Eben ſo ſcheut man ſich insgemein einen andern, Guaſcho genannten, zu eſſen. Sein Kopf iſt merklich kleiner, als es die Größe ſeines Leibs begehrte, mit zugeſpitztem Kinne. Er hat auf Bärenart einen zottichten Balg, deſſen Haare dunkel aſchenfärbig, gegen die Spitze graulicht ſind. Der Schwanz iſt wie bey den Füchſen ſehr zotticht, doch kürzer, als insgemein bey andern Affen. Er hält ſich wie dieſe, auf den Bäumen auf, und nährt ſich mit ihren Früchten. Die Erfahrung hat es gezeigt, daß die Hunde immerzu, wenn ſie von einem Guaſcho ge-

gefreſſen haben, in die Wut gebracht werden, die ihnen auch gar bald den Garaus macht. Die Katzen ſind ſicher.

Unter das Affengeſchlecht rechne ich auch, Aehnlichkeit halber, ein Thier, das die Spanier Perico ligéro, das iſt, das hurtige Hündlein heißen; nämlich mit einem ſpöttiſchen Widerſpruche, weil unter allen vierfüßigen Thieren keines langſamer iſt. a) In ſeinem Vollſtande hat es die Größe eines Lämmchens, übrigens iſt es einem Waldteufel gleich, mit weichen, glatten, weitläuftig von einander ſtehenden Haaren. Sein Angeſicht iſt wie eines weinenden Menſchen, faſt mit einer Hundsnaſe, hat ein enges Maul, kleine, ſchwarze, immer ſchläferig ſcheinende Augen. An Händen und Füſſen hat es nicht mehr als drey Finger, mit langen krummen Klauen, der Schwanz iſt ſehr kurz. Es hält ſich meiſtens an den Baumäſten auf, und nährt ſich mit ihren Blättern. Zu allen Bewegungen iſt es langſamer als eine Schnecke; ſonſt aber hat es die Natur mit einer ungemeinen Stärke in den Armen verſehen; denn wenn es, ſeiner Trägheit ungeachtet, ein anderes ſorgloſes Thier damit fängt, muß es in ſeinen Armen vor Hunger verderben, nicht zwar als wenn dieſes Thier, welches nur Blätter frißt, nach Raub ſtrebte, ſondern

Perico ligéro.

a) *Cluſ. L. V. Cap. XVI. pag.* 110. Bradypus pedibus tridactylis, cauda brevi; *Linn.*

dern, ich weis nicht aus welcher dummen Luſt, es läßt nicht aus, was ihm lebendiges in die Arme kommt. Zu eſſen iſt es faſt wie Schöpſenfleiſch.

Tuta-Cuſſillo

Tuta-Cuſſillo nennet man eine kleine Affenart. Unter Tags laſſen ſie ſich nicht leicht ſehen, und ſchwärmen nur nächtlicher Weile ſchaarweiſe auf den Bäumen herum; ſie ſind von kurzer dicker Wolle, dunkel aſchenfärbig, ohne beſondere Herzhaftigkeit.

Frayle.

Wohl aber pflegt man darum einen andern zu ſchätzen, den die Spanier, weis nicht warum, Frayle, das iſt, das Mönchlein, heißen; vermuthlich weil er von Natur vielfärblg und artig gezeichnet, dem Geſicht nach, wie mit einem Barte und Kapuze vermummt ſcheinet. Die gröſten von dieſer Art ſind von einem kaum Spannlangen, und übrigens ſehr ſchlankem Leibe, nicht ſowohl mit Haaren, als vielmehr mit ſammetartiger Wolle bekleidet, auf dem Rücken olivengrün, hin und her gelblicht angelaufen, auf Bruſt und Bauch aber mit weißlichter ganz dünner Wolle. Das Köpfchen iſt rund, und von angenehmer Bildung; der untere Theil des Geſichts ſieht, als wäre er mit Fleiß ſchwarz angeſtrichen, der obere iſt weißlicht, faſt ohne Haare, mit kleinen ſehr lebhaften Aeuglein, und ober der Stirne her geht ihm über den hintern Kopf gleichſam ein dunkelgrünes Käpplein; Ohren und Finger ſind auf Menſchenart. Dieſes Thierlein

läßt

läßt ſich bald zahm machen, iſt ſehr arg und kurzweilig. Seine Stimme beſteht in einem Zwitſchern, und lautem Ziſchen mehr eines Sperlings, als vierfüßigen Thieres. Es pflegt Schaarweiſe auf den Bäumen herum zu ſtreifen.

Man kann ſich zu mancherley Kurzweil nichts ſchlaueres und witzigers vorſtellen, als eine gewiſſe Affenart, von den Spaniern **Machin blanco**, auf peruaniſch **Yurac Maci**, das iſt, das weiſſe Männlein, genannt. Sie ſind etwas gröſſer, als letzt gemeldete, von ſehr weichem, glatt anliegendem, maderartigem, glänzendem Haare; auf dem Scheitel zwar Caſtanienfärbig, als mit einem runden Käpplein bedeckt, über dem Rücken und übrigen Leib haben ſie die Farbe des lichten Menſchenhaares. Bruſt und Bauch ſind faſt nackend, nur mit wenig weiſſen Härlein; die Ohren, die Finger und Zähen ſind faſt blos, und von menſchlicher Bildung. Die ganze Stellung des wohl geſchlanken Leibs, ihr artiges Geſichtlein, ihre ſchwarze ſehr lebhafte Augen, aber vorzüglich der ſchlaue Vorwitz alles zu ſehen, zu verſuchen, anzutaſten, dabey ihre lächerliche Gebärden und Lebhaftigkeiten können gewiß dieſes Thierlein über alle andere der Welt, angenehm und ſchätzbar machen. Unter andern ſeinen kurzweiligen Leidenſchaften iſt nicht die geringſte, daß es dem Tobackrauche ſehr zugethan iſt. Wenn es auch dabey immerzu ſich Hände und Füſſe anfinget, ſo pflegt es damit unter öfterm Nießen

Machin blanco.

ſich

ſich den ganzen Leib fleißig abzureiben, bis es davon ganz betrunken wird. Das nämliche treibt es auch mit den Tabackblättern, wenn ihm eines unter die Hände kommt. Es beiſet nicht, und iſt vielmehr dem menſchlichen Umgang ſo zugethan, daß es ſich nur ungerne davon loß machen läßt. Seine Stimme iſt auch mehr wie eines Vogels, als vierfüßigen Thieres. Man nennt es das weiſſe Männchen zum Unterſchiede einer andern Geſchlechtsgattung, welche ihm zwar im übrigen ſehr ähnlich, aber von Farbe Caſtanienbraun, und etwas zottichter iſt; deßwegen heißt man dieſe Art: Machin negro, oder auf peruaniſch: Yanac Maci. Sie iſt vom Leibe etwas kleiner, wird nicht ſo leicht zahm, läßt das Beiſſen niemals gänzlich, und giebt an Lebhaftigkeit und Kurzweile dem vorigen vieles nach.

Machin negro.

Unter das Affenvolk gehört noch ein Thierchen, welches bey großen Fürſten und Königen, wenn es ihnen vor die Augen käme, im gröſten Werthe ſtehen würde. Dort nennen es einige Pinche, andere Chichico; (Tſchitſchiko) ſonſt ſind ſie auch Sagovins, oder Tamarins, oder das Löwchen von Braſilien, genannt. a) An Größe gleicht es kaum einem Eichhorn, in der ganzen Bildung aber einem Löwen. Die Bak-

Pinche, das Löwchen von Braſilier.

ken,

a) *Cluſ. Auctar pag.* 372. *Cercopithecus Sagovin.* Simia argentata. Schrebers Säugethiere. Tab. XXXVI. M.

ken, ſo löwenartig, ſind weißlicht, die Naſe mit dem übrigen Geſichte, in dem die ſchwarzen Aeuglein recht lebhaft funkeln, ſchwarz. Von der Stirne geht ihm über den ganzen obern Leib eine ordentliche Löwenmähne, dunkel Caſtanienfarb, ſo wie der übrige Leib, und alles von Maderartigem weichen Haare; die Spitzlein dieſer Mähne ſind immerzu weißlicht angelaufen. Der untere Leib iſt kurzhaaricht, der Schwanz hat auch an der Spitze ein ſchwarzes Schöpfchen. Es giebt etwas größere, ohne ſolche Mähne, durchaus glatthaarig, mit etwas längerm glatten Schwanze. Dieſes Thierlein wird gerne recht zahm, und liebt den menſchlichen Umgang, ſpielt und rauſet ſonſt auf Affenart. Man läßt es ganz frey im Hauſe herum gehen, es kommt gar bald, wenn man es ruft, oder mit einem Platano lokket. Wenn es auf dem Gipfel des Daches herum ſteigt, indeſſen aber den Tiſch decken ſieht, eilt es ſogleich herab, um nur nichts zu verabſäumen; denn es will ſich von allen Speißen ausſuchen, was ihm zum beſten ſcheint, und rauſet recht kurzweilig, wenn man ihm ſolches wehret. Es iſſet wohl von gekochten Speißen, aber doch meiſtens von Früchten, wie andere Affen. Doch iſt ſonderbar, daß Zucker und Honig, nach welchen ſonſt andere Affen ſo begierig ſtreben, ihm nicht nur ſchädlich, ſondern auch tödtlich ſind. In den Wäldern ſchwärmen ſie Schaarenweiſe, ihre beliebte Früchte aufzuſuchen, auf den Bäumen

men herum. Ihre Stimme und Geſchwätz iſt faſt wie der Meiſen, wenn ſie ſich unter einander locken. Ihre Complexion oder Leibsbeſchaffenheit aber iſt ſo zärtlich, daß man ſie nicht leicht in andere, beſonders kältere Länder, überbringen wird. Viele haben hierinn alle mögliche Mühe und Sorgfalt, aber allezeit (ſo weit es mir bewuſt) fruchtloß angewendet. Uebrigens iſt bey den Völkern von Maynas keine andere Art, ſich der Affen, ſo wie alles andern Wildes, zu bemächtigen, als mit ihren durch Blaßröhre geſchoſſenen Pfeilen. Bald nach dem eine Aeffin entbunden iſt, lernet das junge ſich gleich am Halſe der Mutter zu fangen, und über ihrem Rücken ſitzend, ſamt der Mutter und übrigen Freundſchaft, über die Baumäſte weiter fort zu wandern. Wenn nun den Indiern ſo eine Aeffin aufſtößt, wiſſen ſie ſo künſtlich die Mutter mit ihrem Pfeile zu treffen, daß dabey das junge unverletzt bleibet. Sie bemächtigen ſich alsdann des jungen um ſo viel ſicherer, weil es vor Schrekken, auf der vom Äſte hinabfallenden Mutter ſitzen bleibt, und ſich noch um ſo viel feſter anhält. Oder wenn ungefähr ein wenig Salz bey Handen iſt, geben ſie ſelbiges der ohnmächtigen Mutter in das Maul, und retten damit auch noch ihr das Leben.

Eichhorn. Es giebt auch förmliche Eichhörner, doch meiſtens etwas größer, als die unſerigen, dort Gitapuhuaſchi, das iſt, Fruchträuber, genannt.

Ein

Ein anders wildes Thierlein, insgemein Te- Tejon.
n (Techon) genannt, in Größe faſt eines
laders; hat einen länglichten Leib, etwas kurze
ißе, ein kurzes und anliegendes Haar, Aſchen-
rb mit etwas Olivengrün überlaufen. Seine
öſte Sonderheit iſt der wohl Spannlange,
chweinartige Rüſel, mit einem ganz engen,
geſpitzten Maule. Dieſes milde Thierlein leb
r von Baumfrüchten, und wird immerzu von
n Indiern zahm gemacht, und zu Hauſe ge-
lten, wo es, wie ein Affe, mit ſich ſpielen läßt.
an iſſet es, wie die Affen.

Punchána (Puntſchana) iſt ein recht ar- Punchána.
ges, aber den Indiern ſehr verhaßtes Thier,
in. Seine ganze Bildung iſt wie eines, doch
cht mehr als Spannlangen Damhirſchleins,
ht Aſchenfarb, und auf dem Bauche weiß.
er hochtragende Hals, der Kopf, die ganz dünnen
ufe, anſtatt des Schwanzes einen kleinen Haar-
ſchel, die große Behendigkeit zum Laufen, ſind
iſt von Hirſchenart. Nicht auszuſprechen iſt
, welche kläglіche Verwüſtungen dieſes Thier,
n in den Yucaäckern immer anrichtet. Die
ndier ſtellen ihnen theils deßwegen, theils weil
an es zu eſſen pfleget, eifrigſt nach, können
er wegen ihrer gar zu behenden Flüchtigkeit,
cht viele derſelben erhaſchen.

Nicht mindern Schaden leiden die armen
ndier von einer andern ſehr zahlreichen Gattung

des Wildes, welches ihnen nicht nur die Yuca-stämmlein ausreiſſet, ſondern auch alle andere Sorten der Anſaat theils zuſammentritt, theils weit umher abſchlägt. Die Spanier heiſſen es Danta, oder gran Beſtia, die Völker von Maynas aber Sacha-vacca, oder die Wald-kuh. a) Wenn es nicht noch etwas gröſſer iſt, als unſere Kühe, ſo giebt es ihnen gewiß nichts nach. Es hat keine Hörner auf der Stirne, ein beſſer zugeſpitztes Maul, eine bucklichte Naſe, und auf ihrer Anhöhe ein kurzes rückwärts gekrümmtes Horn. An jedem Fuße hat es drey Klauen, davon die mittlere etwas vorgeht. Sein Fleiſch, welches anderwärts viele Völker eſſen, wollen die von Maynas nicht verſuchen, und mithin jagen ſie auch der Danta nicht nach, des vielen Schaden ungeachtet, den ſie immer von ihr zu leiden haben. Was die eigentliche Urſache einer ſolchen Nachſicht ſey, will ich nicht beſtimmen. Ich meines Orts glaube ihnen nicht unrecht zu thun, wenn ich muthmaſſe, es müſſe ſie eine abergläubige Furcht abhalten. Denn da ſie oft kein Bedenken tragen, ihren Hunger mit einigen Waldratzen, Kröten, Schlangen, Krokodillen, und dergleichen unreinen Thieren, abzuſpeiſen, warum ſollten ſie ſonſt der Danta ver-

Danta, oder gran Beſtia.

a) Tapirus *Briſſon. pag.* 119. Anta *Marcgravii p.* 229. Hippopotamus (terreſtris) pedibus poſticis triſulcis; *Linn.* Edit. X.

verſchonen, da doch an ihr eine ſo ausgiebige Nahrung mit leichter Mühe zu finden wäre?

Ein anders Wild, Capivára, a) oder von andern Ungumayo genannt, iſt in der That nicht eßbar, von einem ſtinkenden, vielleicht auch ungeſunden Fleiſche. Es iſt ein dem Báren ſehr ähnliches Thier, wiewohl es auch etwas vom Schweine hat. Seine faſt löwenfárbige Haut führt glatte, zottichte Haare; die Stimme iſt mehr auf Schwein- als Bárenart; der Schnabel hat mehr von dieſen als von jenen. Wenn ich mich nicht irre, ſo hat es gar keinen Schwanz. Es ſtreifet Schaarweiſe auf den Sandufern herum, wenn ſie vom Fluße entblößt ſind, und nährt ſich mit gewiſſen, Gamalótte genannten, Moosrohrzweigen. Wenn es nicht eigentlich aufgehetzet wird, weis man nicht, daß es jemanden angefallen hätte; aber von Natur iſt es mit Klauen und Zähnen wohl ausgerüſtet. Capivára.

Der Ameiſenbár, (dort Oſſo hormiguéro) gleicht an Größe einem Geißbocke. b) Sein oberhalb den Augen kleiner und runder Kopf führt ganz kleine Ohren, ſchwarze kleine Augen, und endiget ſich in eine Schnauze zugeſpitzt, die mit ſamt Ameiſenbár.

a) Sus (Hydrochaeris) plantis tridactylis, cauda nulla; *Linn.* M.

b) Myrmecophaga jubata; *Linn.* Tamandua maior. *Barrere* Fr. épuin. p. 162.

ſamt dem Kopfe wohl einen Schuh in der Länge haben möchte; die ganze Schnautze aber öfnet ſich anſtatt des Mauls, in ein ſo kleines Löchlein, daß man kaum den kleinen Finger hinein bringen mag. Wenn dieſer Bär einen Ameiſenhaufen antrift, wirft er ihn mit ſeinen Tatzen aus einander, ſteckt durch ſelbiges Löchlein ſeine wohl halb Ellen lange, ſonſt wie ein großer Regenwurm gebildete Zunge heraus, und läßt ſie ſo lang dort liegen, bis ſie völlig von Ameiſen ſtrotzet; alsdann zieht er ſie langſam an ſich, und mit ihr auch die anklebenden Ameiſen, welche ſeine einzige Nahrung ſind, nebſt dem, daß er das nämliche Glück bey einem angetroffenen Bienenhauſe verſuchet, das Honig eben ſo mit ausgeſtreckter Zunge an ſich zu ſaugen. Sein langer Schwanz, den er meiſtens hoch über dem Rücken daher trägt, endiget ſich in eine Mähne, mit ſehr langen, gerad herabhangenden Borſten, der Kopf und ganze Leib iſt mit ſchwarzen, graulicht angelaufenen Borſten bekleidet; dieſe liegen auf dem Kopf und Halſe vorwärts, auf den Seiten abwärts, am Rücken und übrigens zurücke. An den vordern Füſſen hat er vier krumme Klauen, die zwo äuſſerſten zwar kürzer, die mittlern aber mögen wohl zwey und einen halben Zoll in der Länge haben. An den hintern Füſſen, auf welche er immerzu auch aufſtehend anher geht, hat er ſolcher Klauen fünf. Insgemein iſſet man ihn nicht, denn ſein Fleiſch ſoll nach Fuchsart widerwärtig

wärtig riechen. Wenn dieſer Bär ein anders Wild fänget, pflegt er es mit eingeſetzten Klauen ſo ſtark an ſich zu drücken, bis es todt iſt.

Unter die vierfüßigen oder Säugethiere gehört noch der ſogenannte Armadillo, oder das Panzer tragende. a). Es giebt deren zwo Gattungen; eine merklich kleiner und ſchmackhafter; die andere an Größe wie ein halbjähriges Ferklein. Wenn ihm, ſo bald es erleget iſt, die Galle nicht heraus genommen wird, läßt es ſich wegen des widerwärtigen Bieſamgeruchs nicht eſſen; ſonſt aber, wiewohl es doch allezeit etwas davon riechet, hat es ein zartes weißes Fleiſch, wie ein junges Lämmlein. Anſtatt der Haut hat es eine gewiſſe ſchuppichte Schale, die rund herum den ganzen Leib, gleich einem Panzer, bedecket, nicht Beinartig, wie bey der Schildkröte, ſondern etwas biegſam, faſt wie bey einigen großſchuppichten Fiſchen, ſonſt von Farbe des Elfenbeins. Sein kleines Köpfchen weis es, wie die Schildkröte, einzuziehen, und in dem Panzer zu verbergen. Die Füſſe auch mit Schuppen bedeckt, endigen ſich in Dachſenartige Klauen. Dieſes Thier hält ſich, wie der Dachs, in unterirdiſchen Löchern auf, aus welchen es, um erlegt zu werden, von den Indiern mit hineingelaſſenem Rauch vertrieben wird. Armadillo.

a) *Cluſ. L. V. Cap. XV. pag. 109.* Daſypus. *Linn.*

Lomucha.

Ein anders eben auch unterirdisches Thier, insgemein Lomúcha genannt, gleichfalls in Größe eines halbjährigen Ferkels, hat einen Hasenartigen Balg. Die vordern Zähne sind wie am Eichhorne. Es hat kleine Oehrlein, Klauen eines Dachsen, und kein, oder nur gar ein kleines Schwänzlein. Es pflegt aus dem Loche seiner Wohnung zwey bis drey Ausgänge zu haben; einen zwar am Ufer selbst, gegen den Fluß, die andern gegen den Wald, um, woher es immer feindlich angefallen werden möchte, auf der andern Seite entwischen zu können. Die Indier, wenn ihnen solche Löcher aufstoßen, pflegen an dem Ausgange, der Flußwärts geht, einen Netzbeutel vorzuheften; alsdann machen sie von der Landseite den Angrif, und jagen das Thier mit Getose und mit langen Ruthen, womit sie durch die andern Löcher stoßen, in die Angst, so daß es die Flucht mit schwimmen sucht, und in das Netz fällt. Man rupft ihm gar leicht die Wolle hinweg, und alsdann ist es nicht anders, als ein schön abgehaartes, ganz weisses Ferklein anzusehen; hat auch seine Art von Speck, und sein Fleisch wird billig sehr geschätzet; denn es ist schön weiß, zart, mäßig fett, und wohlgeschmack.

Igel.

Es giebt auch selbiger Orten einige Igel, ob sie schon gar selten zum Vorschein kommen.

Damhirschlein.

So giebt es gleichfalls nur wenige Damhirschlein, deren Fell noch zarter ist, als bey den unse-

unſerigen. Ihre Caſtanienfarbe, glänzende Haare ſind hin und her mit ſchönen weiſſen Flecken gezeichnet. Die Indier wollen insgemein, ich weis nicht warum, ihr Fleiſch nicht eſſen. Sonſt aber läßt ſich in ſelbigen Wäldern gar kein Hirſch, wie auch kein Haſe, und kein eigentlicher Fuchs betretten.

Ein gewiſſes Thier heißet man zwar Zorrillo, das iſt, das Füchslein; es iſt aber von unſern Füchſen ſehr weit unterſchieden. a) Es iſt nicht größer als ein Iltis, oder Feldwieſel, hat auch weder krumme Klauen, noch einen auf Art der Füchſe zottichten, ſondern vielmehr, wie die Razzen, glatten, wohl aber dickern Schwanz. Es hat einen ziemlich langen, mit vielen Stockzähnen bewafneten Rachen. Uebrigens hält es wohl auch, auf Art der Füchſe, ſich in unterirdiſchen Löchern auf, oder auch in den Dächern, und macht von dort ſeine Ausfälle auf die Hühnlein, oder was immer von Fleiſch oder Fiſch in einer Speißkammer zu finden wäre. Dieſes Thier läßt weit und breit einen abſcheulichen heftigen Geſtank von ſich. Zorrillo.

Nicht mindet ſtellet den Hühnlein und Hennen die Yguana (oder wie die Lateiner ſagen, der Chamæleon) nach. Es iſt ein Thier von Yguana.

a) *Muſtela quarta Buffon, item Mapurita.* Viverra Mapurita *Linn.*

Eydechſenart; ich will mich aber mit ſeiner Beſchreibung nicht aufhalten, weil man ſolche leicht anderswo findet. In meinem Angeſichte hat es, wie man ſonſt von ihm ſagt, die Farbe argliſtig verändert, bald wie ein Erdklotz, bald ſchön grasgrün, bald blaulicht Aſchenfarb. Unter den Portugieſen hält man ſein Fleiſch für ein Schleckerbißchen; die Völker von Mannas aber mögen es nicht eſſen.

Dahier kann ich auch die Schildkröte nicht übergehen, welche immer im feſten Lande bleibt, und ganz von anderer Gattung iſt, als jene, die niemals, als nur zum Eyer legen, aus dem Waſſer kommt, und an ſeinem Ort beſchrieben werden wird. Dieſe Landkröte heißen die Spanier Tortúga. Portuga. Sie begreift unter ſich mancherley Geſchlechter von anderer Art. Einige giebt es faſt wie unſere Steinſchildkröten; andere ſind weit größer, von länglichtrunder Figur, wohl zween Spannen lang, einen oder mehr im Durchſchnitte breit. Sie ſind in eine ſehr harte, und gegen die Höhe zu gewölbte Schale eingemacht, die recht künſtlich von Natur mit ſechseckichten Schildlein überpflaſtert iſt. Dieſe Schildlein ſind gegen die Mitte ſchwarz, gegen den Rand gelb, jedes inſonderheit Würbelartig gleichſam ausgeſtochen. Der Rand der obern Schale iſt wie mit einer gelben Borde umher eingefaßt, die Bruſtſchale durchaus gelb. Sie hat wider die Gewohnheit anderer Schildkröten etwas längere

Füſſe,

Füſſe, durchaus mit beinichten Schuppen bedeckt, und mit einem der Dicke faſt gleich zugeſtumpften Tritte. Der Kopf iſt ihrer übrigen Größe nicht wohl angemeſſen, und klein, das Fleiſch röthlicht, und wohlgeſchmackt, ſonderlich ſchätzt man ihre wohl Spannenlange Leber, die noch zarter, als bey den unſerigen iſt. Sie legt einige Täge nach einander nicht wenige recht gute Eyer, in Größe der Hühnereyer, doch runde, mit weißer, ſchieferichter, und biegſamer Schale. Man kann dieſe Schildkröte einige Monate hindurch, ohne alle Nahrung lebendig erhalten. Es giebt noch eine andere Gattung, obſchon etwas ſelten, die man über die jetzt gemeldte zu ſchätzen pflegt. Ihre Schale iſt nicht gegen die Höhe zu gewölbt, ſondern, als wäre ſie zwiſchen zwey Bretter, oben und untenher mit Fleiße ſtark zuſammengepreßt worden. Aller dieſer Schildkröten Schale dient ſonſt zu nichts, als daß ſchon erwähnter maſſen einige Barbaren ein Stück mit vieler Mühe zuſchleifen, es an einem Prügel feſt machen, und ſelbiges anſtatt einer Hacke gebrauchen.

Tiger-Thiere.

Von dem Tiger habe ich geſchwiegen; zwar nicht, als wäre die Landſchaft von Maynas nicht genugſam damit verſehen, ſondern weil ich dieſes grimmige Mordthier nicht einmal Erzählungsweiſe mit andern vermengen wollte. An Größe, Grauſamkeit, und Schönheit ſeiner Flecken, mit denen es die Natur gezeichnet hat, giebt es de-

nen von Afrika gar nichts nach. a) Nirgends iſt man vor ihnen ſicher; doch kommen ſie weit zahlreicher jährlich vom Gebürge in die Ebene herunter um die Monate, in welchen die Flüſſe gewaltig austrocknen, und in ihrem ſonſt überſchwemmten Rinnſaale ungemein weitläuftige Sandbänke entdecken. Denn alsdann paſſen ſie ſowohl auf mancherley anders Wild, wenn es aus dem Wald, um ſich in der Sonne zu wärmen, auf die Sandbänke hinaus tritt, als auch auf die Krokodille, die eben darum auf dem Rande überall ausgeſtreckt da liegen, aber meiſtens auf die Waſſerſchildkröten, wenn ſie die Eyer zu legen, auf dieſe Sandbänke kommen. Die Rie-

a) Robertſon, ſeiner vorgeblichen Naturentkräftung gemäß, widerſpricht es T. I. p. 297. „Amerika," ſagt er, „erzeugt kein Thier, „das an Stärke und Muth dem Löwen oder „dem Tiger gleich käme. Der Puma und „Jaguar, ſeine muthigſten Raubthiere, welche die Europäer unſchicklicher Weiſe Löwen „und Tiger genannt haben, beſitzen weder den „unerſchrocknen Muth der Löwen, noch die „reiſſende Grauſamkeit der Tiger." *Buffon* Hiſt. naturelle T. IX. p. 87. Marcgravij Hiſt. natur. T. IX. 13. 203. Ich gebe zu, daß das Thier, welches um Quito herum Löw genennt wird, kein wahrer Löw ſey. Am Tiger in Amerika, ſo weit mir dieſer bekannt iſt, finde ich keinen merklichen Unterſchied von den afrikaniſchen oder aſiatiſchen,

verlagen derſelben zeigen ſich alsdann häufig in den hin und her hinterlaſſenen leeren Schalen. Um ſolche Jahrszeit findet man überall viele im Sand eingedruckte Spuren der Tiger; doch dem ungeachtet, wenn ſelbe auch noch ſo friſch ſind, muß man oft unumgänglich mitten unter ihnen das Nachtlager nehmen, und immerzu einen gar nicht weit davon raunzenden und knurrenden Tiger mit Geduld anhören. Das natürliche Entſetzen kann durch die Gewohnheit, ſolches zu ſehen und zu hören, zwar etwas gemildert, aber doch nicht ganz gehoben werden. Es müſſen die Reiſenden wohl bedacht ſeyn, das Feuer immer brennend zu erhalten, weil man von Alters her behaupten will,

deren ich manche zu Wien geſehen habe. Wahr iſt es, daß die Tiger am Maragnon, und andern dazu gehörigen Flüſſen, meiſtens etwas feiger zu ſeyn ſcheinen, als man ſie anderswo ſchildert. Ich bin ihnen mehrmals ſehr in die Nähe gekommen, wo die Entfernung nicht mehr als etwann von zehn Schritten war; aber allezeit war ich von etlichen Indianern begleitet, bey deren Erſehung das Tiger ſofort entweder liegen geblieben iſt, oder langſam ſich in den Wald begeben hat. Doch aber herrſchet überhaupt unter den Indiern Schrecken vor dieſem Thiere, welcher in ihrer Gemüthsart nur Platz finden kann; und weis man auch von manchen, obſchon ſeltſamen Fällen, wo das Tiger ſeinen Muth nur gar zu ſtark gezeiget hat.

will, das Tiger ſcheue ſich vor dem Feuer. Doch weis man auch, daß ſie des Feuers ungeachtet, ſich dann und wann an einen Schlafenden gewagt, und ſogar erkühnet haben, einige Nächte hindurch in einem Dorfe um die Häuſer herum zu ſtreifen, ja wohl auch in ein oder anders Haus, da noch die Einwohner munter waren, einzubrechen, welches letztere zwar ſelten geſchieht. In Wahrheit iſt es eine handgreifliche Wohlthat der göttlichen Vorſehung, daß ſie das Leben der Indier, damit ihnen dieſes Unthier nicht öftere Streiche verſetze, in ihrer wachtbaren Obhut trägt, und auch, damit es nicht allzuſehr über Hand nehme, recht wunderbar wehret. So wie von dem grundweiſen Laufe der Natur jedem Thiere ſein Feind angemeſſen iſt, ſo hat auch Gott dem Tiger eine gewiſſe Fliege entgegen geſtellt, welche, wo ſie dem ganz unachtſamen Thiere aufſitzet, ihm zugleich mit dem verſetzten Stiche ein Eyerlein in die Haut hinein verſenket. Dieſes Eyerlein wird in wenig Tagen zu einem Wurme, welcher gar bald bis zur Größe eines Mandelkerns anwächſt, und am ganzen Leibe mit einer Menge der feinſten Stacheln überzogen iſt. Auf die mindeſte Bewegung oder Wendung, die er ganz innerhalb der Haut, im friſchen Fleiſche macht, empfindet die Beſtie die lebhafteſten Schmerzen, er treibt ihr heftige Wundfieber aus, und reibt ſie mit langer Schlafloſigkeit, und Enthaltung vom Freſſen endlich gar auf. Solche Wirkungen

hat man bey einigen Indiern, denen die Fliege von dieſer Art einen dergleichen Wurm in die Haut gelegt hatte, in Erfahrung bringen müſſen: denn der unerträgliche Schmerz, die quälende Angſt, die Schlafloſigkeit, der Unluſt zum Eſſen, drohte ſchon ſie hinzurichten, wenn man die Urſache des Ungemachs nicht zeitlich erkannt, und mit angemeſſenem Hülfsmittel gehoben hätte. Ich ſelbſt habe einige von den Indiern erlegte Tiger, und als man ihnen die Haut abgezogen, zwiſchen derſelben und dem Fleiſche einige ſolcher Würmer geſehen. Daß man alſo jene Menge der Thiere weder dermal finde, noch auch bey Entdeckung von Amerika im feſten Lande fand, die man dort auch darum hätte vermuthen können, weil ſie von den Nachſtellungen der Menſchen beynahe nichts zu leiden hatten, die dort weder ſo zahlreich, noch ſo ſehr in Geſellſchaften verbunden waren, daß ſie furchtbare Feinde der thieriſchen Schöpfung geweſen wären; eine ſo gemäßigte Vermehrung der Thiere, ſage ich, wollte ich lieber der höchſt weiſen Anordnung beymeſſen, womit der Urheber der Natur jedem Thiere auch ſeine Feinde, und folglich Gränzen ſeiner Fortpflanzung, aufgeſtellet hat, als einer Entkräftung der Natur, die ich in ſo weitem Raum, als man von Amerika vorgiebt, überhaupt nicht eingeſtehen kann. Nebſt dieſer gemeinern Gattung giebt es noch völlig ſchwarze Tiger, die zwar gar ſelten aus dem Gebirge bey Chanca-

bitas

bitas und Cahuapanas ſich ſehen laſſen, und für ſehr grauſam gehalten werden. Es giebt auch einige, eben ſo ſeltene, von Löwenfarbe. Eine andere Gattung nennt man insgemein Tigrillo, das iſt, das kleine Tiger, welches nicht viel gröſſer, als eine wohlgewachſene Katze iſt, nicht aber den Menſchen, ſondern allein dem Gewild, und auch den Hühnern, nachzuſtellen pflegt, mithin auch nicht über den Rang einer wilden Katze hinaus tritt. Von einem eigentlichen Löwen aber hat man dort ſeit Mannsgedenken keine einzige Kenntnis gehabt.

V.

Von den Raub- und andern Vögeln.

Mancherley Geyer.

Der Raubvögel giebt es in dieſen Ländern vielfältige Sorten. Man findet Nachteulen, und Sperber an Gröſſe und Farbe der Federn ganz gleich mit den unſerigen; aber auch andere von ſehr fremder Art. Unter dieſen ſind einige kleiner, als eine Taube, mit ſo wunderſchönen Farben gezeichnet, daß man ſie darum billig auch in fürſtlichen Paläſten ſchätzen würde. Man findet Geyer von ungemeiner Gröſſe, bey den Spaniern insgemein Buytre genannt. Auf einer Reiſe durch unbekannte, weit entvölkerte Länder, habe ich einen Indier aus meiner Geleitſchaft auf einen der höchſten Bäume hinauf klettern laſſen, die Lage und Gegend, ſo viel es möglich

wäre,

r, auszukundschaften. Gar bald kam ein
er ungeheurer Buytre daher, seßte sich auf
Gipfel gerade über den Indier, schien ihm selbst
Größe gar nichts nachzugeben, und als wolle
ich auch wirklich anschicken, ihn zu ergreifen.
Indier aber voll Angst, machte sich noch
Glücke in möglichster Eile herab, da indeß
das Abentheuer vom Geschreye meiner Gelei-
ft abgeschröckt, wieder in die Flucht gieng.
giebt andere große Raubvögel, die noch nebst
n gewöhnlichen Waffen, auf beyden Krüm-
gen der Flügel, vorwärts mit großen, krum-
Sporen ausgerüstet sind. Andere möchte
sonst für unsere Aelstern halten, wenn sie
gar zu wohl bekannte Geyer wären. Ra- Keine Raben.
aber, oder Krähen von unserer Art findet
nicht.

Die Stelle der Raben wird in Amerika
h andere sehr unreine, von den Spaniern
linazo genannte Vögel, mehr als zum Ue- Gallinazo.
uß ersetzet. a) Nicht allein viele Hunderte
immer auf den Bäumen und Dächern der
fer herum, wo etwann ein Aas oder sonst
Unflat ist, sondern auch in allen weit und
entvölkerten Wüsten, wo sich immer die
ende, das Mittagsmahl zu kochen, nieder-
n, sind sie alsogleich Schwarmweise dabey,
können ihre Abreise kaum erwarten, die Ge-
beine

a) Vultur Aura. *Linn.*

beine und andere Ueberbleibſel ſaubet aufzuräumen. Sie ſtreben keineswegs nach lebendigem Raube, ſondern einzig nach dem Aas, und allem unreinen Auswurf. Sie fliegen, gleich den Raben, ſehr hoch, und riechen von wunderlicher Ferne den ihrer Neigung angemeſſenen Fraß. Sie ſind etwas größer, als die gröſten Hennen, von bleichſchwarzen Federn, mit langen Füſſen und Krallen, mit langem, meiſtens aufrechten Halſe, der von Federn faſt blos, und voll gelber Warzen iſt, auf Art der indiſchen Hahne, jedoch nur bleyfärbig; wiewohl auch einige, aber ſelten, ſelbige Warzen roth angelaufen haben. Ihr Kopf iſt ganz kahl, mit einem länglichten, zu Ende abgeſtumpften Schnabel. Einige Männlein laſſen ſich immerzu finden, die man für die Fürſten des Gallinazovolkes hält. Sie haben Kopf und Hals gleich den übrigen ganz bloß, mit ſolchen roth angelaufenen Warzen, ſind etwas gröſſer, und vom obern Theile der Schultern geht ihnen artig über die Bruſt, eine Art von Mäntelgen von weiſſen zottichten Federn herum. Mit Beſchreibung noch anderer unreinen Vögel, deren es zur Genüge giebt, will ich mich nicht weiter aufhalten.

Guaquamayo. Unter den reinen ſetze ich jene zum Voraus, deren ehrlicher Name ganz unrecht beſchimpfet wird, da man ſie, ich weis nicht warum, die indianiſchen Raben heiſſet. Auſſer dem, daß ſie ſehr hoch fliegen, haben ſie gar keine Aehnlichkeit mit

mit den Raben; sie stellen dem Aase gar nicht nach, nähren sich einzig mit Früchten, und sind allerdings aus dem Geschlechte der Papageyen. In ganz Amerika nennt man sie unter den Spaniern Quaquamayo, und sind auch in der Provinz von Maynas, von zweyerley Farben häufig anzutreffen. Insgemein sind sie auf dem Kopf, Rücken, an der äußern Oberfläche der Flügel, und ihres sehr langen Schwanzes schön himmelblau: am vordern Halse, Brust und Bauch, samt der untern Fläche der Flügel und des Schwanzes sind sie goldfarb. Die andere weit seltsamere Art ist himmelblau, und hat schön karmosinroth, was bey der vorigen gelb ist. Sie setzen sich gerne, besonders ihr Nachtlager zu halten, scharweise auf einen hohen Baum zusammen, wo sie ihr sehr lautes Geschwätz und Gakkern bis in die Nacht hinein treiben. Fliegt einer auf, so folgen ihm alle übrige; sie fliegen, wie gesagt, sehr hoch, und allezeit paarweise, das Männlein mit seinem Weibchen. Sie nisten in dem Stamme der höchsten Bäume, in einer von ihnen ausgebissenen Höhle, um von den Verfolgungen der Affen und Schlangen sicher zu seyn. Sie werden bald zahm, und gehen alsdann in den Häusern, ohne Gefahr durchzugehen, ganz frey herum; lernen auch, obschon selten, auf Art der Papageyen einige Worte sprechen. Ihr Fleisch ist röthlicht, und etwas hart, wird aber allgemein zum Essen zugerichtet.

Papageyen.

Unter den eigentlichen Papageyen, die es dort auch in der Menge hat, schätzt man vor allen jene, die sonst gelblichtgrün, an der Stirne ein goldfarbes Käpplein haben; am äussern Rande der Flügel haben sie einen schmalen, hochrothen Saum, die Schwungfedern aber sind wechselsweise roth und blau. Einige aus diesen haben eine breite und niedere, andere eine schöne runde Stirne; die Füsse sind aschengrau, der Schnabel ist fast fleischfarb, und um den Augstern ein goldfarbes Ringlein. Diese Gattung ist zu Nachahmung des Redens, des Gelächters, des Weinens, des mannichfältigen Gesanges, wie auch andere Thiere zu spotten, sehr gelehrig und kurzweilig. Man läßt sie ganz frey im ganzen Hause herum gehen, sie lieben ihren Herrn recht zärtlich, fliegen ihm von ferne zu, und machen ihm mit ihrer Geschwätzigkeit, mit allerhand witzigen Gebärden und Possen weit mehr Zeitvertreib, als in Kürze zu beschreiben wäre. Einige aus dieser Gattung, aber wenige, haben an statt des gelben, ein rothes Käpplein auf, und wieder andere, auch seltsame, die Stirne samt beyden Seiten des untern Schnabels, himmelblau.

Eine andere etwas kleinere Gattung ist fast eben so schätzbar, sonst durchaus dunkelgrün, hat über die Augen und Schläfe einen kirschfärbigen Streif, oberhalb dem Schwanze einen großen hochrothen Flecken. Sie haben eine runde Stirne,

um den Augenſtern ein ſchönes rothes Ringlein, einen geſchmeidigen, ſchwarzen Schnabel, und eben ſo die Füſſe. An Geſchwätzigkeit und Freundlichkeit giebt ſie der vorgemeldeten Gattung faſt nichts nach.

Andere Papageyen ſind merklich gröſſer, als die vorigen, am ganzen Leibe bleichgrün, ſonſt aber an Schwatzhaftigkeit oder anderm Kurzweile nicht ſonderbar. Andere, nicht viel gröſſer, als eine Amſel, prangen zwar mit ſchönen Farben der Federn, laſſen ſich aber weder zum reden, noch zahm zu werden, abrichten. Weil ſie ſcharweiſe in die Aecker einfallen, und viele Verwüſtungen anzuſtellen pflegen, ſind ſie bey den Indiern ſehr verhaßt.

Nichts kurzweiligers kann man ſich vorſtellen, als gewiſſe Zwerge aus dem Papageygeſchlechte, bey den Spaniern **Chirigles** oder auch **Stlbadòr**, das iſt, der Pfeifer, genannt. In der Gröſſe ſind ſie wie ein Gimpel, und könnte man ſie auch faſt eigentlich für Gimpel von Amerika halten. Der Schwanz, die Flügel, der Rücken ſind ſehr hochgrün, der vordere Hals gegen die Bruſt ziegelroth, der Bauch ſchön perlenfarb. Die Bildung des mit einem ſchwarzen Käpplein bedeckten Kopfes iſt nach Papageyart, der Schnabel ſchwarz und krumm, die Augen ſchwarz, mit einem rothen Ringlein umgeben. Eben ſo ſind die zarten ſchwarzen Füßchen auf Art der Papageyen

Chirigles, der Pfeifer.

nen festgesetzten Namen haben, zu beschreiben, will ich mich nicht weiter aufhalten. Aus den europäischen findet man nebst einigen schon sonst erwähnten, eine und andere Nachtigall, mit ähnlichem, aber nicht gar gleichem Gesange, unzählbare Stiglitze, nicht wenige Schwalben, obschon von anderer Art.

Wasservögel. Zu den so häufigen Waldvögeln gehört noch eine unglaubliche Menge der schwimmenden, oder doch immer am Wasser herum streifenden. Der wilden Enten findet man manche, den unserigen ganz gleiche Gattungen. Eine weit größer als diese, hat um die Augen ein breites weißes, theils mit rothen, theils mit schwarzen Auswüchsen, auf Art der indischen Hahnen, gesprekkeltes Fell. Eine andere sonderbare nennen die Guaná- na. Mayner **Guanána**, die Spanier **Pato real** oder die königliche Ente. An Größe gleicht sie einer Haußente, hat aber längere, zarte, und schön rothe Füsse, mit welchen sie schnell fortläuft, einen langen aufrechten Hals, einen kleinen rothen Schnabel; die Farben der Federn zwischen weiß, braunlicht, und schwarz sauber ausgetheilt. Es ist ein sehr arges, und wider alle Nachstellungen wachsames Thier. Gleichwie in den Monaten, da Flüsse und Seen sehr hoch, und meistens ausgetretten sind, weit und breit keine **Guanana**, kein **Tibi**, und nur selten ein Reiger oder Storch sich finden läst, so ist es hingegen zur Zeit der Trockene sehr kurzweilig anzuse-

hen,

Art eines Rauchfasses an den äusserſten Aeſtlein der höchſten Bäume mit einigen ganz dünnen Bejucoſchnürlein angehängt ſind; die Indier aber ſagen einſtimmig, daß dieſes nur die Neſter einiger Störche, wie auch eines andern Upapiſcu genannten Vogels ſind, welche die Natur ein ſolches Gebäude zu erfinden leitet, um ihre Brut vor den Nachſtellungen der Affen, der Schlangen, und aller ſolchen Feinde in Sicherheit zu ſtellen. Von den Papageyen aber geben die Indier insgemein vor, daß ſie ſo, wie ich vom Quaquamayo *) erwähnet habe, ihre Neſter in hohlen Bäumen zu machen pflegen.

Vor andern Vögeln kann billig der ſogenannte Piurì angerühmt werden. An Gröſſe iſt er gleich einem Pfaue, aber durchaus ſchön ſchwarz, auſſerdem daß die Männchen auf dem Bauch ſchneeweiſſe, die Weiblein lichtbraune pflaumartige Federn haben. Sie haben einen länglichten, aufrechten Hals, einen geſchmeidigen Kopf, an der Stirne ein wunderſchönes Büſchlein ſchmaler, länglichter Federn, die zwey und zwey Staffelweiſe aufſteigen, und am Spitzlein vorwärts ſchön gekrauſt ſind. Solches Büſchlein geht ihnen in die Höhe hinter gewiſſen, glänzendrothen, Piuri.

* Don Antonio de Ullòa phyſikal. Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen America, mit Herrn Prof. Schneiders Zuſätzen I Theil, Leipzig, 1781. gr. 8. S. 253. M.

erhobenen Gewächsen, mit denen der schwarze, schmale, sonst adlerartige Schnabel umgeben ist. Die Füsse sind schwarz, geschlank, mit ganz kleinen Klauen. Ihr Fleisch giebt an Weisse und Geschmacke dem der indischen Hahnen gar nichts nach; ihre Eyer, deren sie nicht mehr als zwey zu jeder Brut legen, etwas gröſser als unsere Hennen, sind zu essen köstlich. Ihre Hühnlein pflegt man beym Hause zu erziehen, sie werden alsdann sehr zahm, gehen auch schon erwachsen, ganz frey unter den gemeinen Hennen herum, ohne Gefahr von dem angewohnten Hause jemals zu entfliehen; doch brüten solche niemals, und eben so weis man von den Affen, Papageyen, oder was immer sonst wilden Thieren, sie mögen so zahm seyn, wie sie wollen, daß sie ausser ihrer natürlichen Wildniß nicht brüten wollen. Dieser **Piuri** ist einer der herrlichsten Vögel, und würde auch in königlichen Gärten sehr hoch geschätzt werden, dort aber findet man ihn in allen Wäldern. Seine Stimme ist fast auf Art der indischen Henne. a)

Piuri. Der **Paurì** (Pauchi) ist von jetzt gemeldetem sonst wenig unterschieden, ausser im Kopfe, an der Stimme, und daß er um etwas gröſser ist. Der Kopf pranget eben auch mit seinem schönen Schopfe, aber aus glatten Federlein, hat anstatt jener erhobenen Gewächse einen weit gröſsern, krum-

a) *Crax Alector.* Linn.

ummen Schnabel, der gegen die Spitze licht-
elblicht, ſonſt aber ganz Cinnoberroth iſt. Nebſt
iner gemeinen, dem Piuri faſt gleichen, Stim-
e, pflegt er mit geſchloſſenem Schnabel auf
ewiſſe Art, ſo daß man es doch weit und breit
bret, zu murren, mit Beyhülfe eines Knorpel-
rtigen, und innerhalb der Bruſt mannichfältig ver-
ogenen Röhrleins, welches gerade ausgeſtreckt,
ohl über eine halbe Elle lang iſt.

Die Pava, ein gar nicht ſeltſamer Vogel, Pava.
t der ſogenannten indiſchen Henne ſehr ähnlich,
ch etwas kleiner. Er hat um die Augen, und
n der Gurgel herab, ein glattes, blaulichtwei-
s Häutlein. Ihr kommt auch eine andere,
uca cunga, das iſt, der Rothkopf, genannte Puca cunga.
attung ſehr gleich, nur daß dieſe röthlichte
üſſe hat, die bey der Pava Aſchenfärbig ſind,
nd jenes Häutlein roth ziegelfarb. Beyde ſind
i eſſen wohlgeſchmack, obſchon, wie alles Ge-
ild, etwas hart, mager, und von röthlichtem
leiſche.

Es giebt auch einige, aber ſeltſame, und Muitti-
hr wohl geſchmacke Faſanen, dort Muititu ge- tu.
nnt.

Rebhühner giebt es von dreyfacher Art. Ei- Reb-
ge größer, als eine gemeine Henne, haben das hühner.
ſtlichſte weiße Fleiſch, licht Aſchenfarbe, und
ein geſprenkelte Federn, ganz zarte blaulichte
üßlein. Andere, von den vorigen ſonſt durch
chts unterſchieden, als in der Größe, an der

in der Gröſſe einer Krähe, mit faſt Spannenlangem Schnabel, mit langen Flügeln, und kurzen auf Entenart gebildeten Füſſen. Einige ſind weiß, andere ſchwarz von Farbe.

Viele Reiger, Kranische, Störche.

Von Reigern, Kranichen, und Störchen, die man dort überhaupt Garza nennt, ſchwärmen um eben ſelbige Zeit mancherley Sorten häufig an den Sandufern herum, ſich bald mit Fiſchlein, bald mit Würmern, Schlangen, und anderem Ungeziefer zu nähren. Einige giebt es durchaus ſchneeweiße, andere ſonſt weiße, nur am Kropfe und Flügeln ſchön roſenfarb angelaufen, andere auch dunkelgraue. Störche findet man von ungemeiner Gröſſe, mit wohl zwo Spannenlangem Schnabel, ganz kahl am Kopfe, mit einem vielfächigen Beutel am Kragen. Der Gröſſe nach hat man ſie gar oft auf den Ufern dahergehend für Indier gehalten. Aus dem verſchiedenen Vogelgeſchrey, Fluge oder Freſſen wahrzuſagen, giebt es überall, beſonders unter einem ſo einfältigen Volke, viele abergläubiſche Mißbräuche; doch iſt bey der Vielfältigkeit der Nationen faſt nichts allgemein feſtgeſetztes.

VI.

Verſchiedenheit und Eigenſchaften des kriechenden und fliegenden Ungeziefers.

Wie faſt alle Heiden, und auch nicht wenige dumme Chriſten, Krankheiten, Todesfälle, und

kleines rundes Köpflein, durchaus wie mit schwarzem Sammet bedeckt, welcher sich gegen den untern Hals und die Brust, in schön violblau schielende Federlein endiget. Dieser **Trompetero** wird ganz gerne zahm, läuft seinem Herrn überall zu und nach, und ergötzet ihn mit mancherley recht artigen Possen, die man mehr von einem Hündlein als Vogel erwarten möchte. Trift er zu Hause eine jüngst ausgebrütete Henne an, so verjagt er die Mutter, und eignet sich die Hühnlein zu, als wären sie gänzlich seine. Er führt sie, trotz der wahren Mutter, überall herum, wärmet sie unter den Flügeln, beschützt sie eifrigst, und nährt sie theils mit Würmlein, die er ihnen fleißig in der Erde aufkratzet, theils mit Ungestümm erbettelter Speise. In den Wäldern streifen sie Schaarweise, nach der Erde laufend herum, und schwingen sich nicht leicht zum Fliegen in die Höhe. Man isset sie statt einer Henne; sie sind aber etwas hart vom Fleische.

Noch ein anderer sonderbarer Vogel, den die Spanier anderstwo **Dios te dè**, oder auch den Prediger, dort aber insgemein **Ciguanga** nennen, pflegt auch zahm zu werden, und sich an die Häuser zu gewöhnen. Am Körper ist er fast einer Taube gleich, und prangt mit schön ausgetheilten, sehr lebhaften Farben, am Leibe nämlich kohlschwarz mit einem hochrothen Flecken über dem Schwanze; um die Augen hat er, nach Art der Papageyen, ein breit herum gehendes, Ciguanga, der Prediger.

bloßes, bläulichtes Fell; vom Schnabel an geht ihm über die Bruſt herab ein artiges Vorhänglein von ſchneeweißen, und auf der Bruſt hochrothen, pfauenartigen Federn. Seine gröſte Sonderheit aber beſteht in dem ungeheuern, wohl fünf bis ſechs Zolle langen, und gegen die Stirne über anderthalbe dicken Schnabel, welcher ſonſt ſchwarz, mit breiten gelben Streifen ordentlich gezeichnet und eingefaßt iſt. Sonderbar iſt auch ſeine Zunge, anſtatt welcher man ſich einen wohl vier Zolle langen, aber ganz ſchmalen Splitter eines Federkiels vorſtellen mag, beyderſeits mit langen ſpitzigen Zähnlein beſetzt. Er hat etwas kurze bläulichte Füſſe mit papageyartigen Zähen; ſein Fleiſch iſt eßbar gleich der Taube. Es giebt noch von dieſer Bildung der **Ciguanga** verſchiedene kleinere Gattungen, die an Federn anderſt gezeichnet ſind.

Picaflòr, oder Colibri.

Das kleinſte Vögelein auf dem Erdboden, und eines der gröſten Meiſterſtücke der Natur iſt der **Picaflòr**, oder Blumenſauger. So heiſſen die Spanier den **Colibri** überhaupt. a) Sein Körper iſt nicht größer, als einer großen Heuſchrecke, und von ſo lebhaften Farben der Federlein, daß ihm hierinn kein anderer Vogel den Vorzug abſtreiten kann. Es giebt ihrer mancherley; insgemein ſind ſie grün, andere roth mit

a) *Cluſ. L. V. Cap. II. pag. 96. Ouriſia ſive Tominejo.* Trochilus colubris. *Linn.*

mit ſchwarzen Flügeln, andere himmelblau auf violet ſchielend; alle von ſo hoher Farbe, und wie mit unterlegtem Gold, das der fürnehmſte Maler mit ſolcher Verſchiedenheit, die ihnen bey mancherley einfallendem Lichte eigen iſt, ſie nicht leicht treffen würde. Das Schnäbelein haben einige auf Schnepfenart länglicht, ganz dünn, etwas gekrümmt, andere kurz und gerad. Von ſelbigem ſtecken ſie das ganz dünne, zweyſpitzig zertheilte Zünglein heraus, und ſaugen damit von der Blüthe der Bäume den Morgenthau heraus, welcher ihre einzige Nahrung iſt. Bey ſolchem Saugen bleiben ſie lang an der Blüthe gleichſam in der Luft hangen, ohne die Flügel merklich zu bewegen, ſonſt aber haben ſie einen ſehr ſchnellen und plötzlichen Flug. Die Füßlein ſind dem Körper angemeſſen, ſchwarz, mit ſehr dünnen Krallen. Sie legen nicht mehr als zwey Eyerlein, in Größe einer Erbſe, *) dergleichen mir immerzu ſamt dem Neſtchen zu Handen gekommen ſind.

Noch andere Arten der fremden Vögel, deren in dieſen Wäldern ſehr viele vorkommen, aber ſonſt nicht viel merkwürdiges, noch auch einen

*) S. des Herrn Abbé Martin Dobrizhofers Geſchichte der Abiponer, einer kriegeriſchen Nation in Paraguay. I Theil. Wien, 1783. gr. 8. S. 415, 416. In Paraguay ſind ſie häufig. M.

zuge gleich loß, und könne hingehen, wo er will. Ueberhaupt kann man es der gütigſten Vorſicht Gottes nicht genug verdanken, daß ſie in einem ſo hitzigen und feuchtem Lande, dieſe und mehr andere ſchädliche Thiere nicht unmäßig überhand nehmen läßt. Den Schlangen zwar wird ein gewaltiger Einhalt von ſo vielen Sperbern, Enten, Störchen, und dergleichen, geſetzt, die mit ihnen in immerwährendem Kriege ſind.

Giftige Spinnen.

Unter das giftige Ungeziefer gehört auch eine ſehr große, durchaus rauhe Spinne, wechſelsweiſe gelb und ſchwarz gezeichnet. Man hält ihren Biß, der eine ängſtliche Geſchwulſt, unter ſchmerzlichen Krämpfungen, verurſachet, für tödtlich. Andere Spinnen, die zwar nicht giftig ſind, giebt es von mancherley Größe und Art mehr als genug.

Scorpione.

Scorpione aber, die ſonſt in Amerika ſo häufig und überläſtig ſind, findet man in den Ländern von Maynas nur ſelten. Von anderm mancherley Ungeziefer hingegen, welches Tag und Nacht Menſchen, Thieren, der Ausſaat, Häuſern, und allen Behältniſſen, immer nachſtrebt, ſind dieſe Gegenden unbeſchreiblich überſchwemmet, und recht erbärmlich geplagt. Im widrigen Falle wäre vielleicht auf dem Erdboden kein ſo geſegnetes Land, daß es dieſem den Vorzug abſtreiten möchte.

Ameiſen ſehr ſchädliche.

Unzählbare Schwärme der Ameiſen von allerhand Art und Größe, brechen immerzu von der Erde hervor, breiten ſich mit unſinniger Wuth überall aus, dringen in die

Häu-

hen, wann die weit hinaus laufenden Sandbänke überall mit solchem Geflügel häufig besetzt und überzogen sind. Die Guananaenten streifen Schwarmweise auf diesen Sandwällen herum, mit solcher Einverständniß unter sich, daß allezeit einige vom Schwarme weiter entfernet, auf der Wacht stehen, und bey etwann aufstoßender Gefahr die übrigen flüchtig zu gehen warnen. Daher mag bey ihnen auch der behutsamste Jäger gar selten zum Schusse kommen. Sie pflegen auch unter ihnen einen gewissen Vogel, am Schnabel und Stimme von ganz anderer Art, wie ihren Anführer, oder Feldtrompeter zu haben, nach dessen Stimme der ganze übrige Schwarm sich richtet. Das Guananafleisch schätzt man für besser, als anderer Enten.

Tibi. Tibi nennt man, vermuthlich wegen ihres ähnlichen Geschreyes, gewisse Wasservögel, die um eben selbige Zeit wohl tausendweise ihre Eyer im Sand niederlegen, und zu Tage und Nacht von ihrem Geschrey dabey nicht ausruhen. Solche Eyer sind etwas kleiner, als der Hennen, mit fast Aschenfarber, roth gesprenkelter Schaale, und werden fast einzig dem durch die Sonne erhitzten Sande zum ausbrüten überlassen, da indessen die Mütter um sie immer herum fliegen. Die reisenden Indier klauben derselben, so viel sie nur wollen, zusammen, und pflegen sie zu essen, enthalten sich aber insgemein, ich weis nicht warum, die Tibivögel selbsten zu essen. Sie sind

in der Größe einer Krähe, mit faſt Spannenlangem Schnabel, mit langen Flügeln, und kurzen auf Entenart gebildeten Füſſen. Einige ſind weiß, andere ſchwarz von Farbe.

Viele Reiger, Kraniche, Störche.

Von Reigern, Kranichen, und Störchen, die man dort überhaupt Gärza nennt, ſchwärmen um eben ſelbige Zeit mancherley Sorten häufig an den Sandufern herum, ſich bald mit Fiſchlein, bald mit Würmern, Schlangen, und anderem Ungeziefer zu nähren. Einige giebt es durchaus ſchneeweiße, andere ſonſt weiße, nur am Kropfe und Flügeln ſchön roſenfarb angelaufen, andere auch dunkelgraue. Störche findet man von ungemeiner Größe, mit wohl zwo Spannenlangem Schnabel, ganz kahl am Kopfe, mit einem vielfächigen Beutel am Kragen. Der Größe nach hat man ſie gar oft auf den Ufern dahergehend für Indier gehalten. Aus dem verſchiedenen Vogelgeſchrey, Fluge oder Freſſen wahrzuſagen, giebt es überall, beſonders unter einem ſo einfältigen Volke, viele abergläubiſche Mißbräuche; doch iſt bey der Vielfältigkeit der Nationen faſt nichts allgemein feſtgeſetztes.

VI.

Verſchiedenheit und Eigenſchaften des kriechenden und fliegenden Ungeziefers.

Wie faſt alle Heiden, und auch nicht wenige dumme Chriſten, Krankheiten, Todesfälle, und

und faſt alle aufſtoßende Unheile, der Schwarzkunſt ihrer Mißgönner beyzumeſſen pflegen: ſo glauben ſie, die ſogenannten Zauberer hätten eine beſondere Macht, wem ſie wollten, Schlangen zur Beſchädigung auf den Hals zu ſchicken. Der Schlangen, überhaupt Machacuyu (Matſchakuyu) genannt, giebt es mancherley, an Größe, Farbe, und giftiger Kraft, verſchiedene Gattungen. Für die ſchlimmſte aus allen, ob ſie ſchon auch faſt die kleinſte iſt, hält man die Caſcabel, oder Schällen- oder Klapperſchlange, *) die man ſo genannt hat, weil ihr die Natur ſelbſt auf dem Rücken und Schwanze gewiſſe Klapperchen, wie Schällen, angefügt hat, gleichſam um die ſorgloſen Leute vor der annahenden Gefahr dadurch zu warnen. **) Andere giebt es, die

Mancherley Schlangen.

Caſcabel.

*) *Crotalus.* Linn.

**) Mein ſchätzbarer Freund, Herr Prof. Schneider, führet in ſeinen nützlichen Zuſätzen zu des Ulloa Nachrichten von America, II Th. S. 375, aus dem Carver S. 398. zween beſondere Umſtände von der Klapperſchlange an. Der erſte iſt, daß ſich die Glieder der Klapper mit jedem Jahre vermehren. Zweytens fand er in einem getödteten Weibchen 70 völlig ausgebildete Junge, die ihre Zuflucht ſogleich in den Rachen der Mutter nahmen. So nach wäre dieſe Schlange lebendig gebährend.

Durch die Gleichheit beyder Enden einiger Schlangenarten ließ man ſich zu dem Irrthume verleiten, Schlangen mit zween Köpfen dar-

zers, der ſie nachmals, wie ungehalten er auch darüber ſeyn möchte, nicht leicht ganz ausrotten kann. Sie niſten ſelten wo, als in den Fußſolen, und ob ſie ſchon ſonſt ſchwarz, wie die Flöhe ſind, ſo werden ſie doch unter der Haut bald ganz weiß. In gewiſſen Dörfern, wo man die Häuſer ſauber auszukehren, etwas nachläßiger iſt, wird die Plage von dieſem Ungeziefer oft ſehr bitter; und wenn ſie jemand in ſeinen Füſſen überhand nehmen läßt, hat er Tag und Nacht vom grimmigen Jucken und erbärmlichſten Geſchwären keine Ruhe.

Tavá-no Fliegen.

Eine andere Plage kann ich nicht umgehen, welche die Völker dieſer Gegenden nicht ſo wohl immer quälet, als vielmehr ermüdet. Um die Ufer der Flüſſe ſtreifen ſtets gewiſſe Fliegen, mit ſo empfindlichem Stachel, als immer die Weſpen. Sie ſind ungemein blutdürſtig, und werden Taváno genannt.

Schnaken.

Noch weit ärger treiben es die Schnaken. Denn der Taváno ſchwärmet nur bey Tage, in der gröſten Sonnenhitze; die Schnaken aber, welche meiſtens am Maragnon wie Wolken herum ſchweben, geben ſich niemals zu Ruhe, es mag Tag oder Nacht, zu Hauſe oder auswärts, Regen- oder trocken Wetter ſeyn. Gewiſſe Zeiten giebt es, an welchen dieſes Ungemach dermaſſen zuſetzt, daß es ganz unerträglich wäre, wenn nicht durch die aufgedrungene Gewohnheit

ein

men ſind. Ich konnte ſie keineswegs bere-
, daß ſie ein ſolches Abentheuer, das einige
e nach einander, nahe bey meinem Dorfe
ſehen laſſen, erlegten: denn ſie beſorgten, ſie
ten hiemit ſich und den ihrigen ein großes
eil zuziehen. Von dieſer ungeheuern Schlan-
welche im Waſſer, und auch auf dem Lande
, ſich aber meiſtens in den Seen und Bächen
ält, ſagt man, daß ſie das Wild oder den
ſchen, der ungefähr ihr in gewiſſe Nähe
mt, mit ihrem Hauche ſo gewaltig an ſich
, *) daß der ſo angezogene Menſch weder
rſtehen, noch ſich ſelbſt losmachen kann;
n aber jemand bey Handen iſt, die mittlere
ſeitwärts mit einem Stäblein zu zerſchlagen,
gleichſam abzuſchneiden, ſo werde er vom An-
zuge

*) In Virginien ſah Herr Smyth öfters kleine Vögel nach und nach herabkommen, unter furchtſamen Geſange, ſo daß ſie in den geöfneten Rachen der auf der Erde ſchon lauernden Schlange gefallen wären, wenn er nicht mit einem Stocke auf ſie geſchlagen, und ſo den Vogel befreyet hätte. Man ſchreibt dieſes, wie er ſagt, einer gewiſſen Zauberkraft, die in den Augen der Schlangen ſtecken ſoll, zu; allein es iſt viel zuverläßiger, es dem anziehenden Hauche der Schlange zuzuſchreiben. A Tour into the United States of America. By *I. F. D. Smyth*, Eſq. London, 1784. 8. 2 Vol. M.

würde die armen Indier oft im ganzen Leibe, als wären sie mit Ruthen oder Nesseln gepeitschet, erbärmlich zugerichtet sehen. Es ist aber kein Wunder, daß der Xagua, oder Vituſaft, (ſ. oben S. 64) nicht hat können abgeſchaft werden, weil man vorgiebt, mit ſelbigem Safte angeſtrichen, vergehe ihnen das unerträgliche Jucken. Eine beſondere Gattung ſolcher Mücken heißt man Jejèn (Chechen). Sie iſt ſo klein, daß man ſie mit bloßem Auge kaum ſieht, aber dieſes iſt deſto ſchlimmer, weil ihr Biß heftiger iſt, und ſamt ihnen die Kleider durchdringet.

VII.

Von den Eigenſchaften der Bienen und des Wachſes.

Unter ſo vielfältigem Stachelhaften Ungeziefer iſt es in der That ſonderbar, daß die Bienen, deren es doch eine Menge giebt, meiſtens ohne Stachel ſind, und daß diejenigen, welche damit bewafnet, ſich nur gar ſelten deſſen bedienen. Sie ſind von mancherley Gattung. Die vornehmſte wäre ſonſt unſern Fliegen ſehr ähnlich, nur daß ſie merklich kleiner iſt. Ganz wehrlos wohnen ſie in den Hohlungen der Siticabäume, und ſammelt in ſelbigen ihr natürlich weißes Wachs, trotz dem europaiſchen. Dieſe Gattung pfleget nur weniges Honig zu haben, aber es iſt ſehr klar, flüßig, und angenehm. Eine andere, etwas

häuſer, in die Betten, in alle Behältniſſe hin-
n, und verwüſten oft in einer Nacht ein Gärt-
en bis auf den Grund, das man mit ſauerm
chweiße und langer Mühe kaum zu Stande ge-
acht hatte. Es giebt ihrer auch eine Gattung,
elche fetter iſt, als andere, welche die Indier
r ein köſtliches Schleckerbißchen halten, wenn
lche Ameiſen in ihrem eigenen Schmalze oben-
n geröſtet ſind.

Comejen iſt ein der Ameiſe ſehr ähnliches Come-
hierlein, wegen vieler und beträchtlicher Ver- jen.
üſtungen durch ganz Europa wohl bekannt. Es
von einem eckelichten Geſtanke, alles gewohnt
zumagen und zu beſchmitzen. Ihre unzählbare
chwärme dringen ſich überall ganz unvermerkt
ach einen künſtlich verdeckten Weg ein, den ſie
h ſelbſt unter einer dünnen Kruſte in gröſter Ei-
immer fort bauen. In einem Kuffer oder
aſten, wo man ſeine Sachen noch ſo gut auf-
halten zu haben glaubt, mag nur ein Löchlein
er Ritze, ſo klein ſie auch ſcheint, offen ſeyn,
wird man in wenig Tagen ganz unvermuthet,
e darinn verwahrten Bücher, das leinene oder
ollene Gewand, allerley Vorrath, ſtückweiſe
rbiſſen, und ärgerlich zugerichtet finden. Die
eſterlichen Kleidungen, und manche zum feyer-
chſten Gottesdienſte gehörige Zierrathen, die mit
beſchreiblicher Mühe und Koſten weit her kaum
ren angeſchaft worden, haben oft durch eine

Kerzen aber geben ein röthlicht dunkels Licht, ſamt einem widerwärtigen, pechartigen Rauche. Keine aus dieſen Bienen bauen ihre ordentlichen Kuchen nach Art der unſerigen; ihre beſondere Bauart zu beſchreiben, will ich mich weiter nicht einlaſſen. Dieſes ſchwarze Wachs iſt in gar keinem Werthe; das andere ſammeln die Indier als die beſte Waare, dagegen das höchſt nothwendige von Eiſenwerkzeuge, von einiger Kleidung, oder anderes nützliches Haußgeräthe einzuhandeln. In den Gotteshäuſern haben die Mißionarien ben gewöhnlichen Andachten nichts unterlaſſen, die Ehrfurcht gegen den Gottesdienſt, beſonders bey gröſſern Feyerlichkeiten, auch mit vielen wohl angebrachten Kerzen anzuflammen. Das noch übrige Wachs ſchickten ſie jährlich nach Quito, um dafür den zierlichern Kirchenputz, oder das benöthigte ihrer Neuglaubigen anzuſchaffen. Uebrigens hat man dort gar keine Spur von wahren Seidenwürmern, oder von andern einige Seide ſpinnenden Thierlein, und eben ſo wenig von der ſonſt bekannten Cochinilla.

VIII.

Von den unterirdiſchen Merkwürdigkeiten der Landſchaft von Maynas.

Das Land, welches gröſtentheils eine lautere Ebene iſt, und von jenem hohen Gebürge weit entlegen, welches zum Theil mit immerwähren-

dem

artig, aber so klein, daß man es mit freyem
e kaum bemerkt, doch viel schlimmer, als un
Flöhe, weil es sich mit Blutsaugen nicht be
gt, sondern sich in die Haut ganz hineindringt,
daß man es vorher sonderlich merket, als
s darinn schon versenket ist. Da muß man
das veranlaßte ängstliche Jucken, weil es
Reiben oder Kratzen nur noch schwieriger
, bis auf den andern oder dritten Tag mit
ld ertragen, und die Nigua indessen so an,
sen lassen, daß man sie besser ins Auge fas
und ganz, ohne den Kopf ihr abzureissen,
us bringen möge. Denn ihr Stachel ist so
rtig, daß wenn er vom Leibe abgerissen, in
Haut stecken bleibt, mit mit einem schmerz
n Geschwäre lang und viel zu leiden bekommt.
Art, sie heraus zu bringen, ist, daß man die
t da, wo das Aeuglein ist, mit einer Nadel,
sachte aufkratzet, bis die Nigua sich zeigt;
nn schabt man sie ganz unverletzt heraus,
streut ein wenig Asche vom Rauchtaback dar
der juckenden Geschwulst vorzubauen, wel
nst immerzu zu erfolgen pflegt. Wenn man
die Nigua über drey Täge innerhalb der
t verabsäumet, so wird sie schon so groß, als
Linse, legt indessen eine Menge Eyerlein, die
halb der Haut bald belebt, und ausgebrütet,
weit umher Platz machen, neue Familien
Haushaltungen zu stiften, mit größter
he und Verlegenheit des nachläßigen Besi

zers, der ſie nachmals, wie ungehalten er auch darüber ſeyn möchte, nicht leicht ganz ausrotten kann. Sie niſten ſelten wo, als in den Fußſolen, und ob ſie ſchon ſonſt ſchwarz, wie die Flöhe ſind, ſo werden ſie doch unter der Haut bald ganz weiß. In gewiſſen Dörfern, wo man die Häuſer ſauber auszukehren, etwas nachläßiger iſt, wird die Plage von dieſem Ungeziefer oft ſehr bitter; und wenn ſie jemand in ſeinen Füſſen überhand nehmen läßt, hat er Tag und Nacht vom grimmigen Jucken und erbärmlichſten Geſchwären keine Ruhe.

Tavá-no Fliegen.

Eine andere Plage kann ich nicht umgehen, welche die Völker dieſer Gegenden nicht ſo wohl immer quälet, als vielmehr ermüdet. Um die Ufer der Flüſſe ſtreifen ſtets gewiſſe Fliegen, mit ſo empfindlichem Stachel, als immer die Weſpen. Sie ſind ungemein blutdürſtig, und werden Taváno genannt.

Schnaken.

Noch weit ärger treiben es die Schnaken. Denn der Taváno ſchwärmet nur bey Tage, in der gröſten Sonnenhitze; die Schnaken aber, welche meiſtens am Maragnon wie Wolken herum ſchweben, geben ſich niemals zu Ruhe, es mag Tag oder Nacht, zu Hauſe oder auswärts, Regen- oder trocken Wetter ſeyn. Gewiſſe Zeiten giebt es, an welchen dieſes Ungemach dermaſſen zuſetzt, daß es ganz unerträglich wäre, wenn nicht durch die aufgedrungene Gewohnheit

ein

ein Theil der Empfindung endlich ſtumpf gemacht würde. Schon anderswo habe ich gemeldet, daß dem allerärmſten ſein Zeltbettchen eben ſo unentbehrlich iſt, als der Schlaf ſelbſt, welcher ohne daſſelbe keine Statt findet; und wehe dem, der beym hineinſteigen, oder ſonſt im Schlafe auch nur die kleinſte Oefnung macht! denn er mag die Hofnung weiter fort zu ſchlafen, ſicher aufgeben, und ſtets mit dem Ungeziefer die ganze übrige Nacht herum fechten. Es ereignen ſich Zeiten und Gegenden, wo man ſich weder mit Rauch, noch mit dem Windwedel erwehren mag, und wo man ſich ſogar zum Nachteſſen, oder ruhig zu beten, in das Zeltbettchen ſchließen muß. Einige Barbaren, und auch neuangehende Chriſten, die mit ſolchen Zelten noch nicht verſehen ſind, pflegen ſich ferne von ihrer täglichen Wohnung, aus Baumrinden, und großen Palmenzweigen gewiſſe, Cucaméro genannte, Hütlein zu bauen, die ringsumher bis zur Erde verſchloſſen ſind, nur mit dem höchſt nöthigen Eingange. Sie legen ſich dort, ſo viele Platz haben, zuſammen; denn ſie wollen lieber von ſo vielen ausdünſtenden Körpern die ungemeine Hitze, als die unvermeidliche Unruhe von den Schnaken ertragen.

Faſt nicht gelinder machen es gewiſſe Mücken von mancherley Art, insgemein Chuſpi (Tſchuſpi) genannt, deren auch ganze Wolken an den Ufern des Maragnon, aber meiſtens der kleinern Seitenflüſſe, unglaublich überläſtig fallen. Man

würde die armen Indier oft im ganzen Leibe, als wären sie mit Ruthen oder Nesseln gepeitschet, erbärmlich zugerichtet sehen. Es ist aber kein Wunder, daß der Xagua, oder Vituſaft, (ſ. oben S. 64) nicht hat können abgeſchaft werden, weil man vorgiebt, mit ſelbigem Safte angeſtrichen, vergehe ihnen das unerträgliche Jucken. Eine beſondere Gattung ſolcher Mücken heißt man Jejèn (Chechen). Sie iſt ſo klein, daß man ſie mit bloßem Auge kaum ſieht, aber dieſes iſt deſto ſchlimmer, weil ihr Biß heftiger iſt, und ſamt ihnen die Kleider durchdringet.

VII.

Von den Eigenſchaften der Bienen und des Wachſes.

Unter ſo vielfältigem Stachelhaften Ungeziefer iſt es in der That ſonderbar, daß die Bienen, deren es doch eine Menge giebt, meiſtens ohne Stachel ſind, und daß diejenigen, welche damit bewafnet, ſich nur gar ſelten deſſen bedienen. Sie ſind von mancherley Gattung. Die vornehmſte wäre ſonſt unſern Fliegen ſehr ähnlich, nur daß ſie merklich kleiner iſt. Ganz wehrlos wohnt ſie in den Hohlungen der Siticabäume, und ſammelt in ſelbigen ihr natürlich weißes Wachs, trotz dem europaiſchen. Dieſe Gattung pfleget nur weniges Honig zu haben, aber es iſt ſehr klar, flüßig, und angenehm. Eine andere, etwas

was gröſsere Art, die man von unſern Fliegen faſt nicht unterſcheiden möchte, ſammelt auch in hohlen Bäumen ihr ſonſt gelblichtes Wachs, welches zwar auch ſchön weiß wird, wenn man die daraus gegoſſenen Kerzen einige Nächte hindurch der Kühle des Mondſcheins und dem Thau ausgeſetzt läßt. Die dritte, von jetzt gemeldeter in nichts unterſchieden, bringt auch in die hohlen Bäume ein ganz röthlichtes, weiches und leimichtes Wachs zuſammen. Die vierte würde man ihrer ganzen Bildung nach, für unſere Weſpen halten. Sie wohnt bey den Wurzeln der gröſten Bäume, in unterirdiſchen Höhlungen, wo ſie eine groſse Menge Honig zu ſammeln pflegt, welches ſehr flüßig, faſt goldfarb, und ſo lang es roh iſt, zwar ſüß, aber etwas ſäuerlicht iſt, und nicht weniger berauſchet, als ein guter Aepfelmoſt. Roh mag man es, ohne ſauer zu werden, nicht lang behalten, wohl aber, wenn es geſotten, und ſo iſt es auch der Geſundheit nicht ſchädlich, und bekommt durch das Sieden einen recht angenehmen Geſchmack. Dieſe Art von Bienen hat ein ſonderliches Wachs, weil es kohlſchwarz, und die Mühe, es weis zu machen, eben ſo, wie bey einem Mohren das Waſchen, verloren iſt. Auch aus dieſem laſſen ſich Kerzen und Wachsſtöcke machen, theils zum Haußgebrauche, theils in der Kirche bey Leichenbegängniſſen, oder wenn die Indianerinnen bey einigen andächtigen Umgängen mit brennenden Kerzen zu erſcheinen pflegen. Solche

Kerzen aber geben ein röthlicht dunkels Licht, ſamt einem widerwärtigen, pechartigen Rauche. Keine aus dieſen Bienen bauen ihre ordentlichen Kuchen nach Art der unſerigen; ihre beſondere Bauart zu beſchreiben, will ich mich weiter nicht einlaſſen. Dieſes ſchwarze Wachs iſt in gar keinem Werthe; das andere ſammeln die Indier als die beſte Waare, dagegen das höchſt nothwendige von Eiſenwerkzeuge, von einiger Kleidung, oder anderes nützliches Haußgeräthe einzuhandeln. In den Gotteshäuſern haben die Mißionarien ben gewöhnlichen Andachten nichts unterlaſſen, die Ehrfurcht gegen den Gottesdienſt, beſonders bey gröſsern Feyerlichkeiten, auch mit vielen wohl angebrachten Kerzen anzuflammen. Das noch übrige Wachs ſchickten ſie jährlich nach Quito, um dafür den zierlichern Kirchenputz, oder das benöthigte ihrer Neuglaubigen anzuſchaffen. Uebrigens hat man dort gar keine Spur von wahren Seidenwürmern, oder von andern einige Seide ſpinnenden Thierlein, und eben ſo wenig von der ſonſt bekannten Cochinilla.

VIII.

Von den unterirdiſchen Merkwürdigkeiten der Landſchaft von Maynas.

Das Land, welches gröſtentheils eine lautere Ebene iſt, und von jenem hohen Gebürge weit entlegen, welches zum Theil mit immerwähren-

dem

dem Schnee bedeckt, dem Königreiche Quito die erbärmlichſten Niederlagen und Verwüſtungen oft über den Hals wirft, wenigſtens unabläßlich androhet; dieſes Land, ſage ich, iſt nicht ſo ſicher vor dem Erdbeben, daß es nicht immerzu deren einige, wegen des Zuſammenhanges, zu leiden hätte. Der Cotopaxi, der Pichinche, der Antiſana, Tunguragua, Sinchulagua, Cayambe, Chimburazo ſind unter dem übrigen Gebürge gemeldten Reiches eben ſo viele hervorragende Rieſen, von deren gewaltigem Feuerſpeyen man ſchon öfters überzeugt worden. Welche ſchreckbare Umſtürze und Verheerungen das Erdbeben weit im Umkreiſe dieſer Berge auch in unſern Tagen angerichtet habe, hier anzuführen, wäre zu weitläuftig, und von meinem Gegenſtande allzu entfernet; denn es erſtreckt ſich eigentlich in die Länder, die ich zu beſchreiben habe, wenn es auch anderswo noch ſo grauſam wütet, nur ſelten, und iſt alsdann ſchon ſehr entkräftet in ſeinen Stöſſen und Erſchütterungen von ſeinem Mittelpunkte.

Eben dieſe Landſchaft in ihrem ganzen Umfange hat kein Gold, Silber, Edelgeſteine, oder andere koſtbare Reitzungen der Habſucht; und ſteht es dahin, ob ſie darüber mehr Bedauerung oder Glückwünſche verdiene. Im Falle, daß nur ein Anſchein ſolcher unterirdiſcher Schätze ſich merken ließe, würde gewiß das Land ſchon längſt mit Städten und ſpaniſchen Pflanzörtern beſetzt

ſeyn,

ſeyn, und man würde ſich auch mehr beeifert haben, die immer weiter vorgreifenden Einwohner von Parà, ſo lange es noch möglich war, ernſtlich abzuhalten. Nun aber, nachdem es eben darum in ſolche Geringſchätzung verfallen, iſt es freylich weniger aufgeklärt, aber eben deswegen auch ſo viel weniger von allem Unheile beläſtiget, deſſen eigentliche Mutter die unſinnige Habſucht iſt; und die Landskinder in ihrer Armut lebten dennoch in gröſter Zufriedenheit, frey von jenen ſo bittern Drückungen, denen anderswo die Indier nicht entgehen können. Einige dergleichen Wirkungen hat dieſes Land, wie ich ſchon angezeigt, zur Genüge erfahren, als ihr der gewaltſame Angrif wider die Xibaros aufgedrungen wurde, ein Angrif, den freylich nicht ein ſo reiner Religionseifer angerathen hat, daß nicht auch der Schimmer des dort verborgenen Goldes dabey manchem in die Augen gefallen wäre.

Bergſalz. Das einzige noch bekannte Mineral, das die Güte des Schöpfers dieſen Ländern vergönnet hat, beſteht in dem unerſchöpflichen Salze, welches theils bey Paranapuras, theils und meiſtens in den Bergen zwiſchen den Provinzen von Lamas und von Maynas ausgegraben wird, und von dreyerley Gattungen iſt. Bey Paranapuras findet man die Salzſteine ſchön weiß, wie Alabaſter, und einige auch roth; an den Ufern des obern Guallaga ſind ſie dunkelroth, meiſtens aber Aſchengrau. Sie mögen aber ſeyn, wie

ſie

ſie wollen, ſo geben ſie zermahlen, das ſchönſte, weiße und vollkommenſte Salz. Jährlich ſchickte man dahin aus jedem Dorfe einige Indier ab, die ſo viele Steine, als ſie nur wollten, allerſeits ungeſtört, ausgraben, und auf einem eben dort gebauten Floße nach Hauße bringen konnten, zu ihrem und der ganzen Gemeinde vielfältigen Gebrauche. Den annoch wilden Barbaren iſt der Gebrauch des Salzes ganz unbekannt; die angehenden Chriſten hat man geſucht daran zu gewöhnen, ſie brauchen es zwar ſchon zu ihren Speiſen, aber ſo, daß ſie es immerzu eben ſo gern entbehren. Noch iſt nicht aufgeklärt, wie weit ſich dieſe Salzgruben erſtrecken, die ſonſt gänzlich auſſer Acht und verlaſſen ſtehen, als in ſo weit ſie von der Nachbarſchaft, und den Völkern von Maynas betretten werden. Kundbar iſt, daß ſie auch jenſeits des Guallaga nach dem ſüdlichen Ufer des Chipurana, gegen den Manúaſluß weiter fortgehen, wo ein über andere weit hervorragender Berg, darum Cachi Urcu, der Salzberg genannt, wohl bekannt iſt. Eben ſo findet man auch Steinſalz genug in dem Striche Lands, welcher zwiſchen dem Maragnon und der Weſtſeite des Santyagoflußes läuft, dort aber will man ſelten ſolches aufſuchen, aus Beyſorge unter die wilden Xibaros zu verfallen. In allen dieſen Gegenden giebt es auch des Gypſes, das dort nur Cachi huañuſca, das iſt, abgeſtorben Salz, heißet, im Ueberfluße, wird aber nur

Vieles Gyps.

nur verworfen, weil man damit keine Nutzbarkeit zu ſchaffen weis.

Gefärbter Thon.

In andern Gegenden findet man gewiſſe Hügel voll des feineſten Thons, bald ſchneeweiß, bald gelb, ſonſt auch roth, oder auserleſen violfarb. Die Indier machen daraus keinen andern Gebrauch, als ihre Töpfe und mancherley Thongeſchirre zu malen. Man hat ſich damit auch beholfen, die Gotteshäuſer theils auszuweiſen, theils im Falle, daß ein der Sache kundiger bey Handen war, zu mehr Aufmunterung der Andacht, auch ſauber auszumalen.

Schöner Marmor.

An den Ufern der Seen und Bäche giebt es manche Perlenmuſchel, und ſehr ferne am obern Ucayale in einem anliegenden Gebürge, auch verſchiedene ſchöne Marmorſteine, die gewiß, wenn ſie nicht allerſeits auſſer der Möglichkeit, ſie anders wohin zu ſchaffen, geſetzt wären, hohen Werth finden möchten. Beyderſeits aber an den Maragnons Ufern, wo man weit und breit nicht einmal einen Stein zu ſehen bekommt, iſt auch von petrifizirten Seltenheiten gar nichts zu gedenken.

Keine Denkmäler des Alterthums

Eben ſo unnütz wäre es, ſchätzbare Denkmäler und Urkunden des Alterthums bey den Gräbern der Urahnen zu ſuchen. Der gemeinſte Brauch dieſer Völker in ihrer Barbarey war, mit einiger Verſchiedenheit des Gepränges, die Körper ihrer Verſtorbenen zu verbrennen; und wenn auch einige da und dort begraben wurden,

hat

hat nicht allein die Fäulung, ſondern auch die Gefräßigkeit der Ameiſen, die ſogar die Gebeine rein aufzehret, kein Denkmal übrig gelaſſen. In gewiſſen hohen Ufern, dort wo ſie durch einen reiſſenden Strom vom feſten Lande friſch abgeriſſen ſind, findet man viele Klaftern tief in der Erde mancherley Stücke der Töpfe und andern Thongeſchirrs, von ſeltſamer und ungezweifelt uralter Form vergraben, woraus man etwa muthmaſſen möchte, es müſten dieſe Gegenden ſchon vor der allgemeinen Sündfluth bevölkert geweſen ſeyn, weil ſonſt in reifer Erwegung aller Umſtände, ſich nicht muthmaſſen läſſet, wie ſolche Stücke ſo tief unter die Erde, in Gegenden, die dem Erdbeben gar nicht ausgeſetzt ſind, vergraben worden.

IX.

Was findet man ſeltſames im Waſſer?

Die vornehmſten Flüſſe, die ſich durch dieſe ſo weitläufigen Länder herum wälzen, habe ich ſchon oben, S. 97. entworfen; bin auch nicht geſonnen, von ihnen ein mehreres beyzuſetzen, oder mich mit dem Pöbel der mindern Flüſſe abzugeben, aus denen doch manche mit Ehre auftretten könnten, wenn ihr Anſehen durch ſo viele andere von Rieſenart, wie es ihrer in Amerika genug giebt, nicht verdunkelt würde. Seen aber von mancherley Größe findet man vorzüglich beyderſeits

ſeits an dem Maragnon, und Ucayale, aber auch anderswo in unglaublicher Menge. So viel mir bewuſt, haben alle unmittelbar durch eigene Canäle, oder durch unterlegte andere Seen, ihre Gemeinſchaft mit den Flüſſen, den Zuwachs des Waſſers, ſamt ihren unzähligen Fiſchen, wie es die Zeit erfordert, bald auszuſchütten, bald an ſich zu ziehen. Natürlich warme Badquellen giebt es entweder keine, oder ſchon mit kalten Waſſern vermiſcht.

Wir wollen jetzt von dem in Waſſer lebenden Thieren aus vielem etwas beybringen.

Vacca marina

Der Vorzug in dieſem Fache gebührt der Vacca marina, oder Waſſerkuhe (ſonſt auch Manaty) a) die man ſo zu nennen pflegt, wegen einiger Aehnlichkeit am Kopfe und Maule, wiewohl ſie weder Hörner noch äuſſerliche Ohren hat; denn an deren ſtatt hat ſie nur beyderſeits ein gar kleines Löchlein, welches ſie nach Belieben mit einem angemeſſenen klappenartigen Bälglein ganz eben zuſchlieſt. Ihre Augen ſind gleichfalls überaus klein. Die Hinterfüſſe ſind in einem horizontal liegenden Schwanz zuſammen gewachſen, daher es nie ans Land treten kann; von den Schultern gehen ihr zween kurze Arme, wie kleine Ruder hervor. Sie ſchwimmt gegen die Ufer der Seen und Flüſſe, ſtreckt

a) *Cluſ. L. VI. Cap.* 18. *pag.* 132. Trichecus Manatus. *Linn.*

ſtreckt ſo viel, als nöthig, den Kopf aus dem Waſſer heraus, und weidet ordentlich unter dem dort ſchwimmenden Gamalote oder Moos, das ihre einzige Nahrung iſt. Sonſt iſt ſie auch immerzu die Naſe hervor zu ſtrecken, genöthiget, um Luft zu ſchöpfen, die ſie nicht, wie andere Fiſche, gar zu lang unter dem Waſſer entbehren kann. In der Begattung legt ſich das Weibchen auf den Rücken. Sie trägt ihr einziges (wenn ich ſo ſagen ſoll) Kälblein im Leibe bis zur Geburt, und ſäugt es nachmals ordentlich mit Milch aus ihren Eyſern, die ihr die vorſichtig Natur unter den gemeldten Armen, gerade in der Beugung (um das Kälblein füglich an ſich drücken zu können) angemeſſen hat. Die Bildung ihres Leibes, der wohl vier Ellen an der Länge und eine im Durchſchnitte der Breite haben mag, iſt faſt wie eines Schifleins; zum Steuerruder dient ihr der in die Rundung weit ausgebreitete Schwanz, welcher auch, wenn er wohl geſotten, ſehr köſtlich zu eſſen iſt. Die ganze Vacca marina iſt durchaus ohne ein Härlein, oder Schuppen, mit einer ganz glatten, fingerdicken Haut bedeckt, von aſchenbläulichter Farbe, mit einigen weißen großen Flecken hin und her geſprenkelt. Von ſolcher Haut, weil ſie ungemein hart, macht man keinen andern Gebrauch, als daß man immerzu daraus rund herum ſtarke Stricke ſchneidet, die zwar auch aus Mangel der Beugſamkeit nicht ſehr dienlich ſind. Das Fleiſch, welches häufiger

daran iſt, als man glauben möchte, hat gar nichts fiſchartiges; es iſt von Geſchmacke wie ein fettes Kalb, oder vielmehr Schweinefleiſch, ſogar auch an einigen Theilen mit Specke unterſetzt. Für längere Zeit aufzubehalten, ſalzt man es ein, oder theilt es in kleine Stücke, und läßt ſie in ihrem eigenen Fette wohl abröſten; alsdann legt man ſolche Stücke in einen großen Topf zuſammen, gießt das Fett darüber, und wenn mit ſelbigem das Fleiſch wohl bedecket iſt, kann es ein halbes Jahr lang aufbehalten werden, beſonders auf einer langen Reiſe, um allezeit einen wohlgeſchmacken, und faſt ſchon zugerichteten Braten an der Hand zu haben. Die Rippen ſind wie Elfenbein, ſchön weiß, und könnten gedrechſelt oder geſchnitzet, unter den Händen eines erfahrnen Künſtlers viele ſchätzbare Dienſte leiſten. Einen beinernen Knochen, in Größe einer Nuß, hat die Vacca marina am Genicke, von welchem vorgegeben wird, man habe ihn, zu Auflöſung und Vertreibung der Nieren- und Blaſenſteine, zu Pulver geſtoßen, ſehr nützlich befunden. Zur Zeit als der Maragnon hoch angewachſen daher kommt, werden jährlich dieſer Waſſerkühe viele hunderte gefangen, und iſt gewiß die Art wohl ausgedacht und recht ſonderbar, mit welcher ſich ein einziger Indier, nur mit Beyhülfe eines Knabens, dieſes ungeheuern Thieres zu bemächtigen anſchicket. An einem Ufer, wo er Spuren findet, daß eine Vacca marina im Mooße un-

längſt

ſt geweidet habe, ſtreift er in ſeinem Schif,
ſo lang herum, bis ſie zum Freſſen den Kopf
n läßt. Er eilt ihr in gröſter Stille bis
einen Steinwurf in die Nähe zu kommen,
er ihr ſofort mit ſeinem Wurfpfeile recht
lich den Streich zu verſetzen weis. Dieſer
nn ſpannlange Pfeil iſt von Eiſen, zweyſchnei
zugeſchliffen, rückwärts mit einer Höhlung,
welcher er an eine zugeſpitzte Stange ange
t iſt. Dieſer Pfeil iſt ſinnreich an das En
ines viele Klaftern langen Stieles angefügt,
deſſen anderm Ende iſt ein Stück eines
ſchwimmen überaus geneigten Holzes feſt
nden. So bald nun das Thier vom gewor
n Pfeile getroffen iſt, ſtürzt es ſich plötzlich
ie Tiefe des Waſſers; weil aber indeſſen das
eldete Schwimmholz in die Höhe kommt,
es auch von der Stelle ſehr weit fortgeriſ
par, eilt ihm der Indier mit ſeinem Schif
zu, fängt es, und zieht zugleich das daran
ende Seil, und ſamt ihm die am andern
, vermög des Wurfpfeils hangende Waſ
h nach und nach gegen ſich, bis er ſie an
Oberfläche des Waſſers gebracht: da hat er
zwey kleine Stäblein in Bereitſchaft, ihr
t in aller Eile beyde Naſenlöcher zu verſto
, und ſie hiemit zu erſticken, oder doch ge
g abzumatten. Der Knabe, der indeſſen,
Schiflein in die gehörigen Stellungen zu
en, mit rudern ſeine Meiſterſtücke machen

durch den ganzen Wurf einzig mit der rechten Hand machen, die linke aber indeſſen zum Rudern, oder das Schiflein zu leiten, frey bleibt. Immerzu bedienen ſie ſich der Barbaſcowurzel, *) welche ſie wohl abgeklopft, und in Büſchlein gebunden, in einem Sumpfe der Bächlein öfters auswaſchen. Das mit dieſem Safte vergiftete Waſſer berauſcht die darinn befindlichen Fiſchlein, zwingt ſie in die Höhe zu kommen, und ſich mit Fiſchreuſen, oder auch mit freyer Hand fangen zu laſſen. Nichts aber iſt kurzweiliger anzuſehen, als eine mit ſolchem Barbaſco gemeinſchäftlich angeſtellte Fiſcherey in einem der kleinern Ströme, oder in einem mittelmäßigen See. Um in ſolchen Strömen den Fiſchen das Ausreiſen zu ſperren, vermachen ſie den Rinnſaal oben und unten mit gewiſſen, von einem Ufer an das andere geflochtenen Gittern; alsdann vergiften ſie von obenher das Waſſer mit ſattſamen Barbaſcoſafte, welcher ſo, wie er weiter abwärts rinnt, gar bald ſich durch einen weiten Strich ausbreitet, alle zwiſchen beyden Gittern eingeſperrte Fiſche berauſchet, in die Höhe treibt, und dem an beyden Ufern ausgetheilten Volke mit einem reichlichen Fange die Hände voll zu thun giebt. Die Fiſcherey in einem See erfordert

a) Verbaſcum; Jacquinia armillaris *Loeflingii*, pag. 237. Ulloa Reiſe, S. 152. Nachrichten von Amerika, I. Theil, S. 260. M.

e halbgewachsene Charapa hat nicht ih-
gleichen; denn an Zartheit giebt sie ei-
n Capaune wenig nach, übertrift ihn auch an
te und Niedlichkeit. Zu allen Jahrszeiten
d ihrer eine Menge, meistens in Seen, ge-
gen, mit von Ferne abgeschossenen Wurfpfei-
. Es sind hierinn die meisten Indier von Ju-
d auf so wohl geübt, daß ihnen der Wurf sel-
fehl geht. Die gröſten Niederlagen aber
en sie auszuhalten, wenn sie, um ihre Eyer
legen, von den Seen in die gröſsern Flüs-
übersetzen, und sich schaarenweise um die
ern Sandufer herum zusammengerottet haben,
: zum Anländen anständige Gegend auszuse-
. Um die nämliche Zeit, ordentlich gegen
Vollmond des Weinmonats, streifen auch die
dier hin und her um solche Sandbänke ausge-
lt, um auszukundschaften, wo etwann die
hildkröten auszusteigen gesinnt wären, und sez-
sich dazu in Verfassung. Sie bleiben in ih-
Hinterhalte ganz still, bis die ganze Schaar,
ie gewöhnlich, bey nächtlichem Mondlichte, auf
hal) ausgetretten ist; alsdann da sie alle mit
m Eyerlegen bestens beschäftigt sind, machen
Indier, nach dem Rande des Flusses her aus-
eilt, ihren Angrif, ihnen die Flucht in das
sser abzuschneiden, und verabsäumen nicht, so
e Schildkröten, als möglich, in aller Eile
: den Rücken zu werfen. Denn hiemit allein
sie schon gefangen, weil sie so im Sande lie-

gend, ſich umzuwälzen, und wieder herzuſtellen nicht fähig ſind. Da würde man eine dergleichen Sandbank mit großen Steinen gepflaſtert zu ſeyn glauben, und obſchon wenige Perſonen es nicht ganz verwehren können, daß ihnen nicht viele entwiſchen, ſo fangen doch auf ſolche Art immerzu nur ſechs Indier in wenigen Minuten wohl mehr als fünfhundert. Solche bringt man ſodann ins Dorf, und behält ſie für die das Jahr hindurch aufſtoßende Noth, in einem dazu bereiteten und umzäunten Weiher. Eben auf dieſen Ausfall zum Eyerlegen paſſen anderswo auch die Tiger, und ſtreifen um ſolche Zeit zahlreicher an den Ufern herum. Doch dem ungeachtet ſind noch viele Sandbänke, wo die Schildkröten ganz ungehindert ihre Arbeit vollbringen, und eine erſtaunliche Menge eingegrabener Eyer zum Raube und vielfältigem Gebrauche hinterlaſſen. Eine allein legt deren gegen hundert, in Größe wie die Hennenеyer, ſchön weiß, aber ganz rund, auch nicht von gebrechlicher Schale, ſonſt ſehr wohlgeſchmack. Die Indier ſäumen ſich nicht, ſie auszugraben, und bringen ihrer mit leichter Mühe große Haufen zuſammen; ſo viel der Bauch tragen mag, freſſen ſie gekocht auf der Stelle, mit andern füllen ſie viele Körbe an, um ſie mit dazwiſchen geſtreutem Salze auf einige Tage aufzubehalten, andere dörren ſie mit ſachtem Feuer und Rauche. Man macht auch aus dieſen Eyerdottern nicht wenige Eimer eines treffli-

chen

l Oels, ohne andere Mühe, als daß man
ße Haufen davon zuſammenbringt, das Häut-
aufreißet, den Dotter insgeſamt in ein
ßlein ausläßt, und ſo in der Sonnenhitze ein
ig ſtehen läßt. Dieſe zieht gar bald ein gold-
iges Oel in die Höhe; dieſes wird mit Mu-
n abgeſchöpft, mit einem Sud von der Un-
erkeit gereinigt, und leiſtet nachmals das
r hindurch zum Kochen ſowohl, als zur Be-
ytung in den Kirchen und zu Hauſe, vielfa-
Dienſt. Aber hiemit noch nicht genug von
Niederlagen, welche das Schildkrötengeſchlecht
lich zu erleiden hat. Nach Verlauf etwann
s Monats findet man dennoch ſo vielen Nach-
ungen zu Troß, in ſolchen Sandbänken eine
laubliche Menge der ſchon friſch ausgebrüte-
Schildkrötchen. Sehr kurzweilig iſt es an-
ſehen, mit was für eiferiger Begierde Kinder
hl als Erwachſene, das Anländen an die Ufer
n erwarten können, die Löcher ſolcher Bruten
nſuchen, und in ihre netzartigen Säcke viele
erte ſolcher jungen Schildkrötchen einzufaſſen.
n wenn ſie auch ſchon von der Eyerſchalen aus-
laſſen, bleiben ſie doch noch einige Zeit im
de eingegraben, um etwas mehr indeſſen an-
chſen, bis das Bröcklein Dotter ganz aufge-
t iſt, welches ihnen auch nach vollſtändiger
ung, und Erlöſung aus der Schale, indeſ-
ur Nahrung noch am Nabel anklebend geblie-
iſt. Sie ſind in Größe eines halben Apfels,

Körpers, und ihrer insgemein leicht geſchreckigen Feigheit, theils weil die Indier ſich immer wohl in acht zu nehmen wiſſen, und ſich fleißig hüten, an ſolchen gefährlichen Ufern entweder zu baden, wie ſie ſonſt oft pflegen, oder auch das Mittag- oder Nachtlager aufzuſchlagen. In vielfältigen und weiten Reiſen war es mir immerzu unumgänglich, in ſolchen Gegenden zu übernachten; und es geſchah einſt in der That, daß ein Krokodil ganz nahe zu meiner Geleitſchaft, die da auf dem Sande ſchlafend herum lag, hin geſchlichen kam. Die göttliche Obhut aber wollte, daß zum Glücke ein und anderer Indier erwachte, das Mordthier mit brennenden Scheitern und Erweckung der Gefährten, in die Flucht zu jagen. Auf einer ſolchen Reiſe, als ich, wilde Völker aufzuſuchen, in einem ganz unbekannten Strome einſtens von der ſpaten Nacht überfallen wurde, nirgends anländen konnte, und weiter aufwärts im Finſtern fahren muſte; fand ich mich plötzlich ſamt der ganzen zahlreichen Geleitſchaft mit einer Schaar von Krokodilen umrungen. Die Mordthiere waren wider ihre Gewohnheit unerſchrocken und grimmig. Es half kein Getöß und Herumſchlagen mit Rudern und Stangen. Die Gefahr kam aufs äuſſerſte, daß nicht einige der armen Indier in der Finſterniß ihnen zur Beute würden. Zum Glücke war noch Zeit, Feuer zu ſchlagen, und in aller Eile einige Pechfackeln anzuzünden. Der Gedanke war heilſam, und

vom

gelhaken, bald und insgemein mit gewiſſen Wurfpfeilen. Die ganze Einrichtung dieſer Pfeile iſt witziger ausgedacht, als man es von einem Indier erwarten möchte. Huächi nennt man gewiſſe ganz gerade Röhrlein, aus welchen, ſchon ſonſt beſagter maſſen, die Völker von Maynas auch ihre Lanzen zu machen pflegen. Zum fiſchen haben ſie ſelbige eigentlich ſo zugerichtet, daß ſie die eiſerne pfeilartige Spitze zwar feſt anſtekken, ſie macht ſich aber nach vollbrachtem Wurfe davon loß, und bleibt dennoch, mittels einer vorhin herum gewundenen Schnur, an dem Röhrlein hangen. Der Pfeil würde ſamt dem angeſchoſſenen Fiſche zu Grunde und verlohren gehen, wenn es nicht von dem zum ſchwimmen höchſt geneigten Röhrlein (welches noch überdiß gleich nach dem Schuſſe ſich gegen den Horizont legt) ſamt dem daran hangenden Fiſche in die Höhe gezogen würde. Sobald nun der Fiſcher ſein Röhrlein auf der Fläche des Waſſers erſieht, eilt er mit ſeinem Schiflein dahin, fängt es auf, und zieht langſam den Fiſch, wenn er auch ſchon ſehr groß iſt, an den Rand des Schifleins, ihn nach Belieben zu erſchlagen. Solche Pfeile zu ſchieſſen haben ſie eine recht ausnehmende Fertigkeit, und ihre beſondere, ganz einfache, aber wohl ausgedachte Werkzeuge, Eſtolica genannt, von denen ich ſchon anderswo geredet habe. Die Eſtolica trägt ſo weit, als ein Schießbogen, und iſt ihnen darum noch weit bequemer, weil ſie da-

durch den ganzen Wurf einzig mit der rechten Hand machen, die linke aber indeſſen zum Rudern, oder das Schiflein zu leiten, frey bleibt. Immerzu bedienen ſie ſich der Barbaſcowurzel, *) welche ſie wohl abgeklopft, und in Büſchlein gebunden, in einem Sumpfe der Bächlein öfters auswaſchen. Das mit dieſem Safte vergiftete Waſſer berauſcht die darinn befindlichen Fiſchlein, zwingt ſie in die Höhe zu kommen, und ſich mit Fiſchreuſen, oder auch mit freyer Hand fangen zu laſſen. Nichts aber iſt kurzweiliger anzuſehen, als eine mit ſolchem Barbaſco gemeinſchäftlich angeſtellte Fiſcherey in einem der kleinern Ströme, oder in einem mittelmäßigen See. Um in ſolchen Strömen den Fiſchen das Ausreiſen zu ſperren, vermachen ſie den Rinnſaal oben und unten mit gewiſſen, von einem Ufer an das andere geflochtenen Gittern; alsdann vergiften ſie von obenher das Waſſer mit ſattſamen Barbaſcoſafte, welcher ſo, wie er weiter abwärts rinnt, gar bald ſich durch einen weiten Strich ausbreitet, alle zwiſchen beyden Gittern eingeſperrte Fiſche berauſchet, in die Höhe treibt, und dem an beyden Ufern ausgetheilten Volke mit einem reichlichen Fange die Hände voll zu thun giebt. Die Fiſcherey in einem See erfordert

a) Verbaſcum; Jacquinia armillaris *Loefflingii*, pag. 237. Ullòa Reiſe, S. 152. Nachrichten von Amerika, I. Theil, S. 260. M.

bert freylich mehr Barbaſco, iſt aber auch um ſo reichlicher, beſonders an großen Fiſchen. Wenn alſo die zulänglichen Zentner ſolcher Wurzeln aufgebracht ſind, macht ſich alles Volk, groß und klein, was nur in den Schiflein Platz findet, nach dem beſtimmten See auf den Weg; und ſchon dort würde man mit Luſt alles im gröſten Eifer, und nach Kräften mit hundert Sorgen und Zurüſtungen zu einem herrlichen Fange beſchäftiget finden, einige für ſich und ihre Familie einen guten Platz am Ufer zuzurichten, ihre Sachen dahin zu bringen, das Brennholz, den Heerd nach Wunſch herzuſtellen, andere das Barbaſco wohl abzuklopfen, andere die Schiflein, ſo viel ihrer nur möglich aufzubringen waren, durch den Wald in den See hinein zu ſchleppen. Und wenn alles berichtiget iſt, theilen ſich die Schiflein, ein jedes mit ſeinem Buſche Barbaſco, durch den See nach der Breite aus, durchſtreifen ſelbigen in gleichem Glied ein und andersmal auf und ab, das Barbaſco immer eintauchend und auswaſchend. Indeſſen ſieht man ſchon hin und her eine Menge Fiſche, durch den widrigen Geruch aufgebracht, in die Höhe ſpringen; von mittelmäßiger Gattung kommt gar bald eine ſolche Menge, in tödtliche Ohnmacht verſetzt, an die Fläche des Waſſers, daß den Indiern die Hände nicht zulangen, ſelbige zu ſchießen und einzubringen. Indem das Ufer hin und her mit verſchiedenen Haushaltungen beſetzt iſt, wo die

Weis

Körpers, und ihrer insgemein leicht geſchreckigen Feigheit, theils weil die Indier ſich immer wohl in acht zu nehmen wiſſen, und ſich fleißig hüten, an ſolchen gefährlichen Ufern entweder zu baden, wie ſie ſonſt oft pflegen, oder auch das Mittag- oder Nachtlager aufzuſchlagen. In vielfältigen und weiten Reiſen war es mir immerzu unumgänglich, in ſolchen Gegenden zu übernachten; und es geſchah einſt in der That, daß ein Krokodil ganz nahe zu meiner Geleitſchaft, die da auf dem Sande ſchlafend herum lag, hin geſchlichen kam. Die göttliche Obhut aber wollte, daß zum Glücke ein und anderer Indier erwachte, das Mordthier mit brennenden Scheitern und Erweckung der Gefährten, in die Flucht zu jagen. Auf einer ſolchen Reiſe, als ich, wilde Völker aufzuſuchen, in einem ganz unbekannten Strome einſtens von der ſpaten Nacht überfallen wurde, nirgends anländen konnte, und weiter aufwärts im Finſtern fahren muſte; fand ich mich plötzlich ſamt der ganzen zahlreichen Geleitſchaft mit einer Schaar von Krokodilen umrungen. Die Mordthiere waren wider ihre Gewohnheit unerſchrocken und grimmig. Es half kein Getöß und Herumſchlagen mit Rudern und Stangen. Die Gefahr kam aufs äuſſerſte, daß nicht einige der armen Indier in der Finſterniß ihnen zur Beute würden. Zum Glücke war noch Zeit, Feuer zu ſchlagen, und in aller Eile einige Pechfackeln anzuzünden. Der Gedanke war heilſam, und

vom

vom Schimmer giengen die Beſtien endlich flüchtig; die Leute aber fanden ſich nachmals alle, ohne weiterm Schaden, (welcher leicht zu verſchmerzen war) als einige Ruder abgeſchlagen, oder verloren zu haben. Mit Feuergewehr auf ein Krokodil zu ſchießen, iſt faſt umſonſt, weil es am ganzen Leibe mit ſehr harten Schuppen gepanzert, und die Kugel blos im Auge, oder unter den Achſeln, eindringen kann.

Der ſogenannte Yacu puma, oder Waſſerwolf *) gehört auch unter die Raubthiere; weil man ihn aber leicht anderswo beſchrieben findet, will ich mich mit ihm nicht aufhalten. Waſſerwölfe.

Man findet auch, obſchon ſelten, einige fliegende Fiſche, ſo wie ſie ſonſt öfter im Meere zum Vorſchein kommen. Tiburones aber, oder wie andere ſagen, Delphinen, (deren man zwar da keine fängt) laſſen ſich in allen tiefen Seen, wie auch im Maragnon, Ucayale, und anderswo zur Genüge ſehen. Fliegende Fiſche

Eine eßbare Gattung ſehr großer Aale giebt es, welche, wenn man ſie angreift, die Glieder nicht nur auf lange Zeit zitternd, ſondern auch faſt lahm machen. **) Zitteraale.

Andere gleichfalls eßbare Fiſche, aber von ungemeiner Bildung, nennt man Raya. ***) Raya.

Sie

*) Anarrhichas Lupus *Linn.*

**) Gymnotus electricus *Linn.* M.

***) Raja paſtinaca *Linn.* Pfeilſchwanz. M.

Sie ſind wie der Rand eines groſſen Hutes, ganz dünn in die Rundung ausgebreitet. Ihr Leib iſt in der Mitte etwas erhöht. Sie haben ein gar kleines Köpflein, und einen ſcorpionartigen Schwanz, ſamt einem ſo giftigen Stachel, daß ein damit gehackter Indier oft in Gefahr ſteht, das Leben einzubüſſen; wenigſtens hat er unter den bitterſten Schmerzen an einem immer weiter greifenden Geſchwäre lang und viel zu leiden.

Pánia. So iſt auch die ſogenannte Pánia ein zwar eßbares, doch den Indiern fürchterliches Fiſchlein. Sie hat ein ſehr ſcharfes Gebiß, ſamt ungemeiner Begierde nach Blut, und müſſen die Indier immer, beſonders im baden, wohl auf der Hut ſeyn, um nicht plözlich von einer Pania gebiſſen zu werden, und noch dazu ein Stückchen Fleiſch zu verlieren, das ſie augenblicklich abreiſet.

Canéro Canéro iſt auch ein blutgieriges Fiſchchen, welches, wo es nur eine Oefnung findet, in den Leib eines unvorſichtig badenden unvermerkt hineindringt, wo es mit unglaublicher Geſchwindigkeit im Fleiſche eine groſſe Höhlung ausbeißt, und wenn man einem ſolchen Menſchen beyzuſpringen verſäumet, iſt er des Todes. Man giebt ihm alſobald den Vituſaft zu trinken, dieſer treibt das Thierlein bald aus dem angefreſſenen Leibe hinaus.

Unter

*) Ulloa Nachrichten I Th. S. 261. ff.

Unter den eßbaren Fiſchen iſt einer vielleicht der allerſchmackhafteſte, den man darum dort nicht anders als Rumi-Challua *), den Steinfiſch, nennt, weil er im Kopfe anſtatt des Gehirns, zwey ſchöne weiſſe Steinlein hat, in Gröſſe eines Mandelkerns. Dieſe Steinlein, wenn ſie anderswo bekannt wären, möchten hoch zu ſchätzen ſeyn, als ein bewärthes Mittel wider die Harnwinde. Man vermahlt ſie zu feinem Pulver, und nimmt von ſelbem (in Schwere eines Pfefferkorns) mit wenig Waſſer aufgelöſt, da es dann dem Harngange gar bald eine Oefnung macht. Rumi-Challua.

X.

Von der Lebensart und Nahrung der Völker von Maynas; von ihrer Fortpflanzung, und gemeinern Krankheiten.

Bis hieher hat ſich ſchon gezeigt, daß die Einwohner dieſer Landſchaft meiſtens von Jagd und Fiſcherey leben. Beyde aber, wenn ſie auch immerzu reichlich ſind, mögen ſo anhaltend nicht ſeyn, daß es nicht nöthig wäre, viele Tage des Jahrs nur mit dem Platanus, der Yuca, dem Maiz, geſotten oder gebraten, ja wohl auch lediglich mit ihrem vielfältigen Getränke durchzubringen. Denn der Bezirk der Dörfer, wo er immer von einigen Leuten betreten wird, giebt ihnen gar ſelten und ungewiß ein Wild in die Hände; ſo

Freund

*) Ulloa Nachrichten I. Th. S. 261. M.

Ferne aber von etnigen Meilen ſolches aufzuſuchen, fällt ihnen oft unmöglich, oder ſehr beſchwerlich, bald weil ſie anderswo, zu Hauſe oder im Felde, nothwendige Arbeit haben, bald wegen widriger Geſundheit oder Witterung, bald aus Mangel genugſamer Schifflein, u. ſ. w. So unmäßig insgemein die Gefräßigkeit der Indier bey vorfallender Gelegenheit iſt, eben ſo wiſſen ſie auch in widrigen Fällen viele Tage des Fleiſches und der Fiſche zu entbehren, begnügt mit ihren einzigen Früchten, und Getränke, welches ſchon ſo beſchaffen iſt, daß es für ſich allein zulänglich wäre, zugleich Durſt und Hunger zu ſtillen. Zu Mittage oder ſonſt ordentlich zu ſpeiſen, haben ſie durchaus keine Gewohnheit, und auch keinen Begrif; ſondern eſſen einzelweiſe, zu welcher Stunde es ſie gelüſtet, oder ihnen etwas zu Händen kömmt. Meiſtens aber, bevor ſie vom Hauſe gehen, frühſtücken ſie doch einen gebratenen Platanus oder Yuca, oder eine Schale voll ihres Getränkes, nehmen auch einen Klumpen davon mit ſich auf den Weg, ihn unter Tags bey einem Bächlein trinkbar zu machen. Ihr Abendmahl nehmen ſie zu ungewiſſer Stunde, wenn ſie nämlich frühe oder ſpät Abends, von Ferne zu Hauſe kommen, ohne ſich um eine andere Zubereitung der Speiſen zu bekümmern, als wie ſie nur am leichteſten und kürzeſten ſeyn mag. Ihr Heerd iſt der ebene Fußboden des Hauſes, und beſteht blos aus drey Thonklumpen, oder auch umgeſtürz-

ten

ten Töpfen, darauf den Topf ſelbſt zum kochen ſicher zu ſtellen, und ſeitwärts unterzuheizen. Fleiſch oder Fiſche vorher ſauber abzuwaſchen, iſt meiſtens der Weiber mindeſte Sorge; und wenn es ein, oder das anderemal aufgeſotten hat, werfen ſie doch etwann ein Bröckchen Salzes, mit einem oder andern Uchu, oder Pfeffer, in den Topf, ſetzen ihn zur Seite, und mithin iſt auch nicht nur des Kochens ſchon genug, ſondern auch zugleich die Tafel gedeckt und aufgetragen. Denn weil man dort, auſſer einem oder anderm Hauſe der vornehmſten Indier, nirgends einen Tiſch finden würde, pflegt man ſich zum eſſen nur auf ebener Erde um den Topf herum zu ſetzen, einige über eine aus Palmzweigen geflochtene Decke, andere auf ganz niedern Bänkchen, mit kreuzweiſe untergeſchlagenen Füßen. Die Weiber pflegen bey Abgange eines Bänkchen die Füße rückwärts übereinander zu ſchlagen, und ſo auf ihren Ferſen zu ſitzen, die Männer, beſonders Barbaren, haben zum ſitzen noch eine andere Stellung, die ſie Cuclilias heiſſen, mit beyden aufrecht geſtellten Schienbeinen ſetzen ſie die Bruſt an die Knie, und hocken ſo wie die Fröſche, um den Topf herum. Gabel oder Löffel hat überhaupt bey ihnen keinen Dienſt; denn dieſen vertreten ganz allein die Finger. Und in der That zu was wäre ihnen ein Löffel nütze, da ſie nichts von einer Suppe wiſſen? Einige beſſer aufgeklärte, und ſchon auf die Sauberkeit im kochen etwas gewöhnte Weiber, ma-

chen zwar immerzu auch ein Gericht von Suppe, ſetzen es aber meiſtens nur in einer Schüſſel vor, aus welcher ſie, einer nach dem andern, trinken mögen. Giebt es etwann eine Charapa, ſo vertritt eben ihre obere Schale die Stelle des Topfes, das Eingeweide ſamt dem Blute, und einigen Fleiſchbrocken darinn zu kochen; man untermiſcht noch etwas von Yucamehl, ſamt einigen Brocken von wohl zeitigem Platanus, läßt alles verſieden, und in der That iſt es ein ſchmackhaftes Gerichte, weil es eben von der mitgebratenen Schale einen anſtändigen Geruch bekömmt. Das Fleiſch oder die gröſſern Fiſche alſogleich, oder nach und nach zu ſpeiſſen, braten ſie es insgemein auf ſolche Art. Ueber vier in die Erde geſchlagene Stützen bauen ſie aus Röhren oder Prügeln einen zulänglichen Roſt, machen ſachtes Feuer darunter, und röſten die darauf liegenden Stücke, die ſie dann und wann umwenden, bis es genug iſt, wenn auch immerzu das Feuer den Roſt ſelbſt ergreifen ſollte. So halb gebraten und halb geräuchert, mag das Fleiſch ſechs bis acht Tage aufbehalten werden, wenn man ihm nur den Rauch faſt niemals ganz abgehen läßt; denn ſonſt, es möge gebraten oder geſotten ſeyn, braucht alles gar nicht viele Stunden, in dieſer Witterung zu verderben. Aber eben hieraus iſt leicht zu erachten, wie alles müſſe ohne Kraft und Saft ausgedörret werden, was auf ſolche Weiſe über drey Tage aufbehalten wird. Was ſie an Fleiſch oder Fiſchen überflüſſi-

ges

ges haben, ſind ſie nicht geneigt, einzuſalzen, theils weil ihnen das geſalzene Weſen nicht ſchmekken will, theils weil es ihrer Geſundheit, beſonders nicht ſattſam ausgewäſſert, wie es ihre Hinläßigkeit mitbringt, nicht wohl gedeyet. Kleinere Fiſchlein binden ſie gerne in gewiſſe Blätter ein, ſtecken ſie ſo, ohne weitere Zurichtung unter die glüende Aſche, und heiſſen die ſo gedünſte Speiſe Pataraſea. Zu Hauſe pflegen ſie ein ſachtes Feuer faſt immer auf dem Heerde zu erhalten; auswärts ſchlagen ſie es nach Belieben mit ihrem Feuerzeuge. Die chriſtlichen Indier ſind ſchon alle mit ihrem Stahle verſehen, ohne den ſie nicht leicht irgend wohin gehen; doch im widrigen Falle wiſſen ſie auch blos aus Eingebung der Natur ohne allen Feuerſtahl ſich zu helfen. Sie ſehen ſich um zwey Stücke dürres Holzes um, eines von harter Gattung, das andere von weicher; das harte ſpitzen ſie zu, und bohren damit im weichern eine Grube, legen in dieſe ein wenig Baumwolle, oder von einer andern wollichten Art Zunders, die zum Feuerfangen ſehr geneigt, aus gewiſſen Ameiſenneſtern aufgebracht wird, oder auch, in Ermangelung eines und des andern, legen ſie in ſolche Höhlung einige dürre Blätter, und fahren darüber mit dem Bohren ſo lange fort, bis es von Anreibung beyder Hölzer Feuer giebt.

Getränke. Das Getränke, um welches alle dieſe Völker ſich mehr, als um die Speiſe, bekümmern, wird auf mancherley Art von allerhand Früchten zubereitet.

Maſſato. Maſſato iſt das gemeinere. Einen beliebigen Haufen der Yucawurzeln, ſauber von der Schale ausgelößt, ſiedet man in einem ungeheuern Topfe nicht gar zu weich; ſolche und alles andere zu zermahlen iſt ſchon jede Haushaltung mit ihrer Cotàna verſehen, welche ein nothwendiger Hausrath der Weiber iſt, wie ein aus hartem Holze in die halbe Rundung ausgehohlter Trog, ſamt einem eigentlich dazu beſtimmten Werkzeuge von beſonderer Bildung, den ich einen Stöſſel nennen könnte. In ſolcher Cotana zermahlen die Weiber dieſe Yucawurzeln zu einem Teige, indeſſen aber kauen ſie von ſelben immer ein Maul voll nach dem andern, ſpeyen es allemal in ein Schüſſelchen zuſammen, und wenn der ganze Haufe ſchon wohl zermahlen iſt, ſchütten ſie das gekäute anſtatt des Sauerteiges darunter, vermiſchen alles wohl miteinander, füllen damit einen ihrer ſauberſten Töpfe, und bedecken ihn gut mit anſtändigen breiten Blättern, damit das Muß oder der Teig nicht herausdämpfen möge. So wird er ungeſtört, bis etwann am dritten Tage, in der Gährung gelaſſen, und bekömmt hiemit ſamt einer ſäuerlichen Süße, ſeinen lieblichen Geruch, welcher von etwann beygemiſchten Camote, oder auch Papawurzeln noch angenehmer wird. So oft

oft als ein Fremder oder Hausgenoſſe mit Getränke zu bedienen iſt, faßt man eine Handvoll ſolches Mußes in eine Trinkſchale oder Pate heraus, ſchüttet zulängliches Waſſer darein, rührt es mit freyer Hand wohl untereinander, und verehrt es alsdann dem Durſtigen, der es mit Willkomm und Luſt zu ſich nimmt, ohne den mindeſten Eckel, oder ſich viel aufzuhalten, wenn ihm auch im Trinken manche Brocken, oder ein dem alten Mütterchen im Kauen entfallener Zahn zu Munde käme. Das Maſſato von der einzigen Yuca iſt ganz Milchfarb, mit vermiſchter Papa wird es violblau, und ſchmeckt allen recht treflich, denen das erforderliche Kauen ganz unbewußt, oder doch nicht eckelhaft iſt. Am dritten Tage der Gährung iſt es unſchuldig, den vierten und fünften berauſcht es, den ſechſten und ſo weiter, wird es ſauer und unbrauchbar. *)

*) Die Inſulaner von Otaheiti haben ein ähnliches Getränke, das ſie aus den Wurzeln der Kava (einer Art Pfeffers) bereiten, und eben ſo zurichten, wie die Indianer ihren Maſſato. Die Vornehmern trinken es des Vormittags oft ſiebenmal. Aber dieſes Kavagetränk iſt ſo unangenehm zu trinken, daß die meiſten dabey das Geſicht verziehen. A Voyage to the Pacific Ocean. Performed under the Direction of Captains *Cook*, *Clerke*, and *Gore*, in his Majeſty's Ships, the Reſolution, and Diſcovery, in 1776, 1777, 1778, 1779, and 1780. London, 1784. 4.

Chabu-raſſa. Wenn das Getränke ſich auf längere Zeit aufbehalten laſſen ſoll, hat man eine andere Art, es aus der Yuca zu bereiten; man nennt es Chabu-raſſa. Es berauſchet ſtärker, als das Maſſato. Faſt auf die nämliche Art, wie aus der Yuca, bereiten ſie ein anders Getränke aus der Chontafrucht. Es iſt die angenehmſte Labung aller Indier, ſchön goldfarb, ſehr ſchmackhaft, dicht und nährend; ſie macht aber auch zur Zeit, da jährlich dieſe Palmenfrucht im Schwung iſt, unter immerwährenden Saufgeſellſchaften manche ſchwere und ſchwindlichte Köpfe. Ich umgehe noch andere gleichfalls berauſchende Getränke, die man aus dem türkiſchen Weizen, aus dem Platanus, aus dem Saft der Zuckerröhre zurichtet; doch geben es auch immerzu die Umſtände, daß von allen dieſen Getränken gar keines übrig bleibt, und alsdann behelfen ſie ſich mit einem geſottenen oder gebratenen Platanus, den ſie mit Waſſer in ihrem Trinkkürbis abreiben, nur um nicht bloßes Waſſer trinken zu müſſen, dem ſie überhaupt gar nicht zugethan ſind.

Tänze. Die Verſchiedenheit des Getränkes veranlaſſet mich, auch etwas von ihren Tänzen beyzubringen, ohne welche eine gemeinſchaftliche Saufereyſelten abläuft.

4. 3 Vol. fig. Herr Profeſſor Forſter in Halle wird dieſe Beſchreibung mit Anmerkungen für die deutſchen Leſer, in Berlin bey Haude und Spener herausgeben.

M.

länft. Alle Völker von Indien ſetzen darinn ihre weſentlichſte Luſtbarkeit, und bedürfen immer eines wachtbaren Zügels, um nicht in ſchädliche Ausſchweifungen zu verfallen. Den Tanz pflegen ſie nicht Paarweiſe beyderley Geſchlechts anzutreten, ſondern insgemein ihrer vier, ſechs, oder acht Burſche, oder acht Männer machen miteinander den Auftritt, nach Vermögen auf ihre Art ſchönſtens gemahlt und aufgeputzt. Die Hauptzierde der Tänzer, nebſt einigem andern Aufputze nach ihrer Art, beſteht in einem mit vielfärbigen Federn wohl verſetzten Kranze auf dem Kopf, und in gewiſſen Schellkränzen um die Knie herum, und auch über den Rücken hinab, die zwar nur aus einigen wilden Nußſchalen verfaßt, doch nicht viel weniger klingen und raſſeln, als wären ſie aus Erz. Beym Getöne dieſer Schellkränze ſowohl als einer Schwegelpfeife, ſamt einer kleinen Trommel, tanzen ſie wacker und muthig herum, bald im Hauſe des Gaſtmahls, bald auf öffentlichem Platze, und durch ihre Gaſſen, unter mancherley Gauckeleyen und Wendungen, doch meiſtens ohne Zuſammenhang und Ordnung. Bey wichtigern Feyerlichkeiten machen ſchon einige wohlgeübte Burſche den Auftritt, in verſchiedene Haufen eingetheilt, und befleiſſen ſich, bald Affen oder Frösche, bald ihre Raben oder Tiger, wie ſie der Beute nachſtellen, kurzweilig nachzuahmen und auszudrücken. Das Weibsvolk pflegt entweder dem Schauſpiele nur an der Seite zuzu-

ſehen, oder auch, obſchon ſelten, beyſeits unter ſich allein einen Tanz zu wagen.

Auferziehung der Kinder.

Wie die Gutherzigkeit und Kräfte der Mütter nach Fügung der Umſtände nicht einerley ſind, ſo folgt ihnen auch eine ungleiche Auferziehung der Kinder, unter denen doch überhaupt mehr Mägdlein als Knaben erzeugt werden. Die meiſten Mütter ſäugen ſie ein halbes, andere wohl auch ein ganzes Jahr, oder noch darüber, doch ſind ſie allezeit beſorgt, die Kinder ſchon bald nebſt den Brüſten auch zu dem lieben Maſſato zu gewöhnen. Es iſt auch kein Wunder; denn weil man ſogar in äuſſerſter Noth, mit vielen Geſchenken und Bitten nicht leicht ein Weib finden kann, welches ein fremdes Kind zu ſäugen (dieſes halten ſie nach ihrer Art für ſchimpflich) auf ſich nähme, die Mutter ſelbſt aber gleich nach der Niederkunft, aus Noth und Mangel einer Gehülfin, zu allen Haus und Feldarbeiten gezwungen ſind, und dennoch kaum ſchmal zu leben haben; ſo iſt es oft unvermeidlich, daß ihnen die Milch vor der Zeit auströcknet, und auf andere Art erſetzt werden muß. Man ſieht oft mit Mitleiden eine friſche Kindbetterin, die gewöhnlichermaſſen das kleine Kind mit einem Tuche über die Schulter an die Brüſt gebunden trägt, wie ſie bey Regenwetter oder ſtechendem Sonnenſcheine, von früh Morgens bis Abends, faſt ohne Speiſe und Trank, auf dem Feld arbeite; man ſieht ſie eine Meile und weiter her zurücke kommen, wie ſie

nebſt

nebſt der an der Bruſt hangenden geliebten Laſt, noch mit dem Kopfe und Rücken bald eine Bürde Holzes zu allen Hausbedürfniſſen, bald alle Yucawurzeln und Platanus, die ihr ganzes Haus zum eſſen und trinken braucht, dahin trägt, und noch ein andets, etwann dreyjähriges, Kind mit ſich an der Hand führt, des etwann einfallenden Regens, des kümmerlichen Weges durch Wälder, Diſteln oder Pfützen, ungeachtet; und wenn ſie endlich zu Hauſe noch ſo gerne ausruhen möchte, oder nicht gar zu wohl bey Geſundheit wäre, iſt ſie doch aus Noth gezwungen, bald alles Waſſer, das zum trinken oder kochen nöthig iſt, vom Fluße weit nach Haus zu tragen, bald wiederum das zum Getränk nöthige zu kochen und zu mahlen, bald auch etwann ein krankliegendes Kind zu verſorgen, wenn ſie auch ſchon einige Nächte wegen des ſchmerzlichen Weinens eines andern, wenig Ruhe gehabt hätte. Gewis nicht eine vorgebliche Entkräftung der Natur in dieſem Himmelsſtriche, ſondern dieſes und mehr dergleichen Elend und Ungemach, das ich doch niemals genug beſchreiben kann, iſt ſchon zulänglich, einige Mütter, wenn ihnen die Kinder noch ſo lieb wären, zu veranlaſſen, daß immerzu eine Unluſt, eine Verwahrloſung, eine ſchädliche Hinläßigkeit Plaß finde; oder es ſind doch die vielen Mühſeligkeiten ſelbſt, vor welchen die ganze Macht eines mütterlichen Herzens die Kinder nicht retten kann, ſchon allein hinreichend, dieſen manche Krankheiten aufzudrin-

zubringen, und vor der Zeit ſie aufzureiben. Die nämliche Laſt ſchwerer Arbeiten und Ungemaches liegt einem noch ſchwangern Weibe beſtändig auf dem Halſe; und wäre es denn ein Wunder, wenn dabey ihrer viele frühzeitig der Leibesfrüchte verluſtig würden? Gar zu gewiß iſt, daß nicht wenige andere vom Verdruſſe Kinder zu ſäugen eingenommen, ſich der noch unzeitigen Frucht muthwillig loß, oder ſolche zu empfangen ſich unfähig machen. Und wer ſoll noch viel weiter fragen, woher es denn komme, daß in dieſen Völkerſchaften, wie es doch die Erfahrung zeigt, kaum der dritte Theil der erzeugten Kinder bis in die Jugend aufgebracht wird? Nebſt dem iſt es leider! gar nicht ſeltſam, unter noch unglaubigen Aeltern, (wollte Gott, es geſchähe nicht auch aus Dummheit unter chriſtlichen!) daß die neugebohrnen Kinder von ihnen ſelbſt aus der Welt geſchaft werden, ohne daß der Mißionär ſolches erfragen, oder es verwehren möge, bald, weil das Kind ſchon mangelhaft zur Welt gekommen, oder ſonſt von mißlicher Geſundheit iſt, um ſelbiges nicht länger leiden zu laſſen, bald, weil es ein Mägdlein iſt, da doch Vater oder Mutter ſich dafür ein Knäblein gewunſchen hätten, bald auch wenn etwann die Kindbetterin ihm von der Seite hinſtirbt, ſamt welcher viele Barbaren das noch lebende Kind einzuſcharren in ihrer Blindheit kein Bedenken tragen. Dazu gehören auch noch die übrigen Hauptquellen, aus denen ich ſchon im

Ein-

gange meiner Beſchreibung, die gewaltige Zerſchmelzung dieſer Völkerſchaften hergeleitet habe. Weil nun ſchon die Kindheit ſo erbärmliche Niederlagen zu leiden hat, und nicht weniger andererſeits das ganze menſchliche Alter, mit Inbegriff des mannbaren; ſo iſt es ganz eine natürliche Folge, daß gar wenig alte Leute, und auch unter dieſen im ganzen Lande kaum über drey oder vier mit grauem Haare, gefunden werden.

Von den Krankheiten, denen dieſe Völker meiſtens unterworfen ſind, iſt ſchon anderswo gemeldet worden. Inſonderheit wenn ſich immerzu die Kinderpocken von den ſpaniſchen Wohnplätzen dorthin einſchleichen, richten ſie die kläglichſten Niederlagen und Verheerungen an. Denn weil die Mißionarien wohl wußten, wie grauſam dort in vorigen Zeiten dieſes Uebel gewüthet hatte, und mithin es von dem ihnen anvertrauten Volke möglichſt abzuwenden beſorgt waren; war es eben deswegen noch ſchreckbarer, wenn es etwann in einem halben Jahrhunderte doch einmal einriß. Es fand ſich im Lande niemand, der ſolche Pocken ſchon ſonſt überſtanden hätte, und folglich wurde das ganze Volk dergeſtalt auf einmal damit befallen, daß auſſer dem Mißionär kein Menſch auf den Füſſen übrig blieb, den herumliegenden Kranken, ich will nicht ſagen eine zulängliche Bedienung, ſamt ſchicklichen Arzneien zu leiſten, ſondern auch nur die höchſt nöthigen Lebensmittel aufzuſuchen, und von der Ferne herzubringen, Krankheiten.

zubringen, oder auch ſogar die ſchon entſeelten ins Grab zu bringen und einzuſcharren. Sobald ſich nur jemand von dieſem Uebel befallen zeigt, iſt aller andern erſte und einzige Rettung in der Flucht, und ſucht man ohne Verzug ſie weit von einander durch die Wälder und ihre Grundſtücke zu zerſtreuen. Dieſes aber kann doch nicht leicht ſo plötzlich befolgt werden, daß mit den Geſunden nicht auch andere flüchtig giengen, denen ein gar nicht verdächtiger Umgang das Gift ſchon in das Geblüt gejagt hat, ob ſie ſchon ſolches ſelbſt nicht merken, indeſſen aber doch einige Tage das Uebel mit ſich herum tragen, und es immer andern durch ihren Umgang, ſogar in ihren Rettungsörtern, unvermerkt anhängen. Doch iſt ſolche Zerſtreuung wenigſtens in ſoweit heilſam, daß nicht alle zugleich auf einem Streich darnieder fallen, und indeſſen unter ſo vielen kläglich dahinſterbenden doch einige glücklich geneſen, dieſe ſofort nach Möglichkeit andern aufwarten können, denen das Ungemach ſpäter auf den Hals kömmt. Das ſchon ſonſt bösartige Weſen dieſer Pocken wird meines Erachtens bey dieſen Völkern ungemein verſchlimmert, weil es bey ihnen das Geblüt von der Sonnenhitze, und von ihrem gewöhnlichen Getränke allzuverbrannt antrift, mithin auch ſo mehr Widerſtand findet, die gehörigen Gährungen ſamt allen andern Aeuſſerungen ordentlich auszuführen; meiſtens aber weil dieſe mitleidenswürdigen Leute ſchon gewohnt ſind, wenn ſie ſich

von

von ungemeiner Hitze geängstiget finden, sich in den Fluß zu stürzen, eine Krankheit, die den Anfall mit ängstender Hitze macht, in einem kalten Bade unterdrücken zu wollen. Der Mißionär mag ihnen vorsagen, was er will, so wird er ihnen doch nicht leicht, als nach vielen hingefallenen Leichen, begreiflich machen, daß das Verhältnis der Hitze weit verschieden ist, wenn sie nur von der Arbeit oder stechenden Sonne, als wenn sie von einer innerlich steckenden Krankheit veranlaßt wird. Zudem fügen sich noch unglaubliche Mühseligkeiten, welche schon selbst die Beschaffenheit solcher Leute und des Landes, in gänzlicher Verlassung, mit sich bringt. Als im Jahre 1762 diese Seuche in einige der vornehmsten Dörfer eingedrungen war, und schon die schmerzlichste Niederlage angerichtet hatte, fanden sich endlich in äusserster Verlegenheit die Mißionarien dahin genöthigt, die Einimpfung der gutartigen Pocken zu versuchen. Vieler Leben ist hiedurch gerettet worden; und die Hofnung hat nicht fehl geschlagen, als bey wenigen, welche ihr dummer Eigensinn von der Verhaltungsvorschrift abgeleitet, und nach schon empfangener Einimpfung zu schädlichen Ausschweifungen hingerissen hat. Jedoch diese Seuche, wie verderblich sie auch ist, trägt sich nur selten zu. Die alltäglichen Krankheiten sind hitzige und kalte Katharrfieber, die man dort sehr ansteckend befunden hat, drey- oder vierrägige kalte Fieber, weisse und rothe sehr heftige Ruhr,

mancherley Gattungen von Würmern, vor deren ſchädlichen Wirkungen ſich kein menſchliches Alter, ja faſt kein Menſch, retten kann. Hieher gehören auch vielerley ſehr bittere Geſchwüre. Eine ganz beſondere, und ich weis nicht, ob anderswo bekannte Art, nennt man Cuchtype. Sie bricht immer hin und her in große, ſehr abſcheuliche Beulen aus, die zwar mit einigen bekannten Hilfsmitteln mögen gelindert, nicht aber gänzlich vertrieben werden, bis die ganze Zeit von fünf oder ſieben Jahren, durch welche das Uebel anzuhalten pflegt, überſtanden iſt. Vicho (Vitſcho) iſt ein beſonderer in Amerika mörderiſcher Unfall. Den Anfang macht er mit heftigen Aengſten und Kopfſchmerzen, äuſſert ſich gar bald mit ſchmerzlichen Krämpfungen des Nabels und Magens, ſamt immerwährendem grünen, endlich aber ſchwarzbraunen Erbrechen und Durchlauf, und wenn man dem Kranken nicht bald genug mit Clyſtiren zu Hilfe kommt, ſo iſt auch der ſonſt ſtärkſte Mann in drey oder vier Tagen eine Leiche. Hier kann ein beſcheidener, unpartheyiſcher Leſer (denn um einen andern bin ich nicht bekümmert) ſelbſt erachten, wie wenig Ruhe Tag und Nacht ein Miſſionär dabey pflegen könne, welcher nebſt den vielen Obliegenheiten ſeines Hirtenamts, die Wartung der Kranken, ſowohl den Leib als die Seele betreffend, auf ſeinen Schultern trägt. Meiſtens iſt der Kranke von ſeinen Hausgenoſſen gänzlich verlaſſen, welche da glauben, ſie

hätten

hätten ihrer Pflicht ſchon genug gethan, wenn ſie ihm frühe Morgens beym Ausgehen, einige Scheitlein Holzes, damit ihm das Feuer nicht gar ausgehe, und etwas vom Getränke an der Seite gelaſſen haben. Oft kann es auch nicht anderſt ſeyn; denn dringende Arbeiten, oder die Noth, Lebensmittel für ſich und die Ihrigen aufzubringen, zwingen ſie weit vom Hauſe zu gehen. Und wenn auch immerzu jemand, Freundſchafe oder chriſtlicher Liebe halber, dem Kranken zur Seiten bleibt, muß eben der Mißionar auch ſeinetwegen wachſam ſeyn, damit er dem Patienten nicht aus Dummheit mehr ſchädliche als nützliche Dienſte leiſte. Freylich giebt es gewöhnlichermaſſen für die Kranken eigentlich angeſtellte Aufſeher; es iſt ſich aber meiſtens auf dieſe ſo wenig zu verlaſſen, daß der Mißionar, welcher zugleich Arzt, Apotheker und Krankenwärter ſeyn muß, die Arzney oder die Nahrung, wenn er ſie dem Kranken nicht eigenhändig beygebracht hat, kaum für wohl angewandt ſchätzen darf. Uebrigens weis man dort von vielen Krankheiten gar nichts, die doch in Europa ſo grob hauſen, man weis nichts von unſern vielfältigen hitzigen Fiebern, nichts nur von einem einzigen, der mit dem Podagra, oder mit der Waſſerſucht behaftet wäre.

XI.

Welche Begriffe der Menſchlichkeit? Welche Gemüthsneigungen findet man in annoch wilden Völkern?

Ueber die Gemüthsverfaſſung der Barbaren, denen gar noch kein Licht des Glaubens aufgegangen iſt, läßt ſich überhaupt nichts mit mehr Sicherheit ſagen, als daß man davon keinen allgemeinen, und ſo mancherley Nationen angemeſſenen, Entwurf machen kann. Auch unter dieſen Halbmenſchen findet man, was wir täglich unter den aufgeklärteſten Völkern ſehen, daß eine Nation vor der andern, ich darf wohl ſagen, daß in jeder Haußhaltung dieſer Menſch vor jenem zum Guten oder Böſen geneigter iſt, auch weil ihn ſchon die angebohrne innerſte Verfaſſung ſeines Körpers, das Verbindniß und die Miſchung der Säfte, die Schärfe oder Hemmung der Sinnen und Hülfsglieder ſo und nicht anders veranlaſſet. Und ob es ſchon heut zu Tage, wie bey friſch entdecktem Braſilien geſchehen, niemand mehr in Abrede ſtellt, daß die Natur ſelbſt in uns, und in dieſen Wildlingen ganz einerley iſt, ſo iſt es doch faſt unbeſchreiblich, wie viel in ihnen das beweinenswürdige Verderbnis, bey gänzlichem Mangel einer vernünftigen Anweiſung, vermocht habe, ſie in vielen Stücken noch unter das vernunftloſe Vieh herabzuſetzen, ſo daß unter ihnen die Natur zwar allezeit Menſchen erzeugt,

die

die aber von einem Grade oder Stuffe zur andern in Fortſetzung der Zeugung immer weniger Menſchlichkeit aufweiſen. *)

Sie erkennen dort gar keine Oberherrſchaft, ja nicht einmal eine feſtgeſetzte Verfaſſung des gemeinen Weſens, kein Geſetz, kein ſicheres Verbindnis der Gerechtigkeit, keine Fügung einer bürgerlichen, oder auch nur häuslichen Schuldigkeit; ſondern jedermann lebt nach ſeiner eigenen Willkühr, in gänzlicher Freyheit, keinem Dinge abgeneigter, als allen Schatten der Unterwerfung. Ach! möchten doch unſere neuartigen Philoſophen aus dieſen Ebenbildern einſehen, auf welche ſchädliche Abſprünge, in wie traurige Finſterniſſe, zu was Schandflecken der Menſchheit, unſer ſo edles Geſchlecht von dem Schimmer jener Freyheit möge hingeriſſen werden, von der ſie uns ſo viel ſchönes vorpredigen, um den ruchloſeſten Unglauben auszubreiten. In den ſo weitläuftigen Wäldern wird man faſt nirgends mehr als ein oder höchſtens zwey Häuſer beyſammen finden,

*) Robertſon S. 323, wo er anfängt den Zuſtand und Charakter der Amerikaner zu ſchildern, und öfters an andern Stellen, folgt manchen Grundſätzen, denen ich unmöglich beyfallen kann. Sie ordentlich zu widerlegen, wäre zu weitläuftig, und iſt hier meine Sache nicht. Ich ſchildere den Indier nach meiner eigenen Erfahrung, und reifer Nachſtimmung über ſeine Beſchaffenheit.

mit etwann zehn bis zwanzig Familien, die von andern der nämlichen Nation eine oder mehr Tagereiſen weit entlegen ſind, und immerzu mit einander Freundſchaft pflegen, beſonders bey gemeinſchaftlichen Saufereyen, immerzu aber dabey voll Mißtrauens und Mordhaſſes, unter ſich aufgehetzt, in Haaren liegen. Wiewohl ſie aber eben der einheimiſchen und auswärtigen Raufhändel wegen, welche in äuſſerſter Zügelloſigkeit und Rachgier nicht lang auſſen bleiben können, ſich genöthigt ſehen, einige Verbindniſſe unter einander zu treffen, und einen Anführer, Curáca oder Cazique genannt, ihnen auszuwählen, ſo erkennen ſie ihn doch gemeiniglich nicht ſowol für einen Oberherrn, als für einen Vater und Anleiter der Haushaltung, und hangen ihm doch dabey nicht ſo feſt an, daß ſie von ihm nicht eben ſo leicht wieder abfallen, und nach Belieben, aus geringſter Veranlaſſung, ganz unvermerkt zu einem andern überlaufen, dem ſie wiederum nur ſo lange anhangen, als es ihnen gelüſtet. Solche Ueberläufer pflegen meiſtentheils ihre friſch angetroffenen Freunde wider die eben verlaſſene mit Plaudereyen und hundert lügenhaften Anſchwärzungen aufzuwiegeln; ſie wiſſen ihnen weiß zu machen, als wären ſie von jenen ſo und ſo verzaubert worden; flammen ſie mit Rachgier an, mit Begierde Weiber zu rauben, ihre Anſaat zu verderben, u. ſ. w. Mithin in ſolcher Verfaſſung, ſo bald ſich neue Anhänger an einen Curaca, in einem oder

mehr

mehr verbundenen Häuſern zuſammen rotten, oder wenn man ſo ſagen will, ſo bald nur kleine Staaten entſtehen und anwachſen, eben ſo leicht zergehen ſie wieder, weil alle Barbaren mehr oder weniger einer falſchen Hinterhältigkeit, dem Lügen, Betrügen, Weiberentführen, einer lang verderbten Rachgier, einem kaltſinnigen Undanke ergeben, und voll Mißtrauens gegen einander ſind. Hieraus erfolgt nun, daß ſie, wenn ſie ſich auch noch ſo unerſchrocken anſtellen, vom Gemüthe immer argwöhniſch und furchtſam ſind, allzeit fertig zur Flucht, welche das erſte, gemeinſte und einzige Mittel iſt, mit dem ſie ſich in allem groß und kleinen Verdruſſe, Anliegen, in mancherley Noth oder Verlegenheit zu helfen ſuchen. Solche unſinnige Leichtfertigkeit zur Flucht, welche allen dieſen Barbaren ſchon gleichſam zur Natur geworden iſt, bleibt ihnen auch viele Jahre anhangen, wenn ſie ſchon weit von ihrem Vaterlande, mitten unter die Chriſten verſetzet ſind; ſie vergeht ihnen kaum endlich, nachdem ſie lange an die chriſtliche Lebensart gewöhnt, in den Glaubens- und Grundſätzen möglichſt unterwieſen, und mit vielfältigen geiſt- und zeitlichen Wohlthaten überhäuft ſind. Solche Flüchtlinge, welche meiſtens auch noch andere ſonſt ruhige verführen, wiederum einzuholen, iſt die Wildnis zu weitſchichtig, und oft keine erſinnliche Mühe zulänglich. Wahrhaftig eine der gröſten Hinderniſſe für den Fortgang des Chriſtenthums.

Lügenhafte Zauberey.

Zu einem Curaca nehmen ſie gemeiniglich einen, den ſein Muth und Witz, oder vielmehr die Anmaſſung der Zauberkunſt, vor andern anſehnlicher macht. Denn weil ſie allerley Zufälle, Krankheiten, Todesfälle, gut oder übel gerathene Aernte, das Ertragnis der Jagd und Fiſcherey, die Anfälle des Ungeziefers u. ſ. w. kaum andern Urſachen beyzumeſſen pflegen, als den Künſten der Zauberer, ſo dünket ihnen jener, der ſich damit beſonders hervorthut, am tauglichſten, ſeine Anhänger vor auswärtigen Uebelthaten zu beſchützen, Beleidigungen zu rächen, und ſich zu Hauſe und auswärts Ehrfurcht zu erwerben. Viele werfen ſich für Zauberer auf, um andere, die es nicht ſind, allezeit dienſtfertig zu haben, und ihnen, aus Beyſorge eines größern Schadens, alles nach Wunſch abtrotzen zu können; ſie wiſſen, zum Schrecken vieler Leichtgläubigen, großzuſprechen, als hätten ſie über die Schlangen, die Tiger, die Krankheiten, die Ungewitter zu befehlen; und ob ſie ſchon meiſtens nur mit Blendwerken und eitelm Geſchwätze dem einfältigen Pöbel das Maul machen, ſo ſey es doch mit Erlaubnis unſerer neuphiloſophiſchen Witzlinge geſagt, daß keine Nation ſo dumm ſey, daß ihr der Teufel unbekannt wäre; alle wiſſen ihn in ihrer Mutterſprache mit eigenen Namen zu nennen, obſchon deſſen Bedeutung nicht bey allen einerley iſt. Sie kommen doch ſo weit mit einander überein, daß alle an ihm ein ſonſt unſichtbares Geſpenſt erkennen, welches

welches aber nach Willkühr ſich in dieſer oder jener Geſtalt ſichtbar machen kann, und weit mächtiger iſt, als ein Menſch ihres Gleichen; übrigens ob ſie ihm eine gleichſam göttliche Hoheit eingeſtehen, iſt nicht ſo ausgemacht. Meines Erachtens denken und wiſſen dieſe Völker überhaupt nichts von einer förmlichen Anbetung, von einem Schlachtopfer, oder ſonſt dem wahren Gott allein gehörigen Ehrenbezeigung, ſie dem Teufel zu widmen. Sie fürchten ihn aus knechtlichem Triebe, als ein Ding, das, wenn man es beleidiget, ihnen vielfältig ſchaden mag: und ſie lieben ihn auch, als einen gnädigen Beſchützer vor Uebeln. Allgemein bekannt iſt es, daß ſo bald jemand den Campana, aber beſonders den Hayacahuaſcaſaft trinket, ihm gewiſſe ganz ungemeine Erſcheinungen vorkommen; ja wohl auch, daß man ſolche Schwärmer ganz auſſer ſich, über unwegſame Gegenden ſehr ſchnell dahin laufen geſehen.

Ganzliche Hintanſetzung des Natürlichen.

Es mögen daher dieſe Leute in ihrer Einfalt auf die Meinung verfallen ſeyn, Vögel und vierfüßige Thiere wären, gleich uns Menſchen, mit Vernunft verſehen, oder doch auf gut pythagoriſch, es wanderten wenigſtens die Geiſter der Verſtorbenen in ſonſt vernunftloſe Thiere, darinn einige Zeit ſich aufzuhalten. Indeſſen aber ſind ſie keineswegs bekümmert, ob die Seele des Menſchen immerfort zu dauern habe, was nach dem Hinſcheiden jedermann zu gewarten habe, gutes oder böſes? Belohnungen oder Strafen? und von

wem? Eben ſo wenig bekümmern ſie ſich in ihrer verfinſterten Hinläßigkeit, um den erſten Urſprung aller Dinge, um den allgemeinen höchſten Herrn, um einen oberſten Geſetzgeber, u. ſ. w. Denn weil ſie von Geburt an, gleich dem wilden Vieh, faſt nichts eigenes zu haben ſchon gewohnt ſind, und in äuſſerſter Träg- und Hinläßigkeit leben, und die Bequemlichkeit dieſes zeitlichen Lebens, mehr als die höchſte Noth begehrt, zu befördern niemals erlernet haben; ſo pflegen ſie mit einer gleichgültigen Gelaſſenheit faſt alles dem blinden Schickſale zu überlaſſen, einzig auf das gegenwärtige bedacht; das Gemüth aber über das, was unter die Sinnen fällt, zu erheben, ſind ſie gar nicht gewohnt, werden auch nicht dazu auferzogen.

Faſt viehiſche Auferziehung.

Die Auferziehung iſt bey ihnen kaum um ein Haar beſſer, als bey wilden Thieren; ja in ſo weit noch ſchlimmer als bey dieſen, weil die dummen Vorurtheile der Aeltern, und ihre der Natur zuwieder verdorbene Sitten, nachdem ſie den Kindern von Geburt an, mit Worten und Werken eingeprägt ſind, ihnen gleichſam zur Natur ſelbſt werden, welche ſchon entwohnt iſt, ſich vor dem zu entſetzen, was man vom Anbeginn, ohne Ahndung, von jedermann ſeines Gleichen thun ſieht. Daher kömmt meines Erachtens bey vielen Nationen die Entblößung des ganzen Leibes, mit welchem ſie in jedermanns Gegenwart, ohne mindeſtem Scheu, allerdings ſchalten und walten,

ſo

ſo wie ſie ſehen, daß es vom vernunftloſen Thiere geſchieht. Denn wiewohl ich anderswo geſagt habe, daß einige dieſer wilden Völker bekleidet, andere wenigſtens mit obenhin bedeckter weiblichen Schaam zu finden ſind, ſo läßt ſich doch mit Grunde vermuthen, ſolche Kleidung ſey nur meiſtens wider die Beläſtigungen des Ungeziefers. Einige Nationen zwar zeigen auch gründliche Spuren einer wahren Schamhaftigkeit. Eben aus dieſer Quelle entſpringt unter ihnen die äuſſerſte Ueppigkeit, Frechheit und Unzucht; weil nämlich die erwachſenen alle Geilheiten im Angeſichte der Kinder treiben, und über das die noch zarte Jugend zum Schlachtopfer den Buhlern fleißig anbieten. Daher kömmt es auch, daß die Kinder kaum vor zehn oder noch mehr Jahren zur Vernunft gelangen, wenn man anders mit Fuge ſagen kann, daß die Vernunft dieſen Leuten jemals aufgeht, denen das ganze Leben hindurch die Grundſätze einer ſittlichen Anſtändigkeit, und die vornehmſten Verbündniſſe des Menſchen immer verborgen bleiben. Wahrhaftig wie gewaltigen Eindruck in des Menſchen Gemüth die Auferziehung, und eine vernünftige Anweiſung mache, zeigt ſich nirgends augenſcheinlicher, als in Halbmenſchen, die davon gänzlich entblößt ſind.

Niemand aber darf ſich ſelbe ſo taub und untüchtig vorſtellen, wie ſich deren einige, beſonders in Gebürgländern unſers Deutſchlands, betretten laſſen. Jene Dummheit will ich ihnen zwar

Dummheit zu geiſtlichen Dingen.

zwar nicht abläugnen, kraft welcher ſie, als nur der Sinnlichkeit und dem Fleiſche ergebene Leute, auch nach vieljährigem Unterricht die geiſtlichen Dinge und chriſtlichen Schuldigkeiten kaum jemals genug begreifen, ſondern chriſtliche Sitten mehr auf Affenart äuſſerlich an ſich nehmen, als aus innerlichem, ächten Eifer der Religion.

Fähigkeit zum Sinnlichen.

Uebrigens ganz fremde Sprachen zu erlernen, zur Muſik, zu allen Handwerken, auch zu Kunſtſtücken, wenn man ihnen nur ein Muſter zur Nachahmung vor die Augen legt, ſind ſie ungemein fähig und behend, beſonders aber in Jagd und Fiſcherey angehenden Dingen, ſo daß man ſie an Lebhaftigkeit der Sinnen, und in der Einbildungskraft auch unſerm gemeinen Pöbel billig vorziehen darf. Es gebricht ihnen auch nicht an einer gewiſſen Ehrſucht, mit welcher die Mißionarien ſich oft und vielfältig zu behelfen pflegten, ſie von manchen Ausſchweifungen abzuhalten, und auf beſſere Gedanken zu bringen, beſonders wenn das ihrer Denkungsart angemeſſene Lob mit anſtändigen Belohnungen vermenget war. Es giebt ſogar wilde Völker, als die Yquitos, Ticunas, Andoas, Cocamas, deren Hauptleidenſchaft ein gewiſſer Stolz und Hochmuth iſt; andere hingegen, als die Urarinas, Yamæos, Cahuaches ſind von kleinmüthigen und von niederern Eigenſchaften. Einige ſind von trotziger und grauſamer Beſchaffenheit, andere wiederum von ganz milder, dienſtfertiger Art, nicht ohne

Schmei-

Schmeicheleyen und Liebkoſungen, ſo gut ſolche ihnen als Barbaren anſtehen mögen.

Ueberhaupt aber iſt keine allen Indiern ſo gemeine Eigenſchaft, als die unglaublich leichtſinnige, faſt kindiſche Unbeſtändigkeit, kraft welcher nicht allein die erſt angehenden Chriſten, die Grundſätze der Religion, welche ſie ſcheinten auf ihre Art begriffen zu haben, und ruhig ſchon viele Jahre her ausgeübt hatten, auf einmal leichterdings hinwerfen, ſondern auch viele im Chriſtenthum geborne und eraltete, immer den Verdacht übrig laſſen, (gewiß einen der ſpitzigſten Dornen im Herze der Mißionarien!) ob ſie wohl jemals mit ſo aufrichtigem Gemüthe, als es erforderlich, oder vielleicht nur mit äuſſerlicher Verſtellung, der Religion zugethan waren. So iſt nämlich in den meiſten, wenn ſie auch mit dem Chriſtenthum aufgewachſen ſind, nichts ſo eingewurzeltes und beharrliches, daß es nicht immer einer wachtbaren Obſicht, und oft wiederholten Antriebes bedürfe, um nicht ganz unverſehens in Dunſt aufzugehen. Nach aller angewendeter Mühe, ihnen die nothwendigſten Geheimniſſe, ſo weit ſie deren fähig ſind, begreiflich zu machen, wenn man ſchlüßlich fragt, ob ſie wohl das geſagte für wahr erkennen? wird man kaum eine andere Antwort erhalten, als ein kaltſinniges, auch ſonſt in zeitlichen Dingen gewöhnliches: Schina tſchari, das eben ſo viel iſt, als, es möchte wohl ſo ſeyn, meinetwegen kann es ſeyn,

Kindiſche Leichtſinnigkeit.

ſeyn, ich bekümmere mich nicht, ob es ſo ſey. Man mag auf alle mögliche Weiſe ferner anhalten, um einen feſtern Beyfall, ſo wie er einem göttlichen Glauben weſentlich iſt, ſo wird man allemal nichts mehr erzwingen, als ein kraftloſes Tſchari. Ueberlege man ſo günſtig, als es nur die Gottesgelahrtheit ertragen mag, den Lebenswandel der meiſten ſchon alten Chriſten; bedenke man hin und her, ob ſich doch etwas zeige, als wäre es aus dem Triebe eines wahren aufrichtigen Glaubens entſproſſen; ſo wird man mit empfindlichſten Leidweſen alles doch ſo zweifelhaft und unſicher finden, daß es allerdings dahin ſteht, ob das Gute, welches ſie wirken, das Ueble, das ſie unterlaſſen, wohl einer herzlichen Liebe oder Furcht Gottes, oder vielmehr nur einem zeitlichen Abſehen ſoll beygemeſſen werden. Nicht auszuſprechen iſt es, wie tief uod ſchmerzlich dieſe Beyſorge vielen Mißionarien ins Herze gedrungen habe, eben dort, wo ſie einen Troſt ihrer Bemühungen, Drangſale und Gefahren, in einiger anſcheinenden Beharrlichkeit der geiſtlichen Früchte ſchöpfen wollten. Einige ſind ſogar, in Rückſicht auf dieſe Leichtſinnigkeit der Indier, auf den Verdacht verfallen, daß (nur wenige ausgenommen) die übrigen Indier in dieſen Gegenden, wenn ſie ſchon an Jahren mannbar, doch an Gebärden und geiſtlichen Begriffen ſich niemals über die Knabenart hinauf ſchwingen, und insgemein jenen Grad der Vernunft niemals

errei-

erreichen, den doch alle Gottesgelehrte zu einer schweren Sünde erfordern. Freylich sage ich nur von einem Verdachte; denn wenn man solchen Satz zur allgemeinen Richtschnur in berufmäßigen geistlichen Diensten machen wollte, so zeigt sich schon, wie gefährlich und nachtheilig er dem Seelenheile seyn könnte. Gewis ist, daß in der Gemüthsverfassung des Indiers ein Geheimnis stecke, welches die erfahrensten Mißionarien nicht ergründen konnten, und welches Gott, dem jedermanns Herz ganz offen steht, ganz allein kundbar ist. Wenigstens diente noch zum Troste, daß die meisten auch aus jenen, die sich ihr Leben hindurch nur von aussenher als Christen bezeigt hatten, doch wenn es zum Sterben kam, die Sacramenten der Kirche Gottes andächtig zu empfangen, und sich mit ihrem zukünftigen Richter, wie wahre Christen, aufrichtig zu versöhnen suchten.

Gelassenheit auf dem Todbette.

Dieses ist noch an allen Völkern von Maynas, christlichen sowohl als ungläubigen, billig zu bewundern, daß ihnen die Ankündung des in der Nähe drohenden Todes gar wenig Unruhe und Schrecken beyzubringen pflegt. Sie zeigen kaum obenhin ein Verlangen länger zu leben. Wenn solche heitere Gelassenheit nicht sowohl ihrer Dummheit und schwachen Begriffe von übernatürlichen Dingen, als vielmehr einer ächten, gut gegründeten Gewissensruhe, und dem Zutrauen eines bessern Lebens, könnte beygemessen werden,

so

ſo haben die Mißionarien gar oft betheuert, ſie wünſchten ihnen ſelbſt bey ihrem Hinſcheiden keine gröſſere. So iſt auch überhaupt ihre Geduld in den ſchmerzlichſten Zuſtänden recht heldenmäßig und wunderbar. Die Krankheit ſelbſt halten ſehr viele für ein ihrem Leben auffäßiges Geſpenſte. In den Leichbegängniſſen haben verſchiedene Nationen auch mancherley Gebräuche. Einige pflegten die Körper ihrer Verſtorbenen zu braten, ihre Freunde zu verſammeln, und ihnen ſelbe zum Schmauſe aufzuſetzen, andere verbrannten ſie zu Aſche, dieſe aber miſchten ſie ins Getränke, und ſo brachten ſie es der zuſammengeladenen Freundſchaft; andere pflegten allein ihre Feinde gebraten aufzufreſſen, wenn ſolche in einem Raufhandel umgekommen ſind, beſonders ergetzten ſie ſich mit dem Fleiſche eines Europäers, wenn ſie ein ſolches unter die Zähne bekamen. Die Hirnſchale behielten ſie fleißig auf, um aus ihr, wie aus dem edelſten Willkommsbecher, zu trinken, ſo oft es ihnen gelüſtete, das Andenken des erworbenen Sieges mit Zuſammenruffung der Nachbarſchaft, und dabey angeſtellter Sauferey, auf ihre Art zu feyern. Dermalen pflegen die meiſten ihre Leichen zu begraben; die noch unglaubigen zwar in ihrem eigenen Hauſe, die ſchon chriſtlichen Völker aber in der Kirche, gemeiniglich in der nämlichen Hamaca oder Luftbette, wo ſie verſchieden ſind, eingebunden; die Omaguas und Cocamas aber pflegen die Canòa des Verſtorbenen

nen wie einen Sarg zuzurichten, und ihn damit, sammt allen seinen Kleidern, wenn sie auch ganz neu sind, zu Grabe zu bringen; denn die hinterlassenen Erben, wenn sie noch so arm und schlecht bekleidet sind, weigern sich überhaupt, die Kleider des Verstorbenen zu gebrauchen; es mag solches zur Bezeugung des Leidwesens geschehen, oder, wie zu vermuthen, aus einem abergläubischen Irrthume. In christlichen Dörfern, sobald jemand aus den Erwachsenen den Geist aufgiebt, wird solches mit schon bestimmtem, kläglichen Glockenzeichen dem ganzen Volke angekündet, ihn dem Schöpfer mit andächtigem Gebete anzubefehlen. Zu gleicher Zeit versammeln sich in dessen Hause die nächstverwandten Freunde, Junge und Alte, beyderley Geschlechtes, zu dem klaglichsten Geheule den Anfang zu machen, welches Tag und Nacht ohne Unterlaß fortgetrieben wird, bis die Leiche zur Erde gebracht ist. Einer oder eine der nächsten Freundschaft streicht weinend die Lobsprüche, Heldenthaten und Liebesbezeugungen, so wie es ihm beyfällt, heraus, und die übrigen bejahen sie wechselsweise, gleichfalls weinend bis zur Heiserkeit. Dabey pflegen einige zur Leidbezeugung die Waffen des Verstorbenen, samt seinem hinterlassenen elenden Hausrathe langsam zu verbrennen; die meisten der klagenden enthalten sich auch, bis zur Beerdigung, aller Speise und Trankes; die größte Klage der Wittwen aber besteht in Abschneidung ihres Haares, mit dessen

Länge

länge ſie ſonſt zu prangen pflegen. Indeſſen wird in der Kirche von zween der nächſten Anverwandten die Grube gegraben, welche ſofort auch die Leiche in ihrer Hamaca an eine lange Stange gebunden, dahin tragen, unter abermaligem Wehklagen der Glocken, mit Begleitung der übrigen Freundſchaft, und vorausgetragenem Hochkreuze, dem der Mißionär in prieſterlicher Kleidung, ſamt ſeinen Kirchendienern folgt, und unter den gewöhnlichen Gebetern, nach chriſtlicher Art, den Verſtorbenen zur Erde beſtattet. Weiter will ich mich mit der Verfaſſung der wilden Barbaren nicht abgeben, von der ich ſchon vorhin geredet habe, daß dieſe, nach Verſchiedenheit der dummen Vorurtheile, von denen jede Nation, auch jede Haushaltung inſonderheit, eingenommen iſt, wenig unter ſich ſelbſt, mit der geſunden Vernunft aber noch weniger, übereinkömmt. Zum Schluſſe liegt mir noch ob, einen kurzen Entwurf über jene Einrichtung beyzuſetzen, welche von dieſem edeln Theile der Kirche Gottes der Grundſtein ihres weltlichen und geiſtlichen Wohlſtandes war, ſo lange dieſe Völker deſſen, unter väterlicher Obſicht ihrer Mißionarien, bis zu deren unſeliger Vertilgung, ungeſtört genießen konnten.

XII.

Wie wurden die angehenden Christen bürgerlicher und geistlicher Weise in Ordnung erhalten? Welches war die Beschäftigung der Mißionarien? Mit wie fruchtbarem Erfolge?

Die Landschaft von Maynas also, welche nicht mit Getümmel der Waffen oder Zwange unterjocht, sondern durch friedsames Zureden der Mißionarien aus der Gesellschaft Jesu, (wiewohl nicht ohne unbeschreibliche Bemühungen, Gefahren, Drangsale, auch mit vergossenem eigenen Blute) in das Reich Christi versetzt worden ist, hat sich zugleich der Oberherrschaft von Spanien freywillig unterworfen, und gehorchet, nach Vorschrift der Gesetze für Indien, ihrem eigenen spanischen Landpfleger oder Governadòr. Solcher wird ordentlich auf fünf Jahre zu Madrid von dem höchsten Rathe Indiens bestellt, nach Erforderung der Umstände auch vom Unterkönige zu Santa Fé, oder des neuen Granada. Er hat seinen reichen Gehalt aus der königlichen Schatzkammer, mit ansehnlichem Range unter den vornehmsten Obrigkeiten dieser Länder. Die einzelne Dörfer haben, nebst ihrem beständigen sonderlichen Oberpfleger (Governadòr) Hauptleuten und Fähndrichen aus den Indiern selbst, auch ihre mehrere oder wenigere Alcaldes und Alguaciles, oder Dorfrichter, welche letztere

Politische Einrichtung.

mit erſtem Jänner jährlich neu erwählt werden. Allen dieſen, nach Verſchiedenheit ihrer Nachordnung und Aemter, wurde freylich die ganze Befolgung der politiſchen Einrichtung aufgetragen, doch allezeit ſo, daß immer die wachtbare Obſicht des Mißionärs, als die Richtſchnur der indiſchen Vorſteher, in allen und jeden Dingen von Wichtigkeit unentbehrlich war. Denn weil alle dieſe, noch ſo erfahrne Gewaltträger, doch allezeit Indier, mithin den gemeinen Schwachheiten ſo gut, als die übrigen, unterworfen bleiben; der ſpaniſche Governadòr aber über die Verfaſſung dieſer Leute, und über die gegenwärtigen Umſtände kaum jemals zulängliche Einſicht hatte, auch von der ganzen Landſchaft, wenigſtens von jedem beſondern Dorfe, oft gar weit entfernet war; ſo haben die Könige ſamt ihrem hohen Rathe von Indien, immer für höchſt nothwendig erachtet, daß die Anweiſung und Leitung des Miſſionärs der indiſchen Obrigkeit zum Gegengewichte ſtehen ſoll, ſo weit es möglich wäre, allen übermäßigen Ausſchweifungen Einhalt zu thun, welche ſonſt in dieſer Entlegenheit, wo viele Aeuſſerungen keinen Aufſchub leiden, die nachtheiligſten Folgen veranlaſſen könnten. Da ſieht man alſo in ſeiner eigentlichen Geſtalt jenes ungeheure, dem ganzen Europa ſo fürchterliche Geſpenſt, welches bey unſern ſo aufgeklärten Zeiten, durch die Kunſtgriffe und Ränke der Friedensſtöhrer, die Augen der Welt mie einem ſo ſchändlichen

Dunſte

Dunſte verblendet und erſchröcket hat. Dieſes war jene unerzwingliche Jeſuitermonarchie, die doch einzig und allein auf einen königlichen Machtſpruch, ohne jemands Widerſtand, wiewohl unter unzählbaren wehmüthigſten Seufzern, gegründet war. Aus dieſer ſo gemäßigten Verfaſſung des gemeinen Weſens iſt für deſſen angehendes Chriſtenthum die ſchönſte Anordnung der Sachen, und ein ruhiger Zuſammenhang entſprungen; die Mißionarien aber haben für ſich ſelbſt, auſſer den ungemeinen Bemühungen, und dem grimmigen Haſſe ihrer Neider, ſonſt keinen andern Vortheil gezogen, als der ihnen für den Tag des Lohnes vom gerechten Richter aufbehalten bleibt, für deſſen Dienſt und Ehre ſie ſich ſelbſt und all ihr Vermögen, ihr Vaterland, ihre Geſundheit, ihr Leben, Tag und Nacht obliegende Sorgen, die größten Gefahren, die grimmigſten Verfolgungen, und unzählbare Verdrüßlichkeiten, ferne vom menſchlichen Troſt und Hülfe, zu einem langwierigen Opfer gebracht hatten. Solcher Geſtalt war alſo dieſe indiſche Obrigkeit verbunden, alles zum zeitlichen Wohlſtande, und zu Aufrechthaltung guter Sitten erforderliche, ordentlich zu betreiben; ſie mußte den Ausſchweifungen, oder aufglimmenden Raufhändeln Einhalt thun, und auch nach Erfordernis der Sachen, die vermeſſenen Köpfe mäßig abſtrafen. Sie beſorgte die öffentlichen Geſchäfte, nämlich die Sauberkeit des Ufers, der Gaſſen, des Platzes; die Aus-

beſſerung, Erhaltung, und wenn es nöthig war, die Aufbauung der Kirche, des Pfarrhauſes, und aller zum gemeinen Nutzen dienlichen Gebäude; eben ſo die Fabrike, Ausrüſtung, und anſtändige Verwahrung der größern, zum allgemeinen Dienſte beſtimmten Canòas; nicht weniger den Ackerbau und die Aernte der ſogenannten Mißionsfelder, welche jährlich theils für die Haushaltung des Mißionärs, theils zur Nahrung vieler Wayſen und Bedürftigen, theils auch Fremdlinge und Reiſende mit Proviant zu verſehen, von der Gemeinde mußten zugerichtet und beſorget werden. Die nämliche Obrigkeit beſtimmte wöchentlich andere aus dem Volke, welche wechſelsweiſe mit Jagen oder Fiſchen den täglichen Unterhalt für den Mißionar und ſeine Haushaltung (zu der oft auch viele Kranke und Nothleidende gehörten) aufſuchen mußten. Damit dieſes und alles zum gemeinen Wohlſeyn nöthige, zu rechter Zeit und ordentlich bewirket werde, verſammelten ſich die Gewaltträger täglich, wenigſtens bey Sonnen Untergange, im Hauſe des Mißionärs, ſowohl von dem ſchon vollbrachten Rechenſchaft zu geben, als auch neuerdings für künftige Tage das Nöthige zu veranſtalten. Dieſe gewiß recht mühſamen Aemter vertraten die guten Leute ohne alle eigene Vortheile oder Belohnung, einzig und allein aus Eifer für den gemeinen Wohlſtand, wozu ſie der Mißionär, ſo viel er in ſeiner Armuth

ver-

vermochte, mit einigen Geſchenken aufzumuntern ſuchte.

Weil es die Beſchaffenheit der Umſtände ſo haben wollte, hatte jedes Dorf ſeinen beſondern Mißionär; alle aber ſtunden unter dem Gehorſame eines Obern, der ihnen vom vorgeſetzten Generale auf drey Jahre, im Range und mit Gewalt eines Rektors pflegte aufgeſtellt zu werden. Ihm lag ob, die ganze Landſchaft zu beſichtigen, mit was für Eifer und Frucht die Arbeit im Weinberge des Herrn betrieben werde, zu erforſchen, und allen Bedürfniſſen mit anſtändigem Rath, Troſt und Hilfe nach Möglichkeit beyzuſpringen. Die Mißionarien, ſo weit von einander ausgeſtreut, konnten unter ſich nicht leicht eine andere Gemeinſchaft pflegen, als durch Briefe; denn die öftern Reiſen waren dem Gefolge, das dazu erfordert wurde, zu überläſtig, und die Nachtheile zu beträchtlich, ohne welche eine lange Abweſenheit des Mißionärs, bey ſolcher Beſchaffenheit der Leuthe, ſelten ablief. Geiſtliche Verpflegung.

Sehr frühe Morgens rufte man Sonntags, Mitwochs und Freytags die Erwachſenen ſowohl, als die Kinder, die übrigen Tage der Woche nur die Kinder beyderley Geſchlechtes, mit dem Glockenzeichen in die Kirche, auf die ſchon gewöhnlichen Fragen der Chriſtenlehre alle einſtimmig zu antworten. Der Mißionär machte ſodann bald über dieſe, bald über jene Antwort eine deutlichere,

aber kurze Auslegung; hierauf wurde das Vater unser, der englische Gruß, der Glaube, die Gebote Gottes und der Kirche, mit lauter Stimme von einem vor, vom gesammten Volke nachgesprochen. Den Beschluß machte eine kurze Uebung des Glaubens, der Hofnung, der Liebe, wie auch der offenen Schuld, samt einem andächtigen Gesange zu Ehre des heiligsten Sakramentes, und der göttlichen Mutter. Nach diesem, so wie die verschiedenen Stände des Volkes in besondere Plätze abgesondert waren, pflegte man erstlich die gesamten Weiber, alsdann die Männerschaar, sodann die Mägdlein, nach ihnen die Knaben, und endlich die ganze Obrigkeit, zu entlassen. Jedermann begab sich mit gebührender Sittsamkeit nach Hause, und sofort zu seiner beliebigen oder aufgetragenen Arbeit. Sodann folgte das heilige Meßopfer, mit dessen Anhörung, ausser den Hausgenossen des Mißionärs, man das übrige Volk an Werktagen nicht länger aufhalten wollte. Bey niedergehender Sonne wurden abermals die Knaben und Mägdlein im Vorhofe der Kirche täglich versammelt, den Unterricht der Christenlehre zu wiederholen, oder auch in der gemeinen Hauptsprache sich zu üben, welche sie sonst zu Hause weder recht erlernen, noch sprechen wollten.

Sonn- und Festtage

An den Sonn, und Feyertägen aber, damit das Volk nicht gar zu lange aufgehalten würde, folgte nach Ausfragung eines Theils der Chri-

sten-

ſtenlehre, und gehaltener anſtändigen Anrede, das Meßopfer, während deſſen erſtem Theile das ganze Volk die gewöhnlichen Gebete mit lauter Stimme ſprach; unter dem andern pflegte ſich, zu mehrerer Andacht, eine Harfe oder eine Cithare, von Geigen begleitet, hören zu laſſen, oder es wurde von dem Sängerchor ein andächtiger, auf das heiligſte Sakrament, oder auf die Mutter Gottes paſſender Lobgeſang angeſtimmt. An größern Feſttagen, und auch alle Samſtage, wurde, unter Aufwartung der zum Altardienſte ſchon unterrichteten und ſauber gekleideten Knaben, ein Hochamt, mit mehr oder weniger Feyerlichkeit, abgeſungen, insgemein zwar nur mit ordentlich eingetheilten Singſtimmen des dazu beſtellten Sängerchores, bisweilen auch mit Begleitung gewiſſer artig lautender Hörner, und ſo gar mit untermiſchten Trompeten. Denn auch diesfals wurde keine Mühe und Nachſinnen geſpart, jenen ſo ſehr an die Empfindung gebundenen Leuten die Hochſchätzung des Gottesdienſtes durch Augen und Ohren einzuflößen. Daher waren die Mißionarien allezeit eilfertigſt beſorgt, daß die Cäremonien der Kirche zwar auch ſonſt, aber beſonders am Geburtsfeſte des Herrn, in der heiligen Charwoche, zu Oſtern, am Gottes Leichnamsfeſte u. ſ. w. mit allem jenen Gepränge und Aufputze gefeyert würden, den die Verfaſſung des Landes nur ertragen mochte, und welchen ein Fremdling dort gewiß nicht ſuchen

würde, und jedermann bewundern könnte, indem ſich die ſinnreiche Andacht ſchon zu behelfen wußte, den Abgang der Koſtbarkeiten mit andern anſtändigen Aufputze zu erſetzen. Nebſt dem daß der ordentliche Kirchenzierrath ſchon faſt überall ſo weit betrieben war, als man es dort nicht ſuchen würde, bekam er noch bey größern Feyerlichkeiten um ſo beſſern Glanz vom Lichte der nicht ſparſamen Wachskerzen, von wohlriechenden Kräutern, und mancherley Blumen, und endlich von aufgeſtellten Palmzweigen, die ſich bald auf Pyramiden Art, bald wie Ehrenbogen ſauber eingeflochten, an den Wänden und am Eingange der Kirche, immerzu auch beyderſeits in den Gaſſen, angenehm darſtellten. In einigen Dörfern war die Andacht der Glaubigen mit ämſiger Mühe ſo gut unterrichtet, daß einige monatlich, oder doch an größern Feſttagen zum Genuſſe der Sakramente der Buße, und des heiligen Abendmahls, nicht ohne Auferbauung, gelaſſen werden konnten; überhaupt aber, in reifer Erwägung der Umſtände, hat man ſolches nicht für rathſam befunden, und war es eine unbeſchreibliche Mühe, dieſe Leute doch wenigſtens zu Oſtern, ſo wie es die Heiligkeit der Geheimniſſe erfordert, dazu fähig zu machen; weil ſich nämlich bey den meiſten mehr eine verſtellte Heucheley, als ein aufrichtiger Andachtstrieb, vermuthen ließ.

Den

Den Kirchenbau muß der Leſer freylich nicht nach dem Reichthume mächtiger Städte, ſondern einzig nach dem Vermögen dieſer Landſchaft, und nach der Leute ſchwacher Verfaſſung abmeſſen. Steine, Ziegel und Kalk, ein Gebäude aufzuführen, würde man dort umſonſt ſuchen, und eben ſo die nöthigen Werkzeuge, oder einen Handwerker, der ſie zu machen, oder zu gebrauchen wüßte. Doch hat es der unermüdete Fleiß der Miſſionarien dahin gebracht, daß hin und her, ſo viel es möglich war, einige Werkſtätte für Zimmerleute, auch zur Tiſchler- Drechsler, und Schloſſerarbeit eingerichtet, und einige Indier zu ſolchen zulänglich angewieſen wurden, damit auch diesfals das mögliche zur Zierde der Kirchen möchte beygeſchaft werden. Die Säulen, auf welchen das ganze weitläufige Dach meiſtens ruhet, ſind eben ſo viele, ſehr dicke, und ganz gerade Stämme der höchſten Bäume, eines niemal faulenden Holzes, welche in gleicher Dicke weit herum aufgeſucht, mit ungemeiner Mühe aus den Wäldern daher gebracht, und in gehöriger Ordnung aufgeſtellt werden. Die Wände aufzuführen, hatte man dreyerley Art. Eine, die Tapia genannt, beſteht darinn. Die gemeine Erde wird, wie zum Grundlegen, in gehöriger Tiefe und Breite ausgegraben; die Grube füllt man mit Thon und Sand wohl vermiſcht, ſtößt aber alles nach und nach mit ſchweren Stampfpflöcken ſehr feſt zuſammen. Ueber dieſes

Kirchenbau.

ſes alſo gelegte Fundament befeſtigt man (da wo die Wand laufen ſoll) zwo aufrecht, ganz genau gegen einander geſtellte, ſehr breite Tafeln, ſchüttet nach und nach dazwiſchen feuchte mit Sand wohl vermiſchte Erde darein, (welche inzwiſchen immer feſt zuſammen geſtoßen wird) bis der zwiſchen beyden Tafeln gelaſſene Raum ganz angefüllt iſt. Alsdann rückt man mit ſo aufgeſtellten und befeſtigten Tafeln immer weiter fort in die Länge und Höhe, ſo wie die Wand, die man aufzuführen hat, gebildet werden ſoll. Die Sonnenhitze trocknet indeſſen dieſe eingeſtoſſene Erde, und brennt ſie auch gleichſam wie Ziegel; nach und nach erſtrecket ſich dieſe Wand, ſo wie ſie dem Raume der Kirche angemeſſen iſt, in die Länge, und in die Höhe, gleich einer aus Ziegeln geführten Mauer, etwann einer Ellen dick, mit leer gelaſſenen Höhlungen, wo die Thüren und Fenſter zu ſtehen kommen; und wenn dabey Accurateſſe gehalten wird, ſo fällt dieſes Erdengebäude durchgehends ſo gleich aus, daß man es wirklich für eine ordentliche Mauer halten kann. Es wird ſofort mit der ſchon ſonſt erwähnten Kreide ausgeweißet, oder auch, wenn es möglich, ſauber gemalt, und ſtellt endlich ein anſtändiges Gotteshaus vor. Weil aber dieſe Tapia mit der Zeit, wenn der Grund nicht feſt genug iſt, immerzu zu ſinken, hiemit aber gefährliche Ritze zu zeigen beginnt, oder auch von der Schwere des Daches, und von den ſtark andringenden Winden

aus

aus der Richtſchnur getrieben wird, hat man eine andere Art erfunden, Bacareque genannt. Man ſammelt eine Menge ganz gleicher Stämme des niemals faulenden ſehr harten Holzes, etwann eine Spanne im Durchſchnitte dick, und auſſer dem, was in den Grund verſenkt werden muß, ſo lang, als die Wand hoch ſeyn ſoll. Dieſe Stämme ſtellt man dort, wo man die Wand haben will, recht Schnurgerade auf, einen vom andern bis drey Spannen weit entfernet. So wenn der ganze Umfang der Kirche ſchon aufrecht geſtellt iſt, bringt man an gehörigen Orten die gezimmerten Thürſchwellen und Fenſterſtöcke zurecht; alsdann werden beyderſeits an die Pfähle gewiſſe lange und ſchmale Leiſten aus Tarapoto, ſtaffelweiſe feſt gebunden. Dazu bedient man ſich einer erſtaunlichen Menge des anderswo beſchriebenen Bejuco, oder der natürlich wachſenden Rebenſchnüre. So wie nun dieſer doppelte Zaun allgemach ſich erhöhet, ſchüttet man dazwiſchen feuchte, ſandichte Erde hinein, und ſtößt ſie immer wohl zuſammen, ſo daß alle Höhlungen gut ausgefüllt werden. Die ſo ergänzte Wand läßt man in der Sonne wohl austrocknen, verwirft ſie beyderſeits mit ſandichtem Leimen, und wenn ſie durchaus ganz eben ausgegleicht iſt, kann ſie auf obgemeldete Art ausgeweiſſet werden. Dieſe Bauart iſt wegen der Verbindung ſo vieler Schnüre von ſolcher Dauerhaftigkeit, daß kein Erdbeben ſie zu Boden ſtürzen kann. In der Mitte

der Kirche werden obgedachter massen die Tragsäulen für das Dach aufgestellt, welches übrigens auch an das oberste der Wände wohl befestiget wird. Es besteht aus den schön ordentlich geflochtenen Yarina, Yarapa, oder Palmichblättern, und fällt nicht unartig in das Auge. Die Fenster werden mit sauber gedrechselten Gittern ausgeziert. Altäre hatte man nicht sowohl Nothwendig, als vielmehr Anständigkeit halber, in jeder Kirche drey; und war man beflissen, solche so gut, als man die Künstler auftreiben konnte, aus Cedernholze, mit wohl angebrachter Schreiner, und Bildhauerarbeit aufzuführen, mit anständigen Farben zu bekleiden, und mit andächtigen Bildnissen der Heiligen da und dort zu besetzen. Mit solchen Statuen die Andacht der Neugläubigen aufzumuntern, hat man deren einige mit vielen Kosten und unbeschreiblicher Mühe durch so beschwerliche Wege, sogar von der Hauptstadt Quito bringen lassen, wo man sie nach aller Vollkommenheit der Kunst zu bilden weis. Die dritte Art, Wände aufzuführen, ist lange nicht so mühsam, und wird darum das einfache Bacareque genannt, weil man gleichermassen, doch etwas dünnere Pfähle, aufstellt, die Leisten aber nur einerseits und etwas weitläufiger stuffenweise aufbindet, alsdann aber wälzt man ein gewisses Stroh in nassem Leimen wohl herum, und flicht es über die Leisten. Eine so aufgeführte Wand mag nur auf einer Seite wohl ausgegleicht werden:

den: die andere bleibt, wegen der vorſtehenden Dicke der Pfähle, immer voll garſtiger Büge; mithin dient ſie beſſer zu einigen Gebäuden der Indier, als zu einem Tempel Gottes.

Wiewohl der Beſchaffenheit eines Indiers nichts ſo zuwieder iſt, als jede mühſame Anſtrengung, andererſeits aber die fromme Unternehmungen der Mißionarien ohne ſchwere Arbeit der armen Leute nicht mochten bewirkt werden; ſo iſt es doch wahrhaftig ein Wunder, mit welcher Beugſamkeit ſie überhaupt ſich ihrer Anweiſung unterworfen haben, wenn ſie nur ſahen, daß man ſie recht aufrichtig als Kinder liebe, und nichts mehr ihnen aufbürde, als zur Ehre Gottes, zu ihrem eigenen Wohlſeyn, und zu gemeiner Anſtändigkeit erforderlich war. Solches ehrerbietige und allerſeits beugſame Betragen der Indier gegen die Mißionarien wollte gewiſſen Leuten, die nur mit irdiſchen, ja wohl auch mit bösartigen Augen dergleichen Dinge abzumeſſen gewohnt ſind, gar nicht begreiflich ſeyn, und deswegen ſehr verdächtig ſcheinen. Einige ſuchten darunter, ich weis nicht welche Jeſuitiſche Bezauberung, andere wollten es wenigſtens einem geheimen, ihnen allein bekannten, Kunſtgriffe beygemuthet wiſſen, da es doch einzig eine Gnade der göttlichen Milde war. Denn dieſe allein beſeelte ihre frommen Bemühungen mit ächtem, geiſtlichen Triebe, unterſtützte ſie mit wirkſamen Nachdrucke, und vermochte zum Lohn jener Liebe, welche

Beugſamkeit der Indier.

welche ohne Rückſicht auf den Eigennutz, geduldig und gütig iſt, die ſonſt grimmigen Wölfe in ſanfte Lämmer zu verwandeln. Doch darf ſich niemand beykommen laſſen, als wäre dieſe Beugſamkeit der Barbaren mit geringer Mühe und ſchlechter Ueberwindung zu Stande gebracht worden. Aus dieſem ſo unartigem Gewilde erſtlich Menſchen, alsdann auch milde Chriſten herauszuſchnitzen, iſt ein Werk von unglaublicher Arbeit, von unerſchöpflicher Geduld, von vielfältiger Gefahr; und wenn der ächte Geiſt Gottes jene evangeliſche Arbeiter nicht beſeelt und aufrecht erhalten hätte, ſo wäre es eine bloſſe Unmöglichkeit, daß vernünftige Leute ſo eiferig darum anhalten, ſich blindlings dahin wagen, oder doch eine ſo mühſame Pflegung dieſer wilden Menſchen in die Länge aushalten ſollen, in welcher der Seelſorger für ſich ſelbſt keinen gefährlichern Streit zu gewarten hat, als mit einer doch immerzu ſich erregenden Kleinmüthigkeit, und mit dem Unluſt über ſo viele Mühe, die doch gar oft in der Wirkung fruchtloß, und von dem Erfolge nicht im vollen Maaſe vergolden zu werden ſcheint. Ein Mißionär mußte im Gegentheile immer ſo gemuthet ſeyn, daß er nach aller Anſtrengung ſeiner Mühe und Sorgen, die Hofnung einer fruchtvollen Aernte ganz allein im Schooſe der göttlichen Vorſicht beruhen ließ, auf den Erfolg, wie er immer ausfalle, ſchon gefaßt, wenn auch immerzu über die frölich anlachende geiſtliche Anſaat

ein

ein jähes Ungewitter angezogen kam, und irgend woher ein unerwarteter Reif oder Schauer unter ſeinen Augen alles im Grunde verdarb. Er mußte ſich durch jähe Zernichtungen nicht erſchrecken, oder niederſchlagen laſſen, ſondern vielmehr daraus neuen Muth zu ſchöpfen wiſſen, ſeine Mühe inskünftige zu verdoppeln, immer wohl wiſſend, daß der Herr des ihm anvertrauten Ackers den Lohn ſeiner Knechte nicht nach Verhältniß der wirklich eingebrachten Aernte abzumeſſen pflege, ſondern aus der Anſtrengung und Gutherzigkeit des ihm geleiſteten Dienſtes.

Erziehung der Jugend.

Zu Beförderung ihrer geiſtlichen Arbeiten haben die Miſſionarien allzeit für höchſt nützlich erachtet, nach Vorſchrift ihres Berufes die beſten Anſtalten zu anſtändiger Auferziehung der Jugend zu treffen. Viele wünſchten inbrünſtig, aber umſonſt, als ein zur allgemeinen Aufnahme der Chriſtenheit höchſt zuträgliches Mittel, daß zu Quito ſelbſt ein Seminarium, einzig für die Jugend von Maynas, möchte aufgeſtellt werden, um nach und nach verſchiedene Knaben aus jeder Nation dahin ſchicken zu können, und etwann zwey Jahre lang in anſtändigen Handwerken, in der Muſik, beſonders aber im Religionseifer und auferbaulichen Sitten, mit beſſerm Grunde unterrichten zu laſſen, damit ſolche nachmals in ihrem Vaterlande ihren übrigen Landsleuten zum Beyſpiel und Unterricht dienen möchten. Jedoch dieſes war nur ein Wunſch, welchen mit Nachdrucke zu erreichen

reichen, bey ſo beſchaffenen Dingen kein günſtiger Anſchein ſich zeigen wollte. Mithin fanden die Mißionarien nichts anders in ihrer Willkühr, als ihr eigenes Haus gleichſam zur Pflanzſchule zu machen, und lieſſen es ihnen die meiſten angelegen ſeyn, darinn einige Knaben von mancherley Nationen, theils Wayſen, theils Kinder der vornehmſten Indier, theils auch jüngſt aus den Wäldern hergebrachte zu erziehen, und ſie unter guter Obſorge in den Kirchengebräuchen, in den dazu beſtimmten Geſängen, in der Inſtrumentalmuſik, oder auch in einigen Handwerkskünſten, nach Möglichkeit zu unterrichten. Solche Knaben erwuchſen hiemit unter günſtigen Anzeichen, ihnen mit der Zeit öffentliche Aemter auftragen zu können: ſolchen durfte man alsdann mit mehr Zuverſicht die Obſorge über die Kirche, über die Kranken, und mehr dergleichen, überlaſſen, wenn etwann der Mißionär ſelbſt daran gehindert war: ſolche brauchte man als Dollmetſcher, mit Leuten von unbekannter Sprache zu reden: und eben ſolche, weil ſie ſchon von Jugend auf mit vielen Wohlthaten überhäuft, mit dem Mißionär umzugehen gewohnt waren, blieben ihm allenfalls beſſer anhangend. Doch iſt ſchon des Indiers Gemüthsart ſo beſchaffen, daß keine ſo enge Verbindlichkeit auszufinden iſt, welche ſeine leichtſinnige Unbeſtändigkeit, ſein unerkänntlichſter Undank für alle Gutthaten, und eine lang verdeckte Heucheley nicht öfters ganz unvermuthet zerreiſſe.

Die

Die vergangenen Zeiten haben es zur Genüge dargethan, daß die gräulichſten Aufruhre, und Todſchläge einiger Miſſionarien eben von ſolchen Böſewichtern angeſtiftet wurden, welche durch die verbindlichſten Wohlthaten verpflichtet, lang in ihrem Hauße, und gleichſam in ihrem Schooße aufgewachſen waren; nämlich nach dem Beyſpiele des göttlichen Lehrmeiſters, welcher ſelbſt wohl wiſſend und freywillig ſeinen Verräther gnädigſt aufgenommen, mühſam belehrt, und lang an ſeiner Seite geduldet hat. Auf gleiche Art wurden an der Küche des Miſſionar, wie in einem Klöſterchen, einige Mägdlein erzogen, von allem gefährlichen Umgange abgeſondert, unter der wachſamen Obſicht einer wohl bedachten frommen Wittwe, wo ſie mit Erlernung der Hauptſprache, wie auch mit ihrem Geſchlechte und Alter angemeſſenen Arbeiten fleiſſig beſchäftiget waren.

Obſchon dieſe und dergleichen berufsmäßige geiſtliche Dienſte zu Tag und Nacht den Miſſionarien oblagen, und ſie die immerwährenden Sorgen für den zeitlichen und geiſtlichen Wohlſtand nicht lang ausruhen lieſſen; ſo waren ſelbe doch nicht ſo ſehr an das ihnen anvertraute Volk zu Hauße gebunden, daß ſie ſich nicht auch auswärts um alle Gelegenheiten beſtrebt hätten, die Kirche Gottes mit neu erworbenen Wildlingen zu erweitern. Die Art, ſolche Unternehmungen

Anwendung der Unglaubigen.

gegen die Unglaubigen auszuführen, iſt gar nicht einerley; ſondern muß jedesmal den beſondern Umſtänden, der Lage, und Verfaſſung des Volkes, das man angeht, wohl angemeſſen ſeyn, um nicht mehr übels als gutes dabey anzurichten; dazu hat man oft ſchwere und viele Anſtöſſe zu überſteigen, zu Hauße ſchon manche Hinderniſſe, die ſich mit einer langen Abweſenheit des Miſſionar nicht vertragen wollen; öfters läßt ſich eine zulängliche Geleitſchaft ſicherer Indier nicht leicht aufbringen, da es meiſtens zu tollkühn wäre, ſich ohne Bedeckung mitten in unbekannte barbariſche Gegenden zu vertiefen. Von auswärts ſtellt ſich dagegen in den Weg bald die Jahrszeit, welche dergleichen weite Reiſen, wie es nöthig wäre, in ſo beſtelltem Lande nicht geſtatten will, bald eine Gemüthsverfaſſung, welche keinen günſtigen Anſchein übrig läſt, zur Anſprache der Barbaren ohne beyderſeitiges Blutvergieſſen und Mordthaten zu gelangen, oder auch die Armuth an ſolchen Geſchenken, ohne welche man die Freundſchaft der Wilden entweder nicht ſtiften, oder nicht lang erhalten und befördern kann. Zu dem kömmt noch, daß bey der äuſſerſten Leichtſinnigkeit dieſer Leuthe, kaum endlich nach manchem Umſturze (durch jähes Ausreiſſen und allerley Gährungen) die nöthige Beharrlichkeit ſich bewirken läßt, auf daß ein neuer Miſſionar zu weiterm Unterrichte in dem neu angelegten Dorffe ſich feſt ſetzen könne. Oft geſchieht

chieht es, daß, was der Missionar heute mit einer Ankunft zu Stande gebracht hat, morgen, oder bald nach seiner Abrise wieder verschwindet. Auch waren die traurigen Unfälle vergangener Zeiten den Missionarien schon Warnung genug, daß es in solcher Lage der Sachen allzu gefährlich wäre, viele und große Dinge, die man auszuführen sich unvermögend weis, zu unternehmen, und indessen mit unmäßigem Bestreben nach neuen Eroberungen, auch dasjenige zu Grunde zu richten, was viele andere mit bitterm Schweise kümmerlich ausgerichtet hatten. Ich will aber gar nicht damit gesagt haben, als hätte man jemals nachgelassen, sich unter den Unglaubigen um neue Eroberungen zu bewerben, welche ich nach der Ordnung, wie sie erfolgt sind, hie beyfügen könnte, wenn ich vielmehr von den Unternehmungen meiner Missionsgefährten eine Geschichte schreiben, als einen ledigen Entwurf des Landes und seiner Einwohner darlegen wollte. Kurz gesagt, diese Unterlassung bedarf von meiner Seite keiner Schutzrede. Ich bin auch dergleichen Rühmen ganz abgeneigt, so daß ich mir fast schmeicheln darf, den Beyfall des Lesers, wenn ich desn doch nicht unwürdig bin, eben darum in dieser Beschreibung verdient zu haben, weil ich die wichtigen Unternehmungen meiner geistlichen Mitbrüder, welche gewiß eines ewigen Ruhmes würdig sind, mit wohl bedachter Mäßigkeit angemacht habe. Denn ich hatte bey meiner Arbeit

mir eigentlich vorgeſetzt, durch dieſen Entwurf der Sachen von Maynas, welche überhaupt noch wenig bekannt waren, vielmehr der Neubegierde vieler Leute genug zu thun, als dem Verdienſte jener preißwürdigen Männer, oder dem Wunſche einiger wenigen, welche noch dermalen die Bemühungen unſerer Geſellſchaft mit günſtigen Augen zu beurtheilen gewohnet ſind.

Anhang.

I.

Nachricht von den Sprachen der Völker am Orinokoſluſſe.

Aus dem
Saggio di Storia Americana, o ſia Storia naturale, civile e ſacra de' Regni, e delle Provincie Spagnuole di Terra - ferma nell' America meridionale,
des Herrn
Abbate Filippo Salvadore Gilij,
vormaligen Miſſionars am Fluſſe Orinoko,
gedruckt zu Rom 1782. *) gr. 8.

Ins deutſche überſetzt, mit einigen Verbeſſerungen
vom
Herrn Abbé Franz Xavier Veigl.

I.

Von dem Urſprunge dieſer Sprachen, und von der Art, zwiſchen denſelben, und denen unſers feſten Landes ein Verhältniß zu finden.

Die Urquelle der meiſten, ſo vielfältigen Sprachen von Amerika glaube ich nirgends beſſer, als in der Anordnung Gottes, zu finden, wo

*) Aus dem dritten Buche des dritten Bandes, S. 135 — 213. Herr Abbe Veigl hat mir mit

wo ſie mehr andere katholiſche, und nicht katholiſche Schriftſteller geſucht haben. In der That, wer die deutlichſten Stellen der göttlichen Schrift nicht boshaft verdrehen, und nach ſeinem Eigenſinne erklären will, merket ohne Anſtand, daß die Sprache der Menſchen, welche vor der Sündfluth bey allen und jeden die nämliche war, beym berühmten Thurmbaue zu Babel verſchieden, und vielfältig geworden iſt. Gott ſelbſt, den Stolz der Menſchen zu beſchämen, gab den Zungen den erſten Trieb, wodurch er ſeinen hohen Abſichten gemäs, die Menſchen leitete, ſo verſchiedene Länder des Erdbodens zu bevölkern.*) Der Ort iſt hier nicht, die Frage zu unterſuchen, ob viele alſogleich, oder nur ſtuffenweiſſe nach Amerika über-

mit dieſen drey Bänden ein angenehmes Geſchenk zu meiner Sprachenſammlung gemacht. M.

*) Der Jude Philo hat die vernünftige Muthmaſſung, daß Moſes, der unter dem Winke göttlicher Leitung, ſeine Geſchichte aus glaubwürdigen Nachrichten ſammelte, bey Meldung des Thurmbaues von einem Zwiſte der Noachiſchen Familie handele, welche ſich zerſtreuete, und durch deren Trennung ganz natürlich nach und nach ihre Sprache ſo viele Aenderungen, und Abweichungen erleiden mußte, daß endlich ganz neue Sprachen daraus erwuchſen, die ſich immer vermehrten, bis endlich bloße Mundſprachen bey cultivirten Völkern auch zu Schriftſprachen wurden. M.

übergezogen ſind.*) Dem ſey es, wie es will, die dahin gewanderten Familien trugen die Sprachen mit ſich, die ihnen zu Babel zu theil geworden ſind. Auf viele Sprachen, die nach Italien, in Griechenland, in die Nordländer, und anders wohin übertragen wurden, läſt ſich aus dem heiligen Texte etwas muthmaſſen; aber welch ein heiliges Stillſchweigen von ſo viel andern, die

*) Die neueſten Entdeckungen beweiſen, daß Amerika aus Aſien bevölkert worden, mit dem es im Norden zuſammen hieng. Viele Menſchen wurden durch Mangel an Lebensbedürfniſſen gezwungen, andere Küſten zu beſuchen. Manche, wie dieſes z. E. der Fall der meiſten ſüdlichen Inſeln war, wurden durch Schiffbruch an fremde Ufer verſchlagen. Der ganze ruſſiſche Archipelagus, der wie Herr Johann Reinhold Forſter in ſeiner vortreflichen Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, S. 549. ſagt, der groſſen Katharina II. zu Ehren, der Katharinen Archipelagus zu heiſſen verdiente, erſtrekt ſich vom Lande Kamtſchatka bis zu der Landſpitze Alaska auf Nordamerika. Von eben dem Lande Kamtſchatka erſtrekt ſich eine Kette von Inſeln bis Japan. Kamtſchatka, Nordamerika, Japan, die Kurilen, und auch die Katharineninſeln, haben alle verſchiedene ausgebrannte Vulkane, und einige die noch brennen. Dieſe Vulkane ſind eine Bergkette, durch welche die beyden Continente zuſammen gehangen, ſo wie dieſelben auch wahrſcheinlich in der Beringsſtraſſe mögen verbunden geweſen ſeyn, und ſind neue Beweiſe

die doch auf einmal mit ihnen entſtanden waren! wohin gelangten ſie? wo findet man ſie heute? Als die Menſchen an Sprache ſowohl als an Geſinnungen und Neigungen zertheilt wurden, unternahmen dieſe einen, andere jenen Welttheil zu bewohne, und wer kann es beſtimmen, in welchen Ländern jetzt noch die erſten Sprachen beſtehen? wer iſt jetzt im Stande, die urſprünglichen eigent-

des Forſteriſchen Inſulſyſtems, das aus feſtem Lande in ſo viele kleine Stücke zertrümmert iſt. Die Menge der Sprachen in Amerika beläuft ſich auf viele hundert. In Paraguay z. B. iſt die Anzahl der Sprachen unglaublich, und es ſind nicht blos Dialekte, ſondern viele ſind ſo ſehr verſchieden, daß die Jeſuiten vierzehn für ihre Miſſionsdiſtricte brauchten. S. Herrn Abbe Martin Dobrizhoffers Hiſtoria de Abiponibus, equeſtri bellicoſaque Paraquariae natione &c. T. II. pag. 151. Ich habe von dieſem verdienſtvollen und gelehrten Miſſionar Sprachproben aus Paraguay erhalten, welche ich in dem neunten Theile meines Journals zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Litteratur, S. 96 — 106. den Sprachenkennern mitgetheilet habe. Selbſt in den Südſee-Inſeln verſtehen oft mehr Inſulaner einander nicht. Manchmal iſt bey entfernten gerade das Widerſpiel. So verſtunden O-miah und Cook die Sprache der Neuſeeländer; hingegen verſtund ſo gar O-miah oder O-mai die Einwohner des ſüdlichen Theils (Diemensland) von Neuholland nicht. M.

eigentlich von den abſtammenden zu unterſcheiden?

Aus der Italieniſchen zwar, aus der Franzöſiſchen, Spaniſchen, wie auch Portugieſiſchen, mit Ausnahme einiger Ueberbleibſel von Afrikaniſchen*) oder Nordländiſchen Wörtern, leuchtet das Latein kennbar hervor, und wir wiſſen auch, weil die Sache nicht ſo entfernet iſt, die Jahre ihres Urſprunges anzuzeigen; aber durch finſtere, gleichſam unterirdiſche Wege bis in die Dunkelheit der erſten Jahrhunderte vordringen, und aus den Sprachen, die man dermal auf Erden redet, jene auszeichnen wollen, aus denen ſie entſprungen ſeyn ſollen, iſt ein Verwirrungvolles Unternehmen; zumal da es ſchon höchſt beſchwerlich iſt, auch nur die Zahl der Sprachen zu beſtimmen, die man urſprüngliche nennet. Dieſes gebe ich gerne zu: je mehr man deren annehmen will, um ſo viel mehr werde die höchſte Schwierigkeit erleichtert, die jedermann an der Menge der Sprachen von Amerika ſpüren muß.

Zwey Dinge laſſen ſich diesfalls wahrſcheinlich behaupten; fürs erſte: daß viele unter den Sprachen, die man dermal in beyden Ameriken redet, ſowohl ſelbſt urſprüngliche, als nirgend anderswo befindliche ſeyn. Die Leute, die ſelbe erſtlich zu Babel geredet hatten, da ſie bald, oder

*) Eigentlich arabiſchen. M.

nach mehr Jahren von unſerm Welttheile in jene Länder überwanderten, konnten ſie mit ſich dergeſtalt übertragen haben, daß, weil aus denen, ſo ſelbe redeten, niemand zurückgeblieben, uns auch von ihrer Sprache gar nichts übrig wäre. Dieſes ſcheint um ſo mehr unſtreitig, weil man in vielen amerikaniſchen Sprachen vergeblich ein Verhältnis mit den unsrigen ſuchen würde. Es läſt ſich aber zweytens auch ſagen, es gebe bey uns andere urſprüngliche, von denen, weil nicht alle, die ſelbe redeten, nach Amerika gewandert ſind, in unſerer Halbkugel gleichſam der Saame übrig wäre, und folglich, daß es unter denen von Aſien, oder von Afrika, oder von Europa eine Sprache gebe, die einigen von Amerika ähnlich ſey. Vorausgeſetzt, das beyde durch den Lauf ſo langer Zeiten nothwendig ſehr verändert wären, müſte man doch in beyden ſolche Züge finden, woraus ſich die alten Schweſtern, wiewohl ungemein verſtaltet, noch erkennen lieſſen. So iſt es. Auch ich bin dieſer Meinung. Ich ſetze noch hinzu, die Obliegenheit, dieſe Sprachen ſattſam zu verſtehen, und gegen einander zu halten, gebühre vorzüglich den Miſſionarien. Wenn ſich alle mit gleichem Eifer ſelbe zu erlernen beworben hätten, wenn ſie davon richtige Wörterbücher und Sprachregeln verfaßt hätten, könnte man einer höchſt ſchweren Frage, über die Bevölkerung von Amerika, zu ihrer Aufklärung vieles Licht geben. Einige thaten es mit

gröſtem

gröſtem Ruhm: aber auch, es komme, woher es will, wie wenigen gelung es, von den Sprachen, womit ſie umzugehen hatten, ſich völlig Meiſter zu machen? Dieſen Gedanken, dem ich noch dort in meinen Wildniſſen öfters nachſann, las ich nachmals mit gröſtem Beyfall in dem vortreflichen Berichte, den Herr de la Condamine von ſeiner Reiſe in Amerika, herausgegeben hat. Dieſer groſſe Mann, der zum allgemeinen Nutzen keine, auch nicht die gröſte Mühe ſparte, hat ein Wörterbüchlein von verſchiedenen Indianiſchen Sprachen entworfen, und ſagt von dieſer ſeiner Sammlung: „Die Zuſammenhaltung dieſer Wörter mit andern, die in andern Sprachen des tiefern Landes von eben derſelben Bedeutung ſind, kann nicht nur dienen, die verſchiedenen Ueberwanderungen jener Völker von einem Ende dieſer weiträumigen Länder bis zum andern zu erweiſen; ſondern auch die nämliche Zuſammenhaltung, wenn man ſie mit allerhand Sprachen von Afrika, von Europa, von Oſtindien wird machen können, iſt vielleicht das einzige Mittel, den Urſprung der Amerikaner zu entdecken. Eine wohl bewährte Gleichförmigkeit der Sprachen würde Zweifels ohne die Frage entſcheiden.“

II.

Ob die Sprachen am Orinokoſluſſe mit den unſerigen eine Aehnlichkeit haben?

Ich ſage erſtens: Manche europäiſche Sprachen haben mit ihnen nicht die mindeſte Verbindung. Ich ſage zweytens: wiewohl die Sprachen am Orinoko von einigen, die ich hier kenne, weder Töchter, noch Mütter ſind, haben ſie doch manche Wörter, die den unſerigen, wo nicht gänzlich, doch zum theil, im Klang, im Ausdrucke, in der Bedeutung ähnlich ſind.

Das erſte belangend, habe ich anzumerken, das die Sprachen am Orinoko mit der heutigen Spaniſchen gar nichts gleiches haben. Dieſe zwar iſt jezt zugleich mit der Oberherrſchaft, bis in die weiteſten Länder ausgebreitet, und wird von einigen gut, von andern ſchlecht, geredet, nicht nur von den ſpaniſcher Seits erzeugten Landeskindern, ſondern auch von den Schwarzen ſelbſt, ſie mögen Sklaven, oder Freygelaſſene ſeyn. Das nämliche mit einigem Unterſchied verſteht ſich auch von vorlängſt zum Glauben bekehrten Indianern, aus denen einige, ob ſie ſchon Spaniſch reden, doch auch ihre hergebrachte Mutterſprache erhalten. Andere haben die Spaniſche dergeſtalt angenommen, daß bey ihnen jene ihrer Voraltern gänzlich erloſchen iſt. Auf dieſe Weiſe, wie in Italien nach Einführung des Latein, ſind auch in Amerika mehrere Sprachen zu Grunde gegangen.

Die

Die heidnischen Indianer hingegen, und die neubekehrten haben von der Spanischen gar keinen Begriff; und weil diese Sprache zu eben den Zeiten, als die Italiänische, folglich so viele Jahrhunderte nach der Auswanderung der ersten Einwohner jener Gegenden Amerikens, entstanden ist, kann es auch nicht anders seyn. Wenn aber in der That, wie man vorgiebt, in je einer Gegend von Amerika die alte spanische Sprache geredet wird, so hätte ich darüber den Geschichtschreiber Oviedo noch um ein mehreres zu befragen. Dieser sonst in den Erzeugungen der Natur genaue Schriftsteller hält dafür, die ersten Einwohner dieser grossen neuen Welt wären von Spanien ausgewandert. *) Wiewohl ich den Gedanken nicht gänzlich verwirft, so scheinen mir doch die Gründe, worauf er sich steifet, blos willkürlich erfunden zu seyn. Nachdem er die Küsten von Terra firma durchstrichen, und so viele Jahre zu S. Domingo gewohnet hat, hätte er es viel besser getroffen, wenn er Acht gegeben hätte, ob sich zwischen der alten spanischen, und jener Sprache, die er dort reden hörte, eine Aehnlichkeit zeige. Aber vielleicht aufmerksam auf die Geschichte der Natur, trug er um so weniger Achtung für die Sprachen. Ein neuerer Schriftsteller, P. Larramendi, **) will

*) Historia natural de las Indias L. 2. c. 3.

**) La antiguedad, i universalidad del Bascuence &c. En Salamanca, 1728. 8.

will behaupten, die Sprache von Biſkayen, welche ſich unter den Unruhen Spaniens doch allzeit innerhalb dem Gebürge von Cantabrien erhalten hat, ſey die alte von Spanien. Ich durchgieng davon die Beweiſe, und finde von dieſer Sprache einige Züge in den Indianiſchen.*) Es giebt ſo in einer, wie in den andern gewiſſe Ausdrücke, die den Mannsleuten ſo eigen ſind, daß ſie, richtig zu reden, ſich auf Weibsleute nicht ſchicken. Auch dieſe haben Redensarten, die ihrem Geſchlechte eigen ſind;

*) Dieſe Züge ſind eben ſo unbedeutend, als die große Aehnlichkeit, welche Doctor Heinius (Memoires de Acad. Roy. de Berlin, 1749.) zwiſchen der hebräiſchen Sprache, und der Peruaner ihrer (aber welche war es von den vielen Sprachen in Peru?) fand, welche er von den Karthaginienſern ableitete; oder wenn man Wörter der Quichua (Kitſchua) Sprache mit orientaliſchen Wörtern vergleichet, und ſie daraus ableiten will, wie de la Condamine mit ſechs Wörtern that, in ſeiner Abhandlung ſur les anciens monumens du Pérou, au temps des Incas (Memoires de Berlin, 1746.) Herr Johann Benedict Scherer fügt zwar in ſeinen Recherches hiſtoriques et géographiques ſur le Nouveau-Monde, (in welchen er dem vom ſeel. Fiſcher zu St. Petersburg im Almanac hiſtorique 1771. entworfenen Plane folget, ohne ihn zu nennen) (à Paris, 1777. 8. fig.) S. 335. mehrere Wörter hinzu;

ſind; und hierinn treffen mit ihr mehr Indianiſche zuſammen. Uebrigens iſt es falſch, daß ſie die Mutter, wenigſtens von jenen am Orinoko, ſey. Ob ſchon zwiſchen dieſen und jener es ähnliche Redensarten giebt, iſt doch nicht die mindeſte Gemeinſchaft in Wörtern: jede hat ihr beſonderes Reich. Der P. Iſabeta, ein Biskayer, und vormaliger Mißionar bey den Otomakos, hat es mir vielmal betheuert, ob er ſchon bald nach Antritte ſeiner apoſtoliſchen Laufbahn, durch den Tod gehindert wurde, einen genauern Vergleich anzuſtellen.

Die

zu; allein der etymologiſche Zwang iſt ſo ſichtbar daran, als in des Don Franciſco Xavier de Garma i Salcedo Theatro univerſal de Eſpaña, T. I. p. 227. u. f. allwo er von der alten vaskiſchen oder biſcayſchen Sprache handelt, und S. 230. 231. nicht nur ſpaniſche, ſondern auch ausländiſche Namen, als Scotland, Ireland, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Island aus derſelben erkläret; aber erbärmlich. Z. E. Suecia ſoll zuſammengeſetzt ſeyn aus den Wörtern Su, Feuer, und ecia, anzünden! Meines Wiſſens kommen die Zahlwörter der biskayſchen Sprache beym Larramendi in ſeiner Arte de la Lengua Baſcongada (en Salamanca, 1729. kl. 8.) S. 38. mit keiner amerikaniſchen Sprache, deren jede doch wenigſtens von eins bis fünf zählet, überein. Bat 1. Bi 2. Hirù 3. Lau 4. Boſt 5. Sei 6. u. ſ. f. M.

Die deutſche hat alles Gepräge einer urſprünglichen Sprache; und folglich hätte ſie in dieſer Eigenſchaft nach Amerika kommen können. Nichts deſtoweniger nach dem Zeugniſſe der deutſchen Jeſuiten, die mit mir zugleich am Orinoko geſtanden, iſt unter jenen Völkern keine Spur davon.

Schlüßlich ſage ich etwas, das mit der Zeit beſſer aufgeklärt werden kann. Noch in Amerika hörte ich von einem Schiffe, welches in dieſen letztern Jahren an der Küſte von Kalifornien geländet habe. Man ſagt, die Bootsknechte, ſo Unterthanen von Rußland waren, da ſie ans Land kamen, hätten die mit ihnen redende Landsleute durchaus verſtanden, ohne Unterſchied zwiſchen ihrer Mutterſprache, und jener des Landes, auſſer in einigen Mundarten, wie man es auch anderswo in andern Hauptſprachen erfähret. Bewährt ſich dieſes, ſo haben wir ein groſſes Licht, den Uebergang der Menſchen aus der alten in die neue Welt zu entdecken. Daß die Ruſſen nach, und vielleicht auch vor dem berühmten Schiffer Bering, aus Kamtſchatka, oder je einem andern Platze Sibiriens, nahe an die Küſte Californiens gelanget ſeyn, iſt meines Erachtens unſtreitig. Der Ruf iſt allgemein. Aber in welcher Gegend ſie Amerikaner von ihrer Sprache, oder wenigſtens von der Sibiriſchen, angetroffen haben ſollen, habe ich noch in keinem Schriftſteller gefunden. Ich habe eine ſchriftliche Nachricht bey Handen, die ich der Gefälligkeit des Herrn Abbe

Caſpar

Caſpar Miraglia, der einige Jahre in Mexiko wohnte, zu danken habe, woraus, wenn auch nicht alles, doch etwas zu dieſem Ziele abzunehmen iſt.

„Im Jahre 1761. ſagt er, als Herr Marques de las Amarillas, Vicekönig zu Mexiko war, landete zu Loretto in Californien ein kleines ruſſiſches Schiff, ſo elend zugerichtet, daß es darauf bald von ſelbſt in Stücke gieng. In dieſem Fahrzeuge fand man ſieben Ruſſiſche Bootsknechte, mehr todt, als lebendig. Man brachte ſie in das Haus des Miſſionars, ſie zu verpflegen, und wenn es möglich wäre, in unſern Glaubenslehren zu unterrichten. Indeſſen gab der Statthalter von Californien dem Vicekönig von Mexiko Nachricht von der Begebenheit, und dieſer befahl, ſie nach dieſer Hauptſtadt zu bringen. Vier aus ihnen waren indeſſen zu Loreto ſchon verſtorben; die drey übrigen, obſchon von dem erlitenen Ungemach noch nicht hergeſtellt, kamen bis Mexiko; aber auch dieſe ſturben nach einigen Monaten, unter meiner Obſorge, im allgemeinen Spitale, nachdem ſie in die Gemeinſchaft der ſeligmachenden Kirche eingetretten waren. Dieſe Ruſſen, da ſie etwas weniges Spaniſch zu reden anfiengen, ſagten, zur nämlichen Zeit wären von einem Seehafen des Ruſſiſchen Aſiens zwey Schiffe abgeſeegelt, kaum aber hätten ſie das Land aus dem Geſichte verlohren, ſo hätten ſie

Die deutſche hat alles Gepräge einer urſprünglichen Sprache; und folglich hätte ſie in dieſer Eigenſchaft nach Amerika kommen können. Nichts deſtoweniger nach dem Zeugniſſe der deutſchen Jeſuiten, die mit mir zugleich am Orinoko geſtanden, iſt unter jenen Völkern keine Spur davon.

Schlüßlich ſage ich etwas, das mit der Zeit beſſer aufgeklärt werden kann. Noch in Amerika hörte ich von einem Schiffe, welches in dieſen leztern Jahren an der Küſte von Kalifornien geländet habe. Man ſagt, die Bootsknechte, ſo Unterthanen von Rußland waren, da ſie ans Land kamen, hätten die mit ihnen redende Landsleute durchaus verſtanden, ohne Unterſchied zwiſchen ihrer Mutterſprache, und jener des Landes, auſſer in einigen Mundarten, wie man es auch anderswo in andern Hauptſprachen erfähret. Bewährt ſich dieſes, ſo haben wir ein groſſes Licht, den Uebergang der Menſchen aus der alten in die neue Welt zu entdecken. Daß die Ruſſen nach, und vielleicht auch vor dem berühmten Schiffer Bering, aus Kamtſchatka, oder je einem andern Platze Sibiriens, nahe an die Küſte Californiens gelanget ſeyn, iſt meines Erachtens unſtreitig. Der Ruf iſt allgemein. Aber in welcher Gegend ſie Amerikaner von ihrer Sprache, oder wenigſtens von der Sibiriſchen, angetroffen haben ſollen, habe ich noch in keinem Schriftſteller gefunden. Ich habe eine ſchriftliche Nachricht bey Handen, die ich der Gefälligkeit des Herrn Abbe

Caſpar

Caſpar Miraglia, der einige Jahre in Mexiko wohnte, zu danken habe, woraus, wenn auch nicht alles, doch etwas zu dieſem Ziele abzunehmen iſt.

„Im Jahre 1761. ſagt er, als Herr Mar„ques de las Amarillas, Vicekönig zu Mexiko „ war, landete zu Loretto in Californien ein klei„nes ruſſiſches Schiff, ſo elend zugerichtet, daß „ es darauf bald von ſelbſt in Stücke gieng. In „ dieſem Fahrzeuge fand man ſieben Ruſſiſche „ Bootsknechte, mehr todt, als lebendig. Man „ brachte ſie in das Haus des Miſſionars, ſie zu „ verpflegen, und wenn es möglich wäre, in „ unſern Glaubenslehren zu unterrichten. In„deſſen gab der Statthalter von Californien dem „ Vicekönig von Mexiko Nachricht von der Bege„benheit, und dieſer befahl, ſie nach dieſer Haupt„ſtadt zu bringen. Vier aus ihnen waren indeſ„ſen zu Loreto ſchon verſtorben; die drey übri„gen, obſchon von dem erlitenen Ungemach noch „ nicht hergeſtellt, kamen bis Mexiko; aber auch „ dieſe ſturben nach einigen Monaten, unter mei„ner Obſorge, im allgemeinen Spitale, nach„dem ſie in die Gemeinſchaft der ſeligmachenden „ Kirche eingetretten waren. Dieſe Ruſſen, da „ ſie etwas weniges Spaniſch zu reden anfien„gen, ſagten, zur nämlichen Zeit wären von „ einem Seehafen des Ruſſiſchen Aſiens zwey „ Schiffe abgeſeegelt, kaum aber hätten ſie das „ Land aus dem Geſichte verlohren, ſo hätten ſie

„ einen ſo grauſamen Sturm gehabt, daß ſie „ gezwungen waren, ſich ganz dem Winde zu über„ laſſen: eines aus dieſen Schiffen wäre von der „ Wuth des Sturmes zu Grund gegangen: das „ andere, nach zertrümmerten Maſtbäumen, ſey „ kümmerlich mit wenigen Trümmern von See„ geln und Steuerrudern, nach Loreto gelangt. „ Dieſe Bootsknechte, mit denen ich umgieng, „ verſtunden meines Wiſſens gar nichts weder „ von der Sprache von Mexiko, noch von der „ Californiſchen.“ Bis hieher gehet die Nachricht des Herrn Abt **Miraglia**.

Fürwahr die ſo dunkle Ueberwanderung kann nicht ſicherer aufgedeckt werden, als durch Zuſammenhaltung unſerer an den Meerküſten üblichen Sprachen mit denen an den Küſten von Amerika. Die Ruſſiſche, als die nächſt gelegene, verdient vor allen den Vorzug: nach ihr die Tatariſche: weiters die alte Spaniſche, und vielleicht, ſo weit auch ſie ſich bis ans Meer erſtreckt, die Celtiſche: nach dieſen, weil auch ſie vor alters über die Meerenge von Gibraltar hinaus reichte, möchte vielleicht der Rang auf die Puniſche kommen; aber wer wird heut zu Tage davon die Probe machen? Leichter wäre es mit der Griechiſchen; ſie hat aber, anderer zu geſchweigen, wenigſtens mit jenen am Orinoko, gar nichts ähnliches. P. **Burkhard**, ein der heiligen Sprachen ſehr kundiger Mann, war vormals Miſſionar bey den Ottomakern; aber weder

er

er, noch jemand anders, hat unter jenen Völkern eine Spur von der Hebräischen, Syrischen, oder je einer Ostländischen bemerkt.

III.

Von den Wörtern, die am Orinoko einigen unserigen gleichen.

Zwey Stücke habe ich in diesem Fache zu melden. Erstlich: es giebt am Orinoko viele Wörter, die zwar dem Klange nach den unserigen gleichen, aber doch ganz was anders bedeuten; zweytens: andere hingegen giebt es, ganz gleiche in der Bedeutung sowohl, als im Klange. Von den ersten zu reden, so haben die Otomaker das Wörtchen: Puta; es bedeutet aber das Haupt. Bey den Tamanaken findet man das: amáre; heißt aber so viel als: Du. Coronáre ist ein Zeitwort, und heisset: morgen. Avo ist nicht wie im Italiänischen: der Großvater, sondern: Mutter-Bruder. Ano heißt der Tag. Poeta bey den Maipurern ist so viel als: berauscht. Maria ist das Wort, womit die Cariben, und manche andere Indier, das Messer nennen. Capu ist der Himmel. Nono die Erde, Coco die Nacht. Und so von mehr andern. Ueberhaupt ist mir keine Sprache am Orinoko bekannt, die nicht mit Italiänischen, Spanischen, oder andern unserigen, gleich lautende Worte habe.

Von der zwoten Gattung giebt es Wörter, die so wohl am Orinoko, als anderswo in sonst

verſchiedenſten Sprachen Amerikens das nämliche heiſſen. So wird der Name: Papayo einer gewiſſen edeln Frucht, mit geringem Unterſchied faſt von allen Nationen beygelegt. Andere ſagen: Papaya, und ſo haben es auch die Spanier angenommen: andere, wie die Ottomaker: Pappái, andere noch allgemeiner: Mapaya. Das Wörtchen: Uſſi bedeutet bey den Maypurern ihr Getränke; und obſchon die Sprache der Tamanaken ganz verſchieden iſt, heiſſen doch auch ſie dieſes Getränke: Ute. Curúba nennen die Ottomaker den Tobak: und Guruppa nennen die Omaguer am Maragnon gewiſſe Baumblätchen, die zwar nicht der Tobak ſelbſt, doch ihm in der Kraft ſehr ähnlich ſind. Da ſieht man die Gleichheit einiger Wörter in ſonſt verſchiedenſten Sprachen Amerikens.

So giebt es auch manche ganz, oder beynahe gleiche mit den unſerigen. Nuna nennen die Tamanaken den Mond. Ite, das im Latein ſagen will: gehet, behält bey den Tamanaken die lateiniſche Bedeutung, blos mit dem Unterſchied, das es dort nur: gehe (zur einer Perſon) heiſſet. Engà iſt bey den Ottomakern: einer, eines, dem griechiſchen: ἑνα ſehr ähnlich. Noch näher kommen folgende Wörter mit den unſerigen überein. Abba heißt bey den Tunevern: der Vater. Papa bedeutet eben dieſes bey den Cariben, bey den Tamanaken, und ſehr vielen andern. Eben dieſe Bedeutung hat bey den Salivern das Wort:

Babbà,

Babbà, und Babbì bey den Betoyern. Die Ottomaker nennen mit geringem Unterschied den Vater: Aúa. Theos nennen die Betoyer die Sonne, eine von ihnen vermeinte Gottheit. Das Wort: Mamma, die Mutter, haben viele Nationen gemein. Viele halten dafür, die Mütter hätten es angenommen, weil es den Kindern so leicht auszusprechen fällt.

Die Einstimmigkeit solcher Wörter bey so verschiedenen Nationen kann ich keines Weges mit Gumilla *) einem blossem Ungefähr beymessen. Herr de la Condamine hat er diesfals weit besser getroffen.**) „Wenn man diese Wörter, „ sagt er, für die ersten Töne betrachtet, so die „ Kinder aussprechen können, und folglich für „ jene, die in allen Ländern vorzüglich von den „ Aeltern angenommen werden musten, sie als „ Ausdrücke der Begriffe von Vater und Mutter „ gelten zu machen; so bleibt uns doch zu wissen „ übrig, warum doch in allen amerikanischen „ Sprachen, wo diese Wörter zu finden sind, „ ihre Bedeutung unverändert erhalten worden „ sey; und aus welcher Zufälligkeit, zum Beyspiele bey den Omaguern in der Mitte des festen Landes, oder bey was immer einer andern „ Nation, die sich der Wörter: Papa und Ma-

*) Hiſtoire de l' Orenoko, Tom. 2. Chap. 30.

**) Voyage à l'Amer: Merid.

„ ma bedient, es ſich nicht jemals eräuget ha„ be, daß Papa die Mutter, und Mamma den „ Vater zu bedeuten, wäre erwählet worden; „ ſondern daß beſtändig das Gegentheil erfolgt „ ſey, wie in den oſtländiſchen und europäiſchen „ Sprachen. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß „ man unter den Völkern von Amerika mehr „ dergleichen Wörter finden würde, deren Ver„ hältnis mit jenen von einer andern Sprache „ der alten Welt, nach guter Prüfung, einiges „ Licht geben könnte, zur Auflöſung einer Fra„ ge, die man bisher bloſſen Muthmaſſungen über„ laſſen hat.“

Bis hieher dieſer groſſe Mann; deſſen weiſſes Urtheil, gleich wie es mir dienet, ſeine richtigen Einſichten zu bewundern, ſo ſoll es jedermann, der es zu thun im Stande iſt, antreiben, ſeinen Gedanken ins Werk zu ſetzen. Wenn mir ſein Bericht bey Zeiten, das iſt, als ich noch dort wohnte, zu Geſicht gekommen wäre, ſo wäre es mir leicht geweſen, einige unſerer Sprachen mit jenen des Orinoko in Vergleich zu ziehen. *) Ich verſtund ſchon zwey unter ſich gar nicht verbundene Sprachen. Ich verſtund auch die Redensarten, worinn

*) Eben ſo wünſchet Herder in ſeiner Vorrede zu Lords James Burnet of Monboddo Werke von dem Urſprunge und Fortgange der Sprache, daß ein Philoſoph in Monboddos Denkart, die Nachrichten von wilden Spra-

worinn andere mit mehr oder minderer Abänderung von ihnen abstammen. An den Sprachen der Tamanaker und Maypurer, die ich im Glauben zu unterrichten hatte, hatte ich so zu sagen die Schlüssel zu fast allen der übrigen Nationen. Denn am Orinoko ist keine Sprache allgemeiner, als diese zwo. Ich hatte also das Mittel an der Hand, wenigstens in diesem Theile, dem Wunsche Condaminens nachzukommen; ich hatte auch zum Theil Gedanken, strebte aber dazumal nur nach einer Aehnlichkeit, die in mehr als wenigen Worten, bestehen soll. Nun da ich an Zeit und Ort von der Gelegenheit, ein mehreres auszuspüren, so weit entfernet bin, muste ich mich mit wenigen Wörtern begnügen, die mir durch Nachdenken zu Gedächtnis kamen.

IV.

Anmerkungen von den Sprachen am Orinoko überhaupt.

I. Alle Wörter, vielleicht einzig jene der Guamer ausgenommen, endigen sich durchaus in einen Vocal. Davon gebe ich einen Entwurf in drey Sprachen, die unter sich gar keine Verbindung haben, und für Hauptsprachen gehalten werden

Sprachen in des Abbts Gilij Saggio di Storia Americana benutzen, und sodann zu den gebildetem Sprachen Asiens schreiten möchte. M.

den können. Ciònego, anda quiquaquà tandemà? sagen die Salivor, das ist: Freund! was wirst du morgen essen? Die Tamanaker sagen: Panàri, cionbè manapucci coronáre? und die Mayppurer: Nunaunari, iti pare péccari tipiè? In dieser Redensart, wie sehr es auch der gelehrte Verfasser des Spetacolo della natura *) widerspricht, zeigt sich eine gewisse Lieblichkeit, der unserigen nicht ungleich.

II. Die Tamanaker, auf daß die Rede geläufiger und lebhafter werde, verschlingen oft die Vocales am Ende der Wörter; zum Beyspiel: Cabrùt' ponà ndài, er ist nach Cabrùta gegangen. Es wäre ihnen zu langweilig: Cabrùta ponà zu sagen. Uóto uor' jave? wann wird der Fisch getödtet? und abgeschmakt wäre es ihnen, wenn jemand ausdrüklich sagen wollte: Uóto uori jave. Apalichiam' caraminári, das Reden der Leute, an statt: apalichiamo. Und so von andern. Woraus auch zu schliessen, daß die Sprache der Indier nicht so barbarisch sey, wie sichs viele einbilden.

III. Die Sprache der Mayppurer ist etwas rauher; und in keinem Falle verkürzen sie ihre Wörter: wie selbe abgesondert lauten, so werden sie auch im Zusammenhange der ganzen Rede deutlich ausgesprochen.

IV. Von

*) L'Abbé *Pluche.*

IV. Von der Mitte und dem Anfang der Wörter zu reden: so mangeln, wie es auch Gumilla bezeugt*), in allen Sprachen einige Consonantes. Keine am Orinoko, einzig die Guamer ausgenommen, hat das F. Aber diese, so viel ich abnehmen konnte, hat deren sehr viele. Die Guamer, ob sie schon heute am Orinoko wohnen, kamen dahin von dem obern Apúre. So sind auch die Sprachen der Zitufer, der Girarer, und anderer reich am F. Aber auch diese Völker sind eben so wenig am Orinoko zu Hauße, sondern wohnhaft beym Casanáre. Die wahren Orinoker meines Wissens haben das F nicht. Von den Tamanakern, Maypurern, und den Abkömmlingen von ihrer Sprache, weis ich es mit Sicherheit. Man darf auch sagen, daß die Tamanaker kein B haben. Denn wiewohl es dann und wann scheint, als brauchten sie es, so ist es doch eigentlich nicht das B, sondern P. Das T ist ihnen gewöhnlicher als das D. Das L vermischen sie mit dem R. S haben sie durchaus keines. Wahr ist es, daß im Laufe der Rede, gemeldete Buchstaben sich dann und wann einmischen; als zum Beyspiel: voto vorbachè tunaccè ure sagt man, ich habe den Tag mit fischen zugebracht. Das B aber braucht man da nur, mehrerer Geläufigkeit halber; eigentlich ist das Wörtchen, das man dem Verbo: uóri nachsetzt, nicht: bachè, sondern: pachè.

*) Hist. de l' Oren. Tom. II. chap. 29.

V. Die Orinoker insgemein verdoppeln die Buchſtaben nicht, mit einiger Ausnahme in der Mappurer Sprache; denn dieſe bedienen ſich oft des doppelten R: arràn, nuchirri etc.

VI. Die Sylben ſa, ſe, ſi etc. ſo bey den Cariben ſehr oft vorkommen, hört man in der Tamanaker Sprache nicht, obſchon dieſe eine Caribiſche Tochter iſt; und alles, was die Cariben mit ſa etc. ausdrücken, ſprechen die Tamanaker mit cia aus. So zum Beyſpiel da die Cariben die Schüſſel ſaréra nennen, ſagen die Tamanaker: ciaréra. Die Sprache der Pareker ſtammet auch von den Cariben ab; aber dieſe Indier, wider die Art der Tamanaker und Cariben, ſagen lieblicher auf franzöſiſche Art: ſciaréra. Und ſo von andern dergleichen Wörtern.

VII. Die Sprache der Tamanaker, wie jene der Avarikoten und Pareken, verabſcheuet die Sylben: da, de, ga, go, gu. Wahr iſt es, daß ſie ſelbe zuweilen gebrauchen; aber kaum merkbar, und weil es die Zuſammenkunft anderer Conſonanten alſo erfordert. Dieſe Sylben ſind hingegen in andern Sprachen ſehr häufig.

VIII. Aus dieſer verſchiedenen Ausſprache kömmt es, daß die Orinoker alle ausländiſche Wörter, ſo ſie hören, verdrehen. Zum Beyſpiel diene das ſpaniſche Wort: Dios, Gott. Alle ohne Ausnahme endigen es mit einem Vocal, der ſich in ihrer Sprache beſſer ſchicket.

Weil

Weil aber viele auch den erſten Buchſtaben nicht ausſprechen können, ſetzen ſie dafür das P, und ſagen, wie die Maypurer: Pioſu. Die Avanen ſagen: Dioſu, die Tamanaker: Tioci, die Pareker: Ilòſci, und andere wider anders.

Der V. Abſchnitt: Von der Ausſprache am Orinoko, wird Kürze halber hier ausgelaſſen.

VI.

Anmerkungen über die Sprachen am Orinoko, das iſt inſonderheit: Von den Theilen der Rede, und erſtlich von dem Nomen, oder Nennworte.

Man möchte fragen, ob die Worte der Orinoker einfach, oder zuſammengeſetzt ſind? In dieſem Stücke muß ich etwas beybringen, das die Nachforſcher ausländiſcher Sprachen billig in Verwunderung ſetzen kann. Erſtens iſt es auſſer Zweifel, daß es in allen Mundarten am Orinoko viele ſehr einfache und kurze Wörter gebe, ohne Einflechtung hart klingender Conſonanten. So iſt z. B. bey den Ottomaken: Poga, die Erde, Caga, der Himmel, yoga, der Fluß, ya, das Waſſer, Onnóna, der Kukuruz, acchea, die Schildkröte u. ſ. w. Andere ſind ganz einſylbig. So iſt: Ga ein gewiſſer Vogel, Ghi der Toback, no ich, i du, de zwey etc.

In den tamanaker und maypurer Sprachen erinnere ich mich keiner ſo kurzen Wörter. Aber

zwey-

zweyſylbige giebt es in beyden ſehr viele; vorzüglich zur Bedeutung jener Dinge, von denen der noch rohe Menſch die erſten Begriffe zu haben ſcheinet. Zum Beyſpiele:

	auf Tamanakiſch	auf Mayppuriſch
Erde	Nono	Peni
Himmel	Capu	Eno
Waſſer	Tuna	Veni
Vater	Papa	Napè
Mutter	Occiu	Inà
Sonne	Veju	Chiè
Feuer	Vaptò	Catti
Brod	Ute	Uſſi.

Dem ungeachtet haben doch auch alle Sprachen am Orinoko dreyſylbige, vierſylbige, und noch längere Wörter. Z. B. bey den Tamanakern: Amalivacà, das höchſte Weſen, Yolachiámo, der Teufel, Anecchiamgotò, das Thier. Dem ich aber öfter nicht ohne Verwunderung nachſann, das waren die zuſammengeſetzten Wörter, woran dieſe ſogenannte barbariſche Sprachen einen Ueberfluß haben. Einige aus vielen bringe ich zum Beyſpiele bey:

	auf Tamanakiſch	auf Mayppuriſch
Wer einen Vater hat:	Timghe	Cachivacanèchinì.
Wer eine Mutter hat:	Ianechéme	Cattuchinì.
Wer ein Weib hat:	Puccème	Caanítuchinì.
Wer Kinder hat:	Timnechéme	Caanichinì.

Wer

Wer weder Vater, noch Mutter, weder Weib, noch Kinder hat, heisset auf Tamanakisch; Imupunì, jánepunì ipupunì, imnepunì; und auf Maypurisch: Machivacanetenì, matutenì, maanitutenì, maanitenì. Ich müßte es zu lange machen, wenn ich die Zusammensetzung dieser Wörter aufgelößt erklären wollte.

Da ich den Ursachen einer solchen Redensart nachsinne, finde ich deren vorzüglich zwey. Die erste ist das Alterthum der Sprache, welche zu diesen Abkürzungen der Rede nicht gelanget, als Stuffenweise und nach langer Uebung. „Die „ erste Sprache, sagt ein gelehrter Engländer *),“ muß nur ganz einfache Töne und Bewegungen, ohne alle Composition gehabt haben.“ Die zwote Ursache ist der Hang zum Laconismus, der bey allen Indianischen Nationen im höchsten Grade herrschet. Aber diese, wiewohl nicht geringe, Zusammensetzung wird im Vergleich mit jenen verschieden, die den Tamanakern, wie ich an seinem Orte zeigen will, bey verschiedenen Verbis üblich ist.

Andere Eigenschaften des Nomen belangend, haben diese insgemein bey den Orinokern keine Artikel der Geschlechter. Patcurbe heißt bey ihnen: der, die, das gute; racheche: der, die, das gelbe; taremue-ne: der, die, das weiße ꝛc. Wenn es ihnen aber an Artikeln mangelt, so haben

*) Shuckford Histoire du Monde sacrée, et profane.

ben ſie doch Kennzeichen, das Geſchlecht des redenden zu bezeichnen. Die Mannsleute z. B. ſetzen allezeit bey ihren Reden das: uè hinzu: patcurbe ure uè, ich bin gut; maje uè, gehen wir ꝛc. Ihre Weiber hingegen gebrauchen das: me: maje me &c. Die männlichen Cariben gebrauchen zum Unterſchiede das ſe; die Avarikotten das ce; die Maypurer das nau, oder no. Mau oder mo ſagen die Weiber.

Noch über dieſes giebt es auf Tamanakiſch einige Wörter, die ſich für Mannsleute ſehr wohl ſchicken, im Munde der Weiber aber lächerlich wären. Lui der gröſſere Bruder; jacomnòne der kleinere; naciùtu meine Schweſter; jamgili meine Tochter, ſagen bey den Tamanakern die Männer; die Weiber hingegen: pipi mein Bruder; pacci meine größere Schweſter; piti meine jüngere ꝛc. Auch die Maypurer, insgemein zu reden, haben keinen Artikel der Geſchlechte; und jene Wörter, wo ſie einen gebrauchen, beziehen ſich einzig auf vernünftige Geſchöpfe. Die vernunftloſen würdigen ſie dieſes Unterſchieds nicht. Wenn aber von einer Perſon die Rede iſt, drücken ſie das Geſchlecht aus. Curricàtiuàri ein mitleidiger, curricàtiuàu eine mitleidige; Tumetechì ein Knäblein, Tumautochì ein Mägdlein; capèru ein Alter, capecàu eine Alte ꝛc. Der Ausgang des Wortes in che, bedeutet das männliche; und càu das weibliche Geſchlecht. Z. B. Soniriche

richè er iſt gut; ſonirrichau ſie iſt gut; pinavachè er ſieht ihn an; pinavacau er ſieht ſie an. Denn die Maypurer (das man vielleicht in keiner andern Sprache findet) unterſcheiden auch ſogar in den Verbis das Geſchlecht. Aber davon an ſeinem eigenen Orte.

In keiner Sprache am Orinoko werden die Nomina, wie bey den Lateinern und Griechen, durch die Caſus declinirt. Sie haben nur zwo Endungen: des Singulars und Plurals. Davon will ich an ſeinem Orte das Beyſpiel geben. Für vernunftloße Dinge braucht man keinen Plural; ſondern die Zahl davon anzuzeigen, ſagt man z. B. ich habe zween, drey oder viele Tiger geſehen. Mehr lebloße Dinge bedeutet man mit dem Zuſatze c-ne. Mata das Feld, matac-ne die Felder, cenè dieſes Ding, cenec-ne dieſe Dinge. Alſo die Tamanaker.

So leicht es aber iſt, die Wendung eines, ſo zu ſagen ledigen, an keine Perſon gebundenen Nennwortes zu faſſen; ſo ſchwer iſt es hingegen, die verſchiedenen, ſonſt unerhörten Abänderungen der zuſammen gezogenen Wörter zu erlernen. Von den Pronominibus poſſeſſivis zu reden, welche eigentlich dieſe Zuſammenziehung betrift, nehme ich zum Beyſpiel ein Nomen, das mit einem Vocal anfängt, wie: Apòto der Herr; und heißet alſo: Japotòi mein Herr: Avapotói dein Herr, Itapotói ſein Herr. Jumnà japotói heißt: unſer Herr; aber dieſes jumna

unſer;

unſer; läßt ſich nicht gleichmäßig in allen Redensarten anwenden. So wenn z. B. ein Tamanaker, mit uns Ausländern redend, ſagen will: unſer Herr, oder Cazique iſt gut, ſagt er in ſeiner Sprache ganz recht: jumna japotòi patcurbe. Wenn er aber mit ſeinen Landsleuten allein redet, gilt ſolches keinesweges; ſondern wenn er ſeine Rede gegen einen richtet, muß er ſagen: Capotòi, das iſt: unſer zween Herr; und in dieſem Falle haben wir den Dual der Griechen. Der nämliche Tamanaker kann aber ſeine Rede gegen mehr ſeiner Landsleute richten, und alsdann ſagt er nicht: Capotòi. Es wird ein anders Wort erfordert, womit die Perſonen, zu denen er redet, alſo ausgedrükt werden, daß man es andern nicht zueignen könne. Er ſagt: Capotòi chemò, daß iſt: unſer Herr (der Tamanaker allein.) Dieſe Ausdrücke ſind wirklich über das Fach eines Barbaren. Der Dual iſt den Gelehrten nicht unbekannt; bisher aber unbekannt wird ihnen ein Plural ſeyn, der ſich nur auf gewiſſe Perſonen ſchicke, wie wir es in dem Capotòi chemò erſehen. In meiner geſchriebenen tamanakiſchen Grammatik nenne ich dieſe Redensart den beſtimmten Plural.

Laſſet uns den Plural mit Beziehung auf andere Perſonen ſehen. Avapotòi chemò heißt: eure Herren; aber ohne Vorbehalt, daß man nur zu gewiſſen Perſonen rede, ſo wie auch in dem folgenden: Jtapotòi chemò, ihre Herrn. ꝛc.

Dieſe

Dieſe Art gilt insgemein bey dem Nomen, das mit einem Vocal anfängt; fängt es aber mit einem Conſonanten an, ſo iſt ſie etwas anders. Mata iſt das Feld, der Acker; Matarì mein Acker; Amatarì dein Acker; Imatarì ſein Acker; Iumna matarì unſer Acker, in obgemeldeter Bedeutung; chi matarì unſer zween Acker; chi matarghemò unſer (gewiſſer Leute) Acker; Amatarghemò euer Acker; Imatarghemò ihr Acker. Folglich kömmt der Dual, und der beſtimmte Plural von zwey verſchiedenen Wörtchen, die dieſes bedeuten. Denn Jumna heiſſet: wir, jedoch nur unbeſtimmt; Chi ve heißet: wir zween; und chichemò: wir, mit gewiſſer Beſtimmung.

Die Mayurer ſind in ihren Reden einfacher. Anitì, der Sohn, wird alſo declinirt: Nuáni mein Sohn; Piáni dein Sohn; Ani ſein Sohn; Uaáni unſer Sohn; Niáni euer Sohn, und ihr Sohn. Doch hat man dabey zwey Dinge zu merken. Erſtlich: wenn man von der dritten Perſon im Singular redet, ſagt man vom Sohne einer Mannsperſon recht: Ani. Ihr Sohn aber (eines Weibes) muß man: Juáni ſagen. Zweytens: daß die Partikeln, womit die zwote und dritte Perſon des Plurals angezeigt worden, allezeit die nämlichen ſeyn, und die Verſchiedenheit der Bedeutung nur aus den Umſtänden abgenommen werde.

Da muß ich noch etwas auſſerordentliches, doch wahrhaftes, anmerken. Bey den Tamanackern haben auch die Adverbia, und andere Partickeln der Rede ihre Declination, wenn ſie mit Pronominibus poſſeſſivis vereiniget werden, wie ich es im neunten Abſchnitte, §. VI. zeigen will.

Genau zu reden, haben die Orinoker keine Superlativos. Sie bedienen ſich doch gewiſſer Partikeln, die dem Nomini nachgeſetzt, es zu einem Superlativo machen. Die Partikeln, ſo zu ſagen, des Superlativi ſind verſchieden. Die Maypurer gebrauchen die Partikel: minè; folglich: cunè ſüß; cunè minè ſehr ſüß. Die Ottomaker gebrauchen das: amò; tenúna gut; tenúna amò ſehr gut. Die Tamanaker nehmen das: tivà; z. B. patcurbe tivà, ſehr gut. Wiewohl dieſes Wörtchen, nach Art ihrer Sprache, eigentlich eine Vergröſſerung anzeigt. Ottomacu tivà, ein groſſer Ottomaker; jeje tivà, ein groſſer Baum; u. ſ. f.

Den Orinokern mangelt auch der Comparativus; und diesfals gleichet ihre Redensart der hebräiſchen. Ueberhaupt wenn eine Perſon mit einer andern verglichen wird, ſetzen ſie dafür verneinende Partickeln, und anſtatt zu ſagen: dieſer iſt beſſer, als der andere, ſagen ſie: dieſer iſt gut: der andere iſt böß. Aber auch immerzu den Vergleich einer Sache mit der andern beſſer zu erheben, haben ſie dazu gewiſſe Partikeln. Die Tamanaker bedienen ſich des: jepóje darüber.

Z. B.

Z. B. patcurbe amáre taurechemò jepòje, du biſt gut über die andern. Bey den Maypurern gilt eben dieſes das Wort ituà. Cunè piturà pauria camonee ituà, du redeſt ſüſſer, als die andern.

Die Diminutiva ſind bey den Orinokern wie im Franzöſiſchen. Tiniochì-iſi, ein Weibchen: Maipuri-iſi, ein kleiner Maypurer. Dieſe Diminutiva kommen von dem Adjectivo: matiſi, klein. Das nämliche iſt bey den Tamanakern. Sie ſagen eben dieſes in ihrer Sprache: aicà-putche, Maipur-putche; und es ſind in der That die letzten Sylben des cujuputchè, klein. Von deſſen Synonimo: cujupejà entnehmen ſie andere, die ſie Herzigkeit halber gebrauchen: mure-cià ein Kindlein, autecià ein Häußchen.

Keine Nation am Orinoko, ſo viel mir bewuſt iſt, als die einzige Tamanaker, hat verſchlimmernde Wörter. Solches drücken ſie mit dem nachgeſetzten; tajè aus: aicà taje, ein ſchlechtes Weibsbild; Maipùri taje, ein ſchlechter Maypurer, u. ſ. w.

Die Relativa: welcher, welche, ſind den Orinokern unbekannt. Doch gebrauchen ſie an deren ſtatt gewiſſe Ausdrücke, die den Abgang der unſerigen erſetzen. Auf tamanakiſch vertritt die Stelle des Relativi das: manecci. Z. B. Pare Cabrut' po manecci patcurbe, der Pater, der zu Cabruta wohnt, iſt gut. Zu-

weilen aber gebrauchen ſie Kürze halber nur den Ausgang: neccì; z. B. Ciongaic pe itegèti Pare nepùi neccì? Wie iſt der Name des Vaters, der gekommen iſt? Die Mayppurer anſtatt des gemeldeten, bedienen ſich der Partikel: ri. Z. B. maiſùini ri caniacàu catti-iche, wer böß iſt, geht in die Hölle. Endlich haben ſowohl die Tamanaker, als Mayppurer, und andere, eine ſolche Menge von Participien, daß ſie leichter, als wir, einen Theil der Rede mit dem andern verbinden. So erſetzen ſie auch das diſtributivum jeder, mit gewiſſen Partikeln. Auf Tamanakiſch ſagt man: penè. Z. B. maria cannucci tevin-penè avanarèc-ne, ich werde einem jeden ein Meſſer geben. Auf Mayppuriſch: nutaà niche mànuri pachiàta nipinuà.

VII.

Von den Pronominibus, Verbis, und Participiis.

Von dem Pronomine primitivo wird anderswo die Rede ſeyn. Von dem poſſeſſivo iſt über das obgeſagte noch zu wiſſen, daß deren keine, wenigſtens ausdrücklich und abgeſondert, insgemein bey dieſen Nationen anzutreffen ſeyn. Ich ſage: insgemein; denn die Mayppurer haben ſolche, nämlich: nuche, mein, piche, dein ꝛc. Die andern Nationen haben gewiſſe, den Wörtern angehängte, Partikeln, das poſſeſſivum

zu

zu bedeuten. Bey vielen tamanakiſchen Wörtern ſind dieſe Partikeln hinten. Z. B. Jejè der Baum, Jejè-ri mein Baum; maria das Meſſer, marià-ri mein Meſſer; zweytens die von einem Vocal anfangende Wörter haben Poſſeſſivzeichen im Anfange und am Ende. Apoc-ciáne der Knittel der Streitkolbe, Japoc-cianari mein Knittel ꝛc. Von dieſer Regel aber ſind viele Wörter ausgenommen, zu nicht kleiner Beſchwerde derer, welche die Sprache lernen wollen, z. E. Aute das Haus, jéuti mein Haus, aponde der Siz, japoni mein Siz ꝛc.

Das Zeichen des Poſſeſſivi: dein, iſt der Buchſtabe a dem Worte vorgeſezt, ſo wie gleichfals i vorgeſezt ſein, heiſſet. Amariari dein Meſſer, imariari ſein Meſſer. Dieſe Partikeln dienen ben den Tamanakern auch, das poſſeſſivum im plurali, euer, ihrer, zu bedeuten. Der Unterſchied zeigt ſich blos an der Endung der Wörter, wie ſchon im ſechsten Abſchnitte bey dem Worte Apóto gemeldet worden. Die Mayparerſprache hat wenigſtens in vielen Wörtern, keine ſolche Verwirrung. Sie haben das Zeichen des poſſeſſivi zuweilen blos am Anfange des Wortes. Nuáni mein Sohn, Piani dein Sohn ꝛc. wie man es im ſechsten Abſchnitte erſehen kann. Die Anfangspartikeln Nu, Pi &c. ſind die erſten Sylben von den primitivis: Nuja, ich, Pia, du ꝛc.

Von dem poſſeſſivo der erſten Perſon iſt noch anzumerken, daß die Tamanaker bey den Wörtern, ſo ſich in te endigen, dieſes te in ri verwandeln. Z. B. mdàte der Mund, mdari mein Mund; pete die Stirne, peri meine Stirne. Die Maypurer hingegen bey den Wörtern, welche in ti ausgehen, verſchlingen dieſes ti, und ſetzen das poſſeſſivum: nu zu Anfang des Wortes. Z. B. arrutì das Kleid, nuarru mein Kleid; javati die Hacke, nujàva meine Hacke ꝛc. Bey einigen andern Wörtern gebrauchen ſie zum Zeichen des Poſſeſſivi, nebſt dem nu im Anfange, auch das beygeſetzte re zu Ende. Z. B. Jucuà, die Zunge, nujucuàre, meine Zunge; camonèe, das Volk, nucamonerre, mein Volk; mànuri, das Meſſer, numanure, mein Meſſer, curarùta, das Papier, der Brief, nucujarutè, mein Brief, menitì, das Feld, numenènè, mein Feld ꝛc. So viele Ausnahmen zu merken, braucht es kein ſchlechtes Gedächtniß. So viel von den poſſeſſivis.

Von den Verbis zu reden: ſo haben die Maypurer nur zwo Conjugationen. Eine für die activa: die andere für die paſſiva und neutra. Die Tamanakerſprache hingegen erfordert eine ungemeine Mühe, die verba zu erlernen. Ihre Conjugationen ſind vielerley. Sie haben verba, die gleichförmig: andere, die ſich ungleich endigen. Der anomalen ſind viele, und ſo verwirrt, daß man indeſſen, da man dieſe

Spra

Sprache erlernet, wohl zehn andere ſo leichte, wie die Maypuriſche iſt, begreiffen könnte.

Erſtens haben die Tamanaker (nicht aber auch die Maypurer) viele verba frequentativa: z. B. iterì, gehen, iteptarì, oft gehen; jacàramarì, ſagen, jacaramaptarì, oft ſagen ꝛc.

Zweytens, endigen ſich die verba verſchieden; in ri, wie die gemeldeten; in ru, wie: juru, geben, jumecùru, erweitern ꝛc.

Drittens, haben ſie viele verba compoſita, von mancherley Art. Gewiſſe haben die compoſition am Ende. Von dieſer Gattung ſind, welche in potirì ausgehen. Jenerì, anſehen, jenepotirì, oft wieder anſehen ꝛc. Andere haben die Compoſition in der Mitte. Jemèri, eſſen, jemepòri, zu eſſen geben, oder dem andern ſagen: er ſoll eſſen; jenèri, anſchauen, jenepòri, dem andern ſagen, er ſoll anſchauen. In dieſen und dergleichen verbis iſt der Ausdruck der Partikel po eben ſo kurz, als lebhaft und nachdrücklich. Es giebt aber noch mehr andere dergleichen Zwiſchenpartikeln. Ma bedeutet die Wirkung, womit man macht, daß dieſes ſo oder ſo werde. Z. B. jepelmarì heiſſet kurz zu ſagen: fruchtbar machen. Anec-pe jeje nepelmài? wer hat den Baum fruchtbar gemacht? Ca oder Ga, heiſſet: hinwegnehmen. Z. B. anec-pe jeje nepelmài? wer hat dem Baume die Frucht abgenommen? Ta heiſſet: zu

etwas werden. Z. B. Ciongaic-pè jeje nepetái? wie iſt der Baum fruchtbar geworden?

Viertens, von jedem Nomine kann man ein Verbum machen: patcurbe, gut, patcutarì gut werden; Tamanacu, ein Tamanaker; tamanacùtarì, ein Tamanaker werden ꝛc.

Fünftens, das Wort: eſſen, iſt bey uns immer das nämliche: aber bey den Tamanakern iſt es verſchieden, nach Art deſſen, was man ißt. Jacurù Brod, oder das Caſave eſſen; jemerì, Früchte, oder Honig eſſen; janerì, Fleiſch eſſen ꝛc.

Sechstens, ſind die Verba compoſita mit ipiri, wollen, ſehr artig und wohl ausdrückend. Jenèri, ſehen, ieneripiri, ſehen wollen ꝛc.

Siebentens, die Partikel re, heiſſet: wiederum, oder zurücke: tenecci, ich werde ſehen; tenecci-re ich werde zurücke ſehen; teccià, ich gehe; tecciarè ich gehe zurücke.

Achtens, die Verba negativa ſind ſehr außerordentlich, und den unſerigen ſehr ungleich. Auf Tamanakiſch ſagt man nicht: ich gehe nicht, ich empfinde nicht: ꝛc. ſondern: ich bin nicht gehend, ich bin nicht empfindend: ꝛc. eneprà uoccii, anitaprà uoccii.

Neuntens, habe ich einſtens von dem Pater Olmo, Miſſionar der Jacurer gehört, daß dieſe Nation dieſe Redensart in ihrer Sprache auch im Imperativo gebrauche; z. B. anſtatt: ſeyet; ſeyd

ſeyd leſend; ackert an: ſeyd anackernd. Woraus zu ſchlieſſen, daß die Jarurer auſſer dem Subſtantivo: ſeyn, kein anderes Verbum conjugabile haben.

Endlich haben die Tamanaker, nach dem Gebrauche der Griechen, das participium auch in den verbis Subſtantivis.

VIII.

Von den andern Theilen der Rede.

Die Partickeln, die wir in unſern Sprachen Praepoſitionen nennen, werden durchaus in den Orinokiſchen nachgeſetzt; ſind aber verſchieden in verſchiedenen dieſer Sprachen. Roma-po, zu Rom, ſagen die Tamanaker; Roma-chi, die Maypurer. Aber dieſer nachgeſetzten Partikeln giebt es ſo viele, daß es ein beſonderes Gedächtnis braucht, ſie zu ermerken. Einen braucht man in einem Fall: andere wieder in andern. Pépuri-icutì, auf dem Felde, japa-ibatì, auf dem Berge, aa-pachitì, auf dem Baume, ipinà-ibatì, auf dem Platze, aamai-che, im Walde, ꝛc. So die Maypurer.

Die Adverbia, welche man in unſerer Sprache aus den Adjectivis macht, ſind in den Orinokiſchen von dem Nomine nicht unterſchieden. Cunè, ſüß, adverbialiter und adjectivè &c. und dieſes verſteht ſich alſo von allen Sprachen. Sie gebrauchen doch einige adverbia, die von

keinem adjectivo abſtammen. Upiè, morgen, aaraàri, da ꝛc. Viele adverbia ſetzen ſie ſo, wie die praepoſitionen, dem Nomini nach: nunavà nicapi, ich habe ihn geſehen vielleicht; nunavà, panicà, o daß ich ihn ſehe! ꝛc. Adverbia comparativa, und Superlativa haben ſie keine andere, als die ich oben im ſechsten Abſchnitte angemerkt habe. Nur die Tamanaker erſetzen auch den Superlativum immerzu, mit dem nè, das ſie dem Worte nachſetzen. Patcurbe, gut, patcurbéne, überaus gut; tic-porè, ſüß, tic-porène, ungemein ſüß ꝛc.

Die Maypurer gebrauchen das adverbium: rinzia, nur, vom Worte abgeſondert. Z. B. Uſſi pinà, nur das caſàve. Die Tamanaker aber verbinden dieſe Partickel mit dem Worte Ute; das Caſàve-utetpe, nur das Caſàve. Das adverbium: heute, bedeutet auch: nun; woraus dann und wann die Rede etwas dunkel wird. Aber die Tamanaker, nachdem ſie ſagen: amenàre heute, wenn ſie noch dazu ſagen wollen: dieſen Augenblick, ſetzen ſie noch die Partickel cenerepè hinzu. Das Fragewörtchen warum? iſt ein Zuſammenſatz mehrerer Wörter. Iti pare umári iſt das warum? der Maypurer, und heiſſet ſo viel, als: welche Sache iſt es, die es macht, daß - -. Iti pare umári nuca pitacàu? was macht, daß du nicht geheſt? Auf Tamanakiſch, ſagt man: Cionuarái-pachè;

uf was Weiſe? Cionuardi-pachè itepra raccii, auf was Weiſe biſt du nicht gegangen?

Wenige Nationen haben das affirmativum: Die Avaner, und auch einige Maypurer, gen: ſaje, oder auch das deutſche: ja. Die ajurer ſagen: ajè. Aber dieſe, wenn ich mich cht irre, ſind unter ſo vielen Nationen die einzigen, welche ausdrücklich bejahen. Insgemein das Bejahen der übrigen gleich mit jenem unſerer Bauern, oder einer Perſon, die ſich zu den ſchämt. Wenn ſie ja ſagen ſollen, erheben ſie die Augen, gleich den Kindern, oder ſie lfen ſich mit einem einzelnen, oder verdoppelten Vocal. Die Ottomaker ſagen: a a; die aypurer: u u, oder auch: u u ja; die Tamanaker einfach: u.

Die Maypurer haben das adverbium: nein, ıb ſagen: nuca. Z. B. nuca nujàſa, ich ill. Die Tamanaker haben das einzelne und geſonderte: nein, nicht, ſondern ziehen ſich is dem Worte ipurà, welches ſo viel heiſſet, s: es giebts nicht, die verneinende Partikel prà raus, und damit man ſie recht anwende, iſt es thig, viele andere Wörter zu wiſſen. Ich will cht, anipiprà, vermiſcht mit dem verbo: iri, wollen. Utèripiprà ich will nicht gehen, rmiſcht mit dem verbo: iteri, gehen ꝛc. berhaupt ſagen ſie nie: nein, als mit langem

Um-

Umſchweife.*) Die verneinende Partikeln, ſind allezeit den Hauptwörtern angehängt. Votoprà, es giebt keine Fiſche; uoto punire mocce, dies iſt kein Fiſch; tamgiúne ure uoto mnarbachè, ich bin hungrig, weil es keinen Fiſch giebt. Im erſten Beyſpiele ſieht man das negativum prà; im zweyten das puni; im dritten das mna; und ſind lauter tamanakiſche Redensarten.

Die Maypurer haben die verneinenden Partikeln ma, und teni. Hier ſieht man beyde in einem Worte vereiniget: Maarruteni, wer kein Kleid hat; manumacuteni, wer keinen Mund hat.

Die Sprachen der Orinoker, weil ſie ſo kurz und lakoniſch ſind, bedürfen nicht vieler Conjunctionen. Auf Tamanakiſch iſt das ſammt, oder und, eben eines. Amáre ite Antonio jachère, gehe du und der Anton, das iſt: mit dem Anton. Die Maypurer ſagen das copulativum: auch, abgeſondert. Z. B. nuja niacà, ich auch. Die Tamanaker hingegen ziehen das auch mit der Perſon in ein Wort zuſammen: Ure, ich, uretpere, ich auch. Das disjunctivum: oder, hat keine Nation. Anſtatt zu ſagen: Gehe der Peter, oder der Johann, ſagt ein

*) Sie ſind alſo noch ſtutzermäßiger, als die Pariſer mit ihrem übertriebenen höflichen Pardonnés-moi. M.

ein Tamanaker: Pedro iteci; crere itemnàr-jave Juani itecci, das iſt: der Peter ſoll gehen; wenn er nicht geht, ſo gehe der Johann. Andere Conjunctionen werde ich anderswo anführen.

IX.

Ein Entwurf von der Tamanaker Sprache.

§. 1. Von dem Nomen.

Declinationen der Nominum ſind ſieben. Die erſte endiget ſich im Singular in e; im plurali in nemò. Notpe, eine Alte, notpenemò, die alten Weiber; tambachè, der Alte, tambachè-nemò, die alten Männer. Die zwote endiget ſich im Singular mit o; im Plural mit: nomò. Paitò, ein Jüngling, paitonomò, die Jünglinge; apòto, der Herr, apotonomò, die Herren. Die dritte endiget ſich verſchieden im Singular; im Plural aber allezeit mit: chemò. Tamanacu ein Tamanaker, Tamanac-chemò, die Tamanaker; taurère, ein anderer, taurechemò, die andern. Die vierte betrift die Nomina, welche auf eme, che, oder ghe ausgehen; und dieſe haben den Plural in amo. Taremuc-nème, ein Weiſſer, taremuc-nàmo die Weiſſen; ponghème, ein Spanier, pongàmo, die Spanier; tonnachè, jemand mit groſſer Naſe, tonnacàmo, Leute mit groſſer Naſe. Daher gehören auch: mocce der, die, moc-ciàmo dieſe, im Plural

von

von beydem Geſchlechte; patucche, gut, patuchiàmo, gute. Die fünfte Declination hat den Plural in ptui. Cujupcià, der kleine, cujuptùi, die kleinen; mùre, das Kind, mureptùi, die Kinder. Die ſechste iſt nur von lebloſen Sachen, und endiget den Plural mit cne. Cene, dieſes Ding, cenècne, dieſe Dinge; jeje, der Baum, jejècne, die Bäume. Wenn dieſe Nomina mit den poſſeſſivis vereiniget werden, ſo muß ihr Plural in chemò ausgehen. Jejerghemò, meine Bäume; matarghemò, meine Grundſtücke. Die ſiebente Declination betrift die Pronomina relativa: ſelber, jener, ſelbe, jene. Dieſe Nomina haben den Singular in re, und den Plural in moro. Nare, oder crere, jener, namòro, oder chiamòro, jene.

Die Caſus zeigen ſie mit gewiſſen Partikeln an. Im Nominativo, wenn er mit einem aoriſto (von denen nachmals die Rede ſeyn wird) vereiniget iſt, braucht man die Partikel: ujà. Z. B. Apòto ujà teneccè der Herr hat geſehen. Den Genitivum des Beſitzthums ſetzen alle Nationen des Orinoko, wie die Lateiner, dem andern Nomini vor. Daher ſagt man: Apòto matari, der Acker des Herrn. Apòto heißt: der Herr; matari, mein Feld; folglich vertritt das poſſeſſivum: ri gleichſam die Stelle des Artikels des. Im Dativo vertritt dieſe Stelle das ujà. Pare ujà nacaramài, er hat es dem Pater geſagt.

gt. Im Accuſativo gebraucht man keinen rtikel, ſondern er wird blos dem verbo nachge- ßt. Z. B. Pare nenèi amatari, der Vater it deinen Acker beſehen. Man bemerke im Wor- , Pare ohne Artikel, daß der Nominativus kei- n nöthig habe, als nur in den aoriſtis. Im ocativo gebraucht man gar keinen Artikel. den Ablativum zu unterſcheiden, dienet die Par- kel vine. Z. B. Pare vine vepùi, ich bin m Vater gekommen.

§. 2. Vom Pronomine.

Die primitiva ſind: ure ich, amare du, acche er, jumna wir, amgnamòro ihr, ucchiamo ſie. Auſſer dieſen giebt es noch an- re, die in vielen Sachen gleiche Bedeutung ha- n: ujà ich; mich, er, oder ſie; aujà du, dich; eujà er, ſie, ſich; jumna ujà wir, uns; au- c-ne ihr, euch; iteujac-ne ſie, im Plurali, ominat. und Accuſat. von beyden Geſchlech- n. Die poſſeſſiva belangend, ſo von einem nſonanten anfangen, ſehe man den Vten, und von einem Vocal anfangen, den Vten Ab- nitt.

§. 4. Von den Verbis.

Conjugationes activorum ſind ſieben, wo- n vier regular ſind. Die erſte fängt im infi- tivo mit jà an und endiget in ri. Jacara- ari zu wiſſen machen; jatteri ſchneiden ꝛc. ie zweyte fängt an mit je. Z. B. jenèri ſe- hen,

hen, jemèri eſſen. Die dritte fängt an mit ei, nem jo. Z. B. jopcari Holz ſpalten, jocori Fleiſch ſchneiden. Die vierte fängt an mit ju, und endiget im Infinitiv mit: ru. Z. B. jùru geben, jumecùru erweitern. ꝛc.

Die fünfte Conjugation activorum iſt irregulär. Ihr Anfang iſt mit einem i, und der Ausgang in ri. Z. B. ipiri wollen; und daher gehört auch das verbum neutrum itimuri weinen. Ich würde kein Ende finden, und müſte eine förmliche Grammatik ſchreiben, wenn ich zum Verdruſſe meiner meiſten Leſer, eine deutliche Nachricht von dieſen Conjugationen geben wollte. Laſſet uns nur einen Blik auf eines von den praeteritis werfen, und in Kürze vieles, das man ſagen könnte, zuſammenfaſſen. Tacaramài ich habe Nachricht gegeben, tenèi ich habe geſehen, tocòi ich habe geſchnitten, tui ich habe gegeben. Das Verbum ipiri wollen, macht in dieſer erſten Perſon: ipii ich habe gewollt. Macaramài du haſt benachrichtiget, menèi du haſt geſehen, mocòi du haſt geſchnitten, mui du haſt gegeben, mipii du haſt gewollt. Nacaramài er hat benachrichtiget, und ſo die übrigen. Hiebey iſt zu merken, daß die dritte Perſon immer im Anfange mit einem na, oder ja, ne, ni, no, oder nu ſich auszeichne, je nach der Art des verbi, wovon es abſtammet.

MVSEVM BRITAN NICVM

Die

Die ſechste Conjugation iſt irregulär, und fängt mit verſchiedenen Conſonanten an; puturù denken, maic-carì verſpotten ꝛc. Sie richtet ſich doch zum Theil nach den gemeldeten. Putùi ich habe gedacht, mbutùi du haſt gedacht. ꝛc.

Die paſſiva ſind von zweyerley Art, und machen die ſiebente und achte Conjugation aus. Die paſſiva von erſter Art erkennt man aus den erſten Sylben, die insgemein uaccià, uecciè, oder uocciò ſind; und dieſe Anfangsſylben ſetzt man, wenn man das activum zu einem paſſivo macht. Z. B. Jatterì brechen, uacciatterì gebrochen werden. Die zwote Art iſt von jenen paſſivis, die man aus activis macht, ſo von einem Conſonanten anfangen. Puturù wiſſen, uatputurù gewiſſet werden; ital. ſaperſi. Tucurù vollenden, uotucurù vollendet werden.

Die neutra endigen ſich meiſtens in murì; ſie können aber zu denen Conjugationen der activorum, oder paſſivorum gerechnet werden. Itimurì weinen, uaitimurì reißen, uarèrimuri tanzen: ꝛc. davon iſt das praeteritum: uarèrimùi ich habe getanzt, uaitimùi ich bin gereißt, muarèrimùi du haſt getanzt, muàitimùi du biſt gereißet ꝛc.

Aus dem Anfange des verbi, wie ich ſagte, erkennet man das paſſivum; und es iſt eigentlich nichts anders, als der Anfang des verbi

ſubſtantivi: uoccirì ſeyn, in mancherley Geſtalt. Das nämliche geſchieht auch in der Sprache der Maypurer, und vielleicht in allen übrigen am Orinoko. Gemeldetes Verbum ſubſtantivum wird gleich dem lateiniſchen fio, wenn man anſtatt des uoccirì ſagt, uoic-tarì, und iſt, ſo zu ſagen, die Wurzel von den Verbis, welche in tarì ausgehen. Z. B. Ponghèmtarì ein Spanier werden, Tamanàcutarì ein Tamanaker werden.

Die Modi von den Verbis am Orinoko ſind vielerley. Sie haben alle die unſerigen; und haben noch nebſt dem Imperativo, ſo zu ſagen, einen Prohibitivum, dies oder jenes zu verwehren. Jaccaramachè ſage du, tanaccaramài ſag es nicht ꝛc. Gleichwie alſo die Verba im Singular verſchieden anfangen, nach Verſchiedenheit der Perſonen, ſo haben ſie im Plural einen verſchiedenen Anfang und Ausgang. Taccaramài ich habe geſagt, maccaramài du haſt geſagt, naccaramài er hat geſagt, maccaramattève ihr habt geſagt, naccaramatève ſie haben geſagt.

Die erſte Perſon des Plurals habe ich mit Fleiß ausgelaſſen, um hier ſchicklicher zu ſagen, daß bey den Tamanakern das nämliche bey den Verbis gelte, was ich oben von der erſten Perſon des Plurals der Nominum ſchon gemeldet habe. Folglich: Jumna nacaramài wir haben geſagt, (da man zu einer Perſon redet, die zu

uns

uns nicht gehört) Chec-ciacaramòi wir zween haben gesagt, Chec-ciacaramatève wir unbestimmte haben gesagt.

Die Tempora sind wunderbar, und von unbeschreiblicher Genauigkeit. Das Praesens Indicativi ist zweyerley. Praeterita sind vier. Und von diesen etwas zu sagen, so braucht man das erste für Sachen, die in einem Tage geschehen sind. Tenèi ich sah. Tenejac-ne ich habe gesehen. Dieses praeteritum braucht man nur von Sachen, die in Zeit von zwey oder drey Wochen geschehen sind. Wenn die Rede von einer Sache ist, die seit einem, zween, drey, sechs oder mehr Monaten geschehen ist, muß man das dritte praeteritum nehmen: Tenèine, ich habe vorlängst gesehen. Da man aber etwas gar lange vergangenes erzählt (wie es öffters bey den Erzählungen der Alten geschieht) muß man ein viertes praeteritum anwenden, z. B. Murepè uoccir-jave tenerimjac-ne, ich habe in meiner Kindheit gesehen.

Der aoristus bey den Griechen bedeutet ein unbestimmtes praeteritum. Auch dieses haben die Tamanaker, aber ohne alle Inflexion: tenecce ujà ich habe gesehen, aujà tenecce du hast gesehen ꝛc. Die Futura sind dreyerley, wovon zu reden hier zu weitläuftig wäre.

ſubſtantivi: uoccirì ſeyn, in mancherley Geſtalt. Das nämliche geſchieht auch in der Sprache der Maypurer, und vielleicht in allen übrigen am Orinoko. Gemeldetes Verbum ſubſtantivum wird gleich dem lateiniſchen fio, wenn man anſtatt des uoccirì ſagt, uoic-tarì, und iſt, ſo zu ſagen, die Wurzel von den Verbis, welche in tarì ausgehen. Z. B. Ponghèmtarì ein Spanier werden, Tamanàcutarì ein Tamanaker werden.

Die Modi von den Verbis am Orinoko ſind vielerley. Sie haben alle die unſerigen; und haben noch nebſt dem Imperativo, ſo zu ſagen, einen Prohibitivum, dies oder jenes zu verwehren. Jaccaramachè ſage du, tanaccaramài ſag es nicht ꝛc. Gleichwie alſo die Verba im Singular verſchieden anfangen, nach Verſchiedenheit der Perſonen, ſo haben ſie im Plural einen verſchiedenen Anfang und Ausgang. Taccaramài ich habe geſagt, maccaramài du haſt geſagt, naccaramài er hat geſagt, maccaramattève ihr habt geſagt, naccaramatève ſie haben geſagt.

Die erſte Perſon des Plurals habe ich mit Fleiß ausgelaſſen, um hier ſchicklicher zu ſagen, daß bey den Tamanakern das nämliche bey den Verbis gelte, was ich oben von der erſten Perſon des Plurals der Nominum ſchon gemeldet habe. Folglich: Jumna nacaramài wir haben geſagt, (da man zu einer Perſon redet, die zu

uns nicht gehört) Chec-ciacaramòi wir zween haben geſagt, Chec-ciacaramatève wir unbeſtimmte haben geſagt.

Die Tempora ſind wunderbar, und von unbeſchreiblicher Genauigkeit. Das Praeſens Indicativi iſt zweyerley. Praeterita ſind vier. Und von dieſen etwas zu ſagen, ſo braucht man das erſte für Sachen, die in einem Tage geſchehen ſind. Tenèi ich ſah. Tenejac-ne ich habe geſehen. Dieſes praeteritum braucht man nur von Sachen, die in Zeit von zwey oder drey Wochen geſchehen ſind. Wenn die Rede von einer Sache iſt, die ſeit einem, zween, drey, ſechs oder mehr Monaten geſchehen iſt, muß man das dritte praeteritum nehmen: Tenèine, ich habe vorlängſt geſehen. Da man aber etwas gar lange vergangenes erzählt (wie es öfters bey den Erzählungen der Alten geſchieht) muß man ein viertes praeteritum anwenden, z. B. Murepè uoccir-jave tenerimjac-ne, ich habe in meiner Kindheit geſehen.

Der aoriſtus bey den Griechen bedeutet ein unbeſtimmtes praeteritum. Auch dieſes haben die Tamanaker, aber ohne alle Inflexion: tenecchè ujà ich habe geſehen, aujà tenecchè du haſt geſehen ꝛc. Die Futura ſind dreyerley, wovon zu reden hier zu weitläuftig wäre.

§. 4. Von den Participiis.

Vielleicht giebt es keine andere Sprache, die so reich an Participiis ist, wie die Orinokischen. Das Participium activum: Jenenèi der stehende, jeneinnamò die stehenden. Dieses Participium ist so wohl das praesens, als das futurum, und heißt so viel, als das lateinische: videns, und: visurus. Aber da folgt nun eines, den alten Lateinern unbekanntes. Nenèri das, was ich sehe, anenèri das, was du siehst ꝛc. Das folgende war zwar bekannt, aber in der Bedeutung nicht so weiträumig. Nenetpe das, was ich gesehen habe, anenetpe das, was du gesehen hast ꝛc. Nenegèti das, was ich öfters gesehen habe ꝛc.

Für das Participium praeteriti passivum wollen wir das Beyspiel vom verbo substantivo nehmen, das auf gleiche Art conjugirt wird. Voiccème welcher ist, uoicciàmo welche sind. Ac-nei, und im plurali acciinnamò ist das participium sowohl praeteriti als futuri. Voc-ceti, und uoccitpe sind nur praeteriti, und heissen: wer gewesen ist.

§. 5. Von den Nachsetzungs-Partikeln.

Pau-pò in der Insel, pau-ponà zu der Insel, pau-vine von der Insel, pau-pòire gegen die Insel. Aus der Partikel pò entspringen viele Nomina: pou-ponò ein Insulaner, nono-ponò was vom festen Lande ist, cap-

ponò

ponò himmlisch. Aute-jave im Hauße, aute-jacà ins Hauß, aute-vine vom Hauße, aute-jàchere durch das Hauß, gegen das Hauß, ꝛc. Tuna-quove im Flusse, tuna-uacà zum Flusse, tuna-vine vom Flusse, tuna-quàchere durch den Fluß, gegen den Fluß. Eben hievon entstehen einige andere nomina adjectiva. Juc-jaonò was vom Wald herkömmt, tuna-quaonò was vom Wasser kömmt. ꝛc.

§. 6. Von den Adverbiis, und andern Partikeln.

Ich habe schon gesagt, daß die Adverbia, so von den adjectivis abstammen, von den Nominibus nicht unterschieden sind. Es giebt aber auch andere. Cure geschwind, bald, acciavàre langsam ꝛc. Die Tamanaker haben auch Adverbia der Zahl: tevinimnaretpe einmal, ac-ciachemnaretpe zweymal ꝛc. Das Adverbium pachè darüber, wie auch das: jachère mit, hat eine Art von Plural: Jachère mit mir, avachère mit dir, itachère mit ihm, mit ihr, cachère mit uns zween, cachèrecne mit uns bestimmten, avachèrecne mit euch, itachèrecne mit ihnen. Das nämliche sage man auch von der Partikel: pachè.

Die Tamanaker nehmen oft das Adverbium: zu gefallen, in den Mund, und das

der etwas zu thun Erlaubniß begehrt; und so wie sich der Sensus einigermassen ändert, so ändert sich auch die Redensart. Auf Tamanakisch hat dieses praesens zweyerley Wörter, das ist:

Praesens permissivum von nahe seyenden Dingen.

Tarreccià, trage ich, oder soll ich tragen.
Jumna jareccià, tragen wir.

Praesens permissivum von entfernten Dingen.

Tarettàpi, ich gehe zu tragen.
Jumna jarettàpi, wir gehen zu tragen.

Erstes praeteritum für Sachen von einem Tage.

Tarèi, ich trug.
Marèi, du trugest.
Narèi, oder jarèi, er trug.
Jumna narèi, wir unbestimmte trugen.
Chec-ciarèi, wir zween trugen.
Chec-ciaretève, wir bestimmte trugen.
Maretève, oder jaretève, sie trugen.

Zweytes praeteritum für Sachen von zwey Wochen.

Tarejacne, ich habe getragen.
Marejacne, du hast getragen.
Narejacne, oder jarejacne, er hat getragen.
Jumna harejacne, oder jarejacne, wir unbestimmte haben getragen.
Chec-ciarejacne. Dual. wir zween haben getragen.

Chec-

Chec-ciarejateicne, wir beſtimmte haben getragen.
Marejateic ne, ihr habt getragen.
Narejateicne, oder Jarenateicne, ſie haben getragen.

Drittes praeteritum für einen, zweyen, drey Monate.

Tarèine
Marèine.
Narèine, oder jarèine.
Jumna narèine. Plur. indetermin.
Chec ciarèine. Dual.
Chec-ciaretomne. Plur. determin.
Maretomne.
Naretomne, oder jaremtomne.

Viertes praeteritum für uralte Dinge.

Tarèrimjacne.
Marèrimjacne.
Narèrimjacne, oder jarèrimjacne.
Jumna narerimjacne. Plur. indètermin.
Chec-ciarèrimjacne. Dual.
Chec-ciarèrimjatève. Plur. determin.
Marèrimjatève.
Narèrimjatève.

Aoriſtus, der ſich zu allen praeteritis gebrauchen läſt.

Tareccè ujà, ich habe getragen.
Aujà tereccè, du haſt getragen.
iteujà tareccè, er hat getragen.
Jumna ujà tareccè, Plur. indeterm.
Chive ujà tareccè, Dual.

Chichemò ujà tareccè, Plur. determ.
Aujac-ne tareccè, ihr habt getragen.
Iteujac-ne tareccé, ſie haben getragen.

Erſtes Futurum, gleich dem unſerigen.

Tarecci, ich werde tragen.
Marecci, du wirſt tragen.
Narecci, oder jarecci, er wird tragen.
Jumna jarecci, Plur. indeterm.
Chec-ciàrecci, Dual.
Chec-ciàretecci, Plural. determ.
Marètecci, ihr werdet tragen.
Narètecci, oder jarètecci, ſie werden tragen.

Zweytes Futurum, für entfernte Sachen.

Taretàmucci, ich werde tragen gehen.
Maretàmucci.
Naretàmucci, oder Jaretàmucci.
Jumna jaretamucci, Plur. indeter.
Chec-ciaretàmucci, Dual.
Chec-ciaretàmdecci, Plur. determ.
Maretàmdecci,
Naretàmdecci, oder jaremtàmdecci.

Das folgende dritte Futurum iſt auch Anmerkungswürdig. Man braucht es nur einzig, wenn das Futurum von einem vorhergehenden Verbo eines andern temporis gleichſam abhänget. Z. B. Gib mir zu eſſen, ſo werde ich leben, lautet auf Tamanakiſch alſo: nanapùri anùche, pemo uoccìge. In dieſer Bedeutung wird nun das Futurum mit dem: pemo uoccìge, ich werde lebendig ſeyn, ausgedruckt, welches von jedem andern verbo eben ſo zu verſtehen iſt.

Drit-

Drittes Futurum.

Tarèige, ich werde tragend ſeyn.
Marèige, du wirſt — —
Narèige, er wird — —
Jumna jarèige, wir unbeſtimmte werden tragend ſeyn.
Chec-ciarèige, wir zween werden — —
Chec-ciaretèige, wir beſtimmte werden — —
Maretèige, ihr werdet — —
Naretèige, oder jaretèige, ſie werden — —

Imperativus.

jarechè, trage du.
jareteche, tragt ihr.
Crère narèi, trage er.
Chec-ciarene, tragen wir zween.
Chec-ciaretenè, tragen wir beſtimmte.
Chiamòro naretève, tragen ſie.

In dieſer Art, den imperativum auszudrücken, zeigt ſich einiger Mangel an der dritten Perſon ſowohl des Singulars, als des Plurals, welche mit dem erſten praeterito gleich lautet. Die verſchiedene Bedeutung muß blos aus dem Zuſammenhange abgenommen werden. Nebſt dieſem imperativo, haben die Tamanaker noch einen andern für entfernte Sachen:

Jaretà, trag oder gehe zu tragen.
Jaretamdechè, gehet zu tragen.
Crere naretamùi, gehe er zu tragen.
Chec-ciaretà, gehen wir zween zu tragen.
Chec-ciaretamdenè, gehen wir beſtimmte zu tragen.
Chiamòro-naretamdève, gehen ſie zu tragen.

Modus

Modus prohibitivus.

Tanarèi, trage nicht.
Tanaretève, traget nicht.

Dieſer prohibitivus iſt in ihrer Sprache ſehr zierlich, und ſchließt keine andere Partikel, z. B. nicht, oder niemal ꝛc. ein, wie es bey den meiſten andern Indianiſchen Sprachen gewöhnlich iſt. Uebrigens erſtrekt er ſich nicht über die zwote Perſon in beyden Numeris: und wenn es die dritte Perſon alſo erfordert, drücken ſie ſich alſo aus: anareprà aiccì, anareprà aicteccì, das iſt, von Wort zu Wort: nicht tragend wird er ſeyn, nicht tragend werden ſie ſeyn.

Der Modus optativus, welchen die Lateiner in verſchiedenen Temporibus mit der Partikel: utinam ausdrücken, hat, eigentlich zu reden, bey den Tamanakern nur das praeſens, und wird nie im praeterito, oder futuro gebraucht:

Tarerè, o daß ich trage.
Marerè, o daß du trageſt.
Narerè, o daß er trage.
Jumna narerè, o daß wir unbeſtimmte tragen.
Chec-ciarerè, o daß wir zween tragen.
Chec-ciareterè, o daß wir beſtimmte tragen.
Mareterè, o daß ihr traget.

Tarerirbe iſt ein praeteritum dieſes Modi, wie bey den Lateinern das: portarem, portaſſem; und wird in den übrigen Perſonen conjugirt,

girt, wie folgt: Marerirbe, Narerirbe oder jarerirbe, jumna jarerirbe, Chec-ciarerirbe, Chec-ciareterirbe, Mareterirbe, Nareterirbe, oder jareterirbe.

Modus conjunctivus.

Deſſen bedienen ſich die Indianer mit Anheftung einiger Partikeln an das Verbum, welche das: Wenn, oder: da bedeuten.

Ujà jarer-jave, wenn oder da ich trage, tragen würde, tragen werde.
Aujà jarer-jave, wenn, oder da du trägeſt, tragen würdeſt.
Iteujà jarer jave, wenn, oder da er trägt, tragen wird.
Jumna ujà jarer jave, wenn, oder da wir unbeſtimmte — —
Chià jarer jave, wenn, oder da wir zween tragen, tragen würden.
Chiac-ne jarer jave, wenn, oder da wir beſtimmte — —
Aujac-ne jarer jave, wenn, oder da ihr — —
Iteujacne jarer jave, wenn oder da ſie tragen, tragen würden.

Infinitivus.

Jarèri, tragen. Fehlt das: getragen haben.

Da führe ich die Redensarten an, welche den ſupinis und gerundiis gleich gelten. Jareccè will ſagen: zu tragen; jaretepciàve vor dem tragen, jaretpepè nach dem tragen; jaretechemnè bald nach dem tragen; jaregetpe,

pe, oder: jaregetpanò des tragens wegen oder halber. Z. B. Chittimù anuchè ujà jaregetpe peja ponà, gieb mir das Neß, (die Hamàca,) es ans Ufer zu tragen. Jare-tepò heißt zwar auch: des tragens halber, aber nur, wenn es das Inſtrument zum tragen einſchließt. Z. B. Camìcia anùche, uja jare-tepò itàve acchittimùri, gib mir eine Leinwand, in derſelben dein Neß zu tragen.

Participia.

Arenè, oder aretè, glatthin tragend.
Jarenèi, tragend, aber mit dem Nomen verbunden.
Narèri, das, was ich trage.
Narètpe, das, was ich getragen habe.
Naregèti, was ich oft getragen habe.
Jaregiàc-pe, das getragene.
Jarecciàmo, die getragene Dinge.
Tareccèmè, was getragen wird.
Tereccembè, was getragen werden kann.

XI.

Entwurf der Maypurer Sprache.

Die Maypurer Sprache, wiewohl ſie nach gemeiner Meinung, mehr als die übrige am Orinoko, artig, und deutlich iſt, iſt dennoch nicht ſo weitläuftig, noch ſo vieler Regeln bedürftig, als die Tamanakiſche. Hier ſind davon die vornehmſten.

§. 1.

§. 1. Vom Nomine.

Ihre Declinationen sind drey; zwey der einfachen Nominum, und eine der compositorum. Die erste endiget sich verschieden im Singular; aber im Plural durchaus mit: ne. Ottomacu der Ottomaker, Ottomacunè die Ottomaker, pecanàti der Herr, pecanàtinè die Herren. Die zwote hat im Plural den Ausgang in: tepè. Z. B. tumetechì das Kind, tumenetepè die Kinder, mattisi klein, mattitapè die kleinen.

Die dritte ist allezeit mit Pronominibus, entweder primitivis oder possessivis verbunden, und endiget sich meistens in: ani, oder wenigstens in: ni. Numinàri mein Herr, numinàni meine Herren; nutètacanà mein Gesell, nutètacanàni meine Gesellen.

Auch in dieser Sprache vertretten die Anfangspartikeln der Pronominum primitivorum und possessivorum die Stelle der Artikel, aber nur im Dativo, und im Genitivo des Besitztums, wie in folgenden Beyspielen zu ersehen ist. Ma nuche er hat mir gesagt, pecanàti juche dem Herrn, dem Cazique. Da vertritt also das: nuche, und: juche (mein, und sein) die Stelle des Artikels. Jucuà die Sprache, Maipuri jucuare die Maypurer Sprache. Und aus diesem Beyspiele kann man von dem

nachge-

nachgeſetzten: re die Regel für den Genitivum poſſeſſivum entnehmen, ich will ſagen, daß die Partikeln, ſo das poſſeſſivum anzeigen, an ſtatt der Artikel ſtehen.

§. 2. Vom Pronomine.

Die Pronomina primitiva ſind: nuja ich, pìa du, ìa er, juja ſie, uaja wir, nia ihr, und ſie im plurali maſcul. und femin.

Folgende gelten den Pronominibus primitivis gleich: canà ich, mich, oder mir; capì du, dich, oder dir; che er oder ihm; cau ſie oder ihr; cavì wir, oder uns; canì euch, ihnen, im maſcul. und fem. Nicht überläſtig zu fallen, enthalte ich mich der Beyſpiele. Von dieſen letztern Pronominibus gebrauchen ſie zuweilen nur die letzte Sylbe; pinavà marè na? haſt du mich geſehen? navà mare pi? hat er dich geſehen?

Pronomina poſſeſſiva: nuche mein, piche dein, juche ſein, uaìche, vechè, oder: uajùche unſer, niche euer, oder ihr der dritten Perſon. Wenn aber dieſe poſſeſſiva mit einem Nomine vereiniget werden, gebraucht man ſie abgekürzt, und das poſſeſſivum zeigt ſich mit den erſten Sylben. So z. B. ſagt man nicht: nuche anìtu, nuche ani &c. ſondern: nuàni mein Sohn.

§. 3.

§. 3. Vom Verbo.

Die Maypuriſche Verba haben zwo Conjugationen; eine für die activa; die andere für paſſiva und neutra. Die activa endigen ſich meiſtens mit: a; navà ſehen, paà anrühren ꝛc. die paſſiva endigen ſich mit: au, und entnehmen dieſen Ausgang vom Verbo ſubſtantivo: caniacàu, ſeyn. Hier iſt in Kürze die Conjugation eines Verbi activi durch alle Modos.

Indicativus. Nunavà ich ſehe, pinavà du ſiehſt, navà er ſieht, uanavà wir ſehen, ninavà ihr ſehet, und ſie ſehen. Dieſes praeſens wird zu einem praeterito blos mit dem Zuſatz eines: ma. Nunavamà ich habe geſehen ꝛc. Es wird zum futuro mit abermaligem Zuſatze des: macù, oder des: chiacò; nunavamacù, oder nunavà chiacò ich werde ſehen.

Der Imperativus iſt vom praeſenti indicativi in nichts unterſchieden: pinavà ſieh du, ninavà ſehet ihr. Aber auch die Mayputer, wie die Tamanaker, haben einen prohibitivum, mit Nachſetzung der Partikel: macà: pinavà macà ſieh nicht, ninavà macà ſehet nicht.

Die Partikel: panicà (im Latein: utinam) macht den Modum optativum. Nunavà panicà, o daß ich ſehe, pinavà panicà, o daß ihr ſehet ꝛc. Aber dieſe Redensart erſtrekt ſich nicht, wie in unſern Sprachen, auf das praeteritum, ſondern bedeutet allezeit eine künftige

Sache. Das nämliche geſchieht auch in der Tamanaker Sprache.

Der Conjunctivus iſt in allen Orinokiſchen Sprachen ſehr eingeſchränkt. Bey den Maypurern hat er nur zwo Partikeln, naà, und macumà. Naà gilt ſo viel, als bey uns wenn; macumà zeiget eben ſo gut das praeteritum, als das futurum, an. Da haben wir beyde in einem einzigen ſenſu. Naà nutacàu aàmaſche, nutùca macumà piche catti; wenn ich in den Wald gienge, oder gegangen wäre, brächte ich dir Holz, oder hätte ich es dir gebracht. Wenn, oder da, wird mit der nachgeſetzten Partikel: uati ausgedrückt. Z. B. numiàri uati timachi, da ich einen Fiſch tödten werde.

Infinitivus. Navà ſehen. Wenn der infinitivus mit einem andern Verbo vereiniget wird, unterlaſſen ſie, nach Art der Franzoſen, alle Partikeln: Tacàu navà er iſt ſehen gegangen. Um zu ſehen ſagt man: navà naunà. Z. B. pitaà nuche ſapo, nunavà-naunà nupuricù, gieb mir den Spiegel, mein Angeſicht zu ſehen. Navà nicutì, worinn man etwas ſieht; gieb mir das Fernglas, die Sterne zu ſehen; pitaà nuche anteojo,*) nunavà nicù urrùpu.

Von

*) Dieſes Wort iſt ſpaniſch. Man ſagt auch antojo. M.

Von den Maypuriſchen Verbis iſt anzumerken: Erſtens: es giebt wenige Verba activa, die nicht in a ausgehen. Ausgenommen: vanacarè befehlen, anordnen, ſacâcuni wiſſen, und einige andere; aber ihre Conjugation iſt gleich mit denen, ſo in a ausgehen. Nuſecàcuni ich weis, piſecàcuni du weiſt ꝛc. Zweytens: in der dritten Perſon von allen Verbis, activis, paſſivis, und neutris, haben die Maypurer ihre Genera, wie bey den Nominibus: navà er ſieht, junavà ſie ſieht. Drittens: alle Perſonen in beyden Numeris haben pronominaliſche Partikeln, womit ſie ſich unterſcheiden; aber die dritte im Singular, bis auf das Genus Femininum, hat gar kein Unterſchiedszeichen. Und dieſes geſchieht auch bey den Nominibus. Nuàni mein Sohn, piàni dein Sohn, àni ſein Sohn, juàni ihr Sohn ꝛc.

Nichts deſtoweniger braucht man zuweilen ſo wohl in den Nominibus, als in den Verbis auch in der dritten Perſon eine Nachſetzungs-Partikel. Z. B. nuca panavà chejâpi, man ſieht den Mond nicht; nuca pavià jucuàre, man verſteht ſeine Sprache nicht. Aber dieſe Redensart gilt einem Verbo paſſivo, oder neutro-paſſivo gleich. Das nämliche ſey auch von den Nominibus geſagt. Die dritte Perſon ohne eine Praepoſition bedeutet etwas beſtimmtes. Z. B. Pedro nuca turà anijuche, der Peter redet nicht mit ſeinem Sohne. Wenn es

aber etwas unbeſtimmtes iſt, welches keiner ſonderbaren Perſon angehört, ſo ſetzt man dem Nomini die Partikel: pa bey. Z. B. ſonicaperri Criſtiano vejà paàni, ein guter Chriſt ſtrafet ſeinen Sohn ab. Viertens: das Verbum paſſivum, und auch paſſivo-neutrum hat keine härtere Conjugation, als die activa. Zum Beyſpiele diene das Verbum ſubſtantivum, nach deſſen Art alle conjugirt werden. Nucaniacàu ich ſtehe, picaniacàu du ſteheſt, càniacàu er ſtehet, jucaniacàu ſie ſtehet; uacaniacàu wir ſtehen, nicaniacàu ihr ſtehet, ſie ſtehen; nucaniamàu ich bin geſtanden, nucaniamacù ich werde ſtehen ꝛc.

§. 4. Von den Nachſetzungs-Partickeln.

Roma-icutì zu Rom, Roma-iche nach Rom, Roma-iquà von Rom, oder durch Rom; peni-iatì auf der Erde, aà-epitì unter dem Baume, cujarùta-ipatì in dem Begriffe ꝛc. Aus dieſen Nachſetzungs-Partickeln machen auch die Mappurer gleichlautende Nomina. Icutirri was darinnen iſt, epitirri was darunter iſt.

§. 5. Von den Adverbiis, Interjectionibus, Conjunctionibus.

An dieſen Theilen der Rede haben die Mappurer den nämlichen Abgang, wie die Tamanaker. Die von adjectivis abſtammende Adverbia unterſcheiden ſich nicht von den Nominibus. Die Interjectiones ſind ſehr ſelten, und

und faſt gleich mit den Tamanakiſchen. Die Partikel: niacà, auch, gilt zuweilen ſo viel, als unſer: und des Conjunctivi; und hiemit behelfen ſich die Maypurer gar oft, die Rede zu verbinden, und den Zuſammenhang zu erleichtern.

XII.

Von der Vielfältigkeit der Orinokiſchen Sprachen.

Auſſer Zweifel iſt es, daß der Sprachen am Orinoko, überhaupt zu reden, viele ſeyn; zumalen es dort in den Wildniſſen nicht einen Stamm giebt, der nicht ſeine beſondere, und von andern Indianiſchen in vielen Stücken unterſchiedene Sprache hätte. Folglich wird eine ungemeine Mühe erfordert, ſie zu erlernen. Aber dieſes iſt noch nicht das ſchlimmſte. Nachdem endlich jemand mit vieler Anſtrengung eine Sprache begriffen hat, kann er damit nur ſehr wenigen Barbaren nützlich ſeyn, die ſie reden. Will er auch andern behülflich ſeyn, ſo iſt es nöthig, neuerdings über andern Sprachen zu ſchwitzen.

Wenn es am Orinoko, wie anderswo, eine allgemeine, allen bekannte Sprache gäbe, ſo wäre es eine erträgliche Sache, einen Miſſionar abzugeben. Wer aus Mangel der natürlichen Fähigkeit, oder Neigung, nicht aufgelegt wäre, mehr Sprachen zu erlernen, der könnte doch mit jener einzigen ſeinem Nächſten ſo ziemlich nützbar ſeyn. Ueberhaupt hat in Quito, in Peru, und

ſogar in den Gegenden des obern Maragnon, die alte Sprache der Ingas ihren Gang. So iſt auch in Braſilien, und in den Gegenden des Rio Negro eine Sprache im Schwunge, die allgemein geredet wird. Es reden ſelbe nicht nur die Indianer, ſondern auch die Miſſionarien, und andere Europäer.

Man verſichert mich, daß ſowohl dieſe unter den adelichen Amerikaniſchen Portugieſinen, als jene der Ingas unter den Peruaniſchen Damen, bey ihren Unterredungen gewöhnlich ſey. Und aus Rückſicht auf die Annehmlichkeit dieſer Sprachen, iſt es ihnen nicht zu verdenken.

Eine allgemeine Sprache giebt es am Orinoko nicht. Die Maypuriſche, als die leichteſte und edelſte, könnte man allgemein machen. Die meiſten Indianer am obern Orinoko verſtehen ſie; und jene des untern, wenn unter ihnen einige Maypürer wohnten, würden ſie leicht lernen. Folglich wenn man den Anſtos wegen ſo vieler Sprachen ernſtlich heben, und den Miſſionarien die Mühe erleichtern wollte, ſo wäre dieſe Sprache ſehr ſchicklich, allgemein zu werden. Indeſſen da man mehr Nationen in ſo verſchiedenen Sprachen unterrichten ſoll, iſt die Mühe, dieſelben zu erlernen, wie ich ſagte, unglaublich groß; und es gab ſehr wenige Miſſionarien, die ſo viele, ſo verſchiedene, vollkommen begriffen. Ich will dahier nicht wiederholen, was ich ſchon von der Verſchiedenheit und Menge dieſer Na-

ſer

tionen angeführet habe. Alle dieſe ſtellen ſich nun mit verſchiedenen Worten und Mundarten dar; man muß ihnen das Brod des Evangeliums brechen, welches man im Widerſpiele gegen das körperliche Brod, allzeit lieber vielen, als nur wenigen austheilt. Die Verdroſſenheit iſt ganz natürlich, nachdem jemand eine Sprache endlich erlernet hat, wenn er nur eine Handvoll Leute vor ſich ſiehet, welche, ſo wenig ihrer auch ſind, doch die einzigen ſind, die ihn verſtehen. Ich nehme zum Beyſpiele die Nation der Vokearer: ſie beſtand zu meiner Zeit in nicht mehr, als etwann 60. Seelen; und geſetzt, es komme, wie es dort gewöhnlich iſt, eine Seuche über ſie, ſo iſt es mit der Nation der Vokearer aus, mithin auch mit ihrer Sprache, und der Miſſionar hat den Verdruß eine Sprache mit groſſer Mühe erlernet zu haben, welche niemand mehr verſteht.

Für ein ſo groſſes Uebel, obenhin betrachtet, finde ich keine Hülfe; wohl aber, wenn ich weis, daß die Vokearer Sprache mit andern noch beſtehenden eine Verwandſchaft habe. So gieng es mir ſelbſt mit meinen Tamanakern, deren ich anfangs nicht mehr als 125. hatte; und von denen ich dachte, daß ſie gar bald ausſterben könnten. Nachmals aber erfuhr ich zu meinem Troſte, daß ich an dieſer Sprache gleichſam den Schlüſſel habe zu allen beſſern Südwärts gelegenen Nationen.

Eigentlich zu reden, Mundarten ſind ohne Zahl; aber der Hauptſprachen in einem ſo weit-

räumigen Lande ſind nicht viele. Eine jede Nation, wie ich ſagte, hat ihre eigene Sprache; wenn man ſie aber in Vergleichung ziehet, ſo findet man in vielen Sprachen, die beym erſten Anblicke ſehr verſchieden ſchienen, wahre Schweſtern, faſt eben ſo, wie es mit den verſchiedenen Mundarten in Italien geht. Wer Toskaniſch kann, wird ſich mit geringer Mühe nach und nach auch in die Genueſiſche, Bologneſiſche, Venezianiſche, Neapolitaniſche Mundart zu ſchicken wiſſen. Und wer Tamanakiſch kann, der verſteht auch bald Parekiſch; etwas härter geht es mit der Avarikotten Sprache, aber auch ſie läſt ſich endlich aus der Tamanakiſchen verſtehen. Die Mapponer, und andere, die ich anderswo anführen will, ſind auch nicht gar ſehr unterſchieden.

Es giebt aber auch Mundarten oder Dialekte, wo der Unterſchied ſo groß iſt, wie zwiſchen dem Italiäniſchen und Franzöſiſchen. Auch die Mackiritarer, die Areverianer, die Cumanakotten und andere, ſo an der Küſte von Paria wohnen, kann man Tamanaker nennen; aber ihre, obſchon etwas ähnliche Sprache, bedarf einer gröſſern Anſtrengung, ſie zu faſſen.

Das nämliche ſage man auf gewiſſe Art auch von den Maypurern. Wer ihre Sprache kann, wird leicht mit den Avanern reden. Etwas ſchwerer verſteht er die Càverer, die Guipunaver, die Pareñer, und andere. Der Grund aller dieſer

ſer Sprachen iſt einerley, ſo wie er von der Franzöſiſchen und Wälſchen der nämliche iſt. Ich gebe hier in wenigen Worten einen Entwurf von dieſem Unterſchiede.

	auf Caribiſch	Payuriſch	Tamanakiſch	Avarikotiſch.
Ich	Au	Jù	Ure	Ure.
du	Amòro	Amà	Amàre	Amuère.
das Caſſave:	Arèpa	U	Ute	Achèju.

Hieraus erhellet, daß in dieſen vier Mundarten einige Worte ſich wenig von einander unterſcheiden; andere hingegen ſehr ſtark. Aber an dieſe Aenderung läſt ſich nach einigem Umgange mit dieſen Nationen, bald gewöhnen. Mehr Zuſammenhang finde ich zwiſchen der Maypurer Sprache, und ihren Abkömmlingen. Z. B.

	auf Maypuriſch	Guipunaviſch	Caveriſch.
Taback	Jema	Dema	Scema.
der Wald	Japa	Dapa	Sciapa.

Dieſe Aehnlichkeit iſt groß; aber in den Accenten, und einigen Wörtern, iſt hingegen der Unterſchied ſo groß, daß wer nicht wohl aufmerkt, ſie für ganz verſchiedene Sprachen halten würde.

Die Orinoker ſind ein ſichtbarer Beweis von den Aenderungen, denen eine Sprache mit dem Laufe der Zeiten ausgeſetzt iſt. Ich denke bey mir ſelbſt, es müſſen ſich unter dem Volke von einer nämlichen Nation Zwiſtigkeiten erhoben haben, und um allen Umgang mit ihren Feinden abzuſchneiden, habe ſich eine von den andern entfernet; und auf ſolche Art kamen mit der Zeit ſol-

che Mißgeburten der Sprachen hervor. Die Avaner Sprache unterſcheidet ſich von der Maypurer nur mit ſolchen Verdrehungen; doch iſt ſie in ihrem Munde rauh und ſehr guttural, dahingegen die Maypuriſche lieblich, artig, und von angenehmer Ausſprache iſt. Z. B.

	Maypuriſch	Avaniſch.
Ich	Nuja	Nuxa.*)
Ich gehe	Nutacàu	Nuxacàu.
das Weib	Tiniochi	Inioxi.
die Hacke	Javati	Javaxi.
Das Caſſave (Brod)	Uſſi	Puſſi.
Der Tiger	Quatichi	Quaxixi.
Ein Gitter	Aja	Ada.

Von den Haupt- oder Mutterſprachen zu reden, ſo giebt es deren am Orinoko nicht mehr, als neun. Dieſe haben vielleicht mit andern am Maragnon, in Braßilien, oder anderswo, die uns noch unbekannt ſind, eine Aehnlichkeit. Ich führe nur die anſcheinende Hauptſprachen am Orinoko an, und unter dieſen auch jene der Cariben, die ich nicht nur für die eigentliche Mutter der Tamanakiſchen, und anderer mehr halte, ſondern auch für eine der ſchönſten am Orinoko.

I. Die

*) In dieſem, und den folgenden Wörtern, muß das x guttural, wie im Spaniſchen, oder wie das deutſche ch, ausgeſprochen werden. Ich erinnere hiebey, daß alle übrige Wörter dieſes ganzen erſten Anhangs italiäniſch auszuſprechen ſind. M.

I. Die Cariber Sprache hat meines Wiſſens folgende Töchter: die Tamanakiſche, die Pareriſche, Vokeariſche, Uaraka-pazilliſche, Uaramùkuriſche, Pajuriſche, Kirikiripiſche, Mapoyſche, Oyſche, Akerekottiſche, Avarikottiſche, Pariakottiſche, Kumanakottiſche, Guaneriſche, Guaikiriſche, Palenkiſche, Makiritariſche, Areverianiſche, und eine, welche bey einer Nation die Weiber allein reden. Auf Spaniſch: las lenguas de los Tamanacos, Parecos, Uochearis, Uaracà-paccillis, Uara-mùcurus, Payùres, Chirichirìpas, Mapòyes, Oyes, Acherecottos, Avaricottos, Pariacottos, Cumanacottos, Guanèros, Guaichìris, Palencos, Machiritàris, Areverianos, y ſolas las Mugeres; folglich von 20. Nationen, wie man dort zu ſagen pflegt.

Ich weis, daß die nämliche Sprache, mit gewöhnlichen kleinen Aenderungen, auch an der Küſte von Pària, in den Gegenden von Caràcas, und vielleicht auch anderswo, ihren Gang habe. Als ich noch in den Orinokiſchen Sprachen ein Anfänger war: kam mir ein Aufſatz zu Handen von verſchiedenen Wörtern der Caribalen aus den Antillen; und wenn ich ihn noch hätte; ſo möchte ſich vielleicht eine Aehnlichkeit mit jener der Cariben von Terra firma entdecken laſſen, von denen man glaubt, ſie wären dahin aus den Antillen, zu Zeiten der erſten Spaniſchen Eroberungen, gekommen.

II. Die

II. Die Saliver Sprache hat drey Töchter, oder Mundarten: die Aturiſche, die Piaròiſche, und die Quàquariſche.

III. Die Mayppuriſche hat folgende: der Avaner, der Meepurer, der Càverer, der Perener, der Guipunaver, der Chirruper, ſammt vielen andern Sprachen, die am Orinoko, am Rio negro, und am Maragnon noch verborgen ſind. Nunmehr iſt es gewiß, und ſchon Gumilla hat es vermuthet, daß die Acciàguer Sprache ein Dialekt der Mayppuriſchen ſey.

IV. Von der Ottomakiſchen Sprache ſtammt jene der Tapariten ab.

V. So wie von der Guamas ihrer die Quaquàriſche.

VI. Die Guaiver Sprache iſt von der Cirikòer nicht ſehr verſchieden.

VII. Die Sprache der Jarurer hält man für eine Mutterſprache, und die Ottomakiſchen Wörter, die ſie dann und wann einmiſchen, ſcheinen durch den Umgang mit dieſer Nation, von ihnen angenommen zu ſeyn.

VIII. und IX. Die Sprachen der Guaraùner und der Aruàker ſind mir nicht genug bekannt; jedoch ſind ſie meines Erachtens ganz verſchieden. Uebrigens ſind dieſe neun Sprachen von ſolcher Art, daß wer eine von ihnen verſteht, keine aus den andern verſtehe.

Wir haben alſo die ſo verſchriene Menge der Orinokiſchen Sprachen auf neun Hauptſprachen zuſam-

zuſammen gezogen, und auf dieſe Art iſt ihre Zahl nicht gar ſo erſtaunlich, als man vorgiebt. Gumilla, der in den Sprachen des Caſanâre-Fluſſes beſtens bewandert war, welche man doch auch für zahlreich ausgiebt, iſt der Meinung, man könne ſie alle auf zwo zuſammen ziehen, das iſt, in die Sprache der Betòyer, und Girárer, ſo daß die andern, zwar nicht wenige, die er anführt, nur Mundarten von einer aus beyden wären.*)

XIII.

Aufſatz von zween kurzen Unterrichten in Orinokiſchen Sprachen.

Ich habe ſchon mehr einzelne Orinokiſche Wörter, und Ausdrücke angeführt, vermuthlich nicht ohne Beyfall mancher Leſer; aber auch wohl zum Eckel vieler andern. Es wundert mich dieſes auch nicht. Von ausländiſchen Wörtern macht man ſich nie einen ächten Begrif, als wenn man ſie vollkommen verſteht, oder ſie wenigſtens im Zuſammenhange einer Unterredung erſieht. Bey Abgang beſſerer Urkunden, habe ich folgenden kurzen Unterricht aufgeſetzt, welcher in zwoen Hauptſprachen das nämliche ſagt; wiewohl ich nicht im Stande bin, den Innhalt ganz mit eben der beſondern Annehmlichkeit vorzutragen, womit ihn ein gebohrner Indianer vorbringen würde.**)

Maypu.

*) Hiſt. de l'Orénoque; par le Pere *Gumilla*. Traduite de l'Eſpagnol par Mr. *Eidous*. à Avignon, 1758. 4. Tome 2. chap. 29. M.

**) Der Herr Ueberſetzer hat das Italiäniſche beybehalten, der Genauigkeit durch deutſche Redensarten nichts zu benehmen. M.

Mappuriſcher Unterricht von der Erſchaffung der Welt.

Nupuriacà nijucuàre. Juanichè pieta; *naumarì naturà niche piàu.* Piòiuchè *nupuriari inà niche.* Piòſuchè *umàri vi: nàumari uacaniacàu. Naja nuca umà cavi, nuca uacaniàmacumau. Nuca ſeccàcuni camonèe nupà manàni.* Pioſu *pinè camonèe umachìrri. Papujatàmi nuca camonèe nicaniacau. Niapà jaſa cavì: naumarì uma cavi. Nuca umamacumà ebacarì camonèe: avanumè pinà umà. Umà cajarrachinì* Atàni *rri iti. Umà niacà timiocbi: tà juti* Eva. *Nuà canì Paraiſo terreſtre icutì. Sonirrimìnè nicaniacàu iche. Nuà niturrùpa* Pioſu *jucuàre, nuca nimavàmacumà.* Pioſu *puriacà nijucuare: uuuà neca, ma niche. Niapà icachè niche aà tinacà ſonirrimìnè. Nuca mecachè, ma niche: nimavàmacumà. Necari uati, nimavà cbiacà. Naà pinà uàti turà. Tamàu niapà niitnà.* Eva *tamàu junava naucareti. Juuà juvì aa-tinacà; necamachè,* Pioſu *napucùmi uati. Cunè minè junàva chè. Uati junàvari uati, umèni numacù icbu ſapunà vaſùri. Iquà turà juche: pecachè, ma juche, cunè-minechè. Nucamà, juma juche papujà* Eva: *vamavà-macumà. Auca nimavacà, ma, meniacàu vaſùri. Naumarì jacachè* Eva. *Niapà Jutacàu Jutùca purenà juccàpi iche. Juicachè* Atàni *juche.* Atàni *niacà, jutàa macumà jumichinì amìtu, uati nuca ecarì uati ecachè. Niapà* Pioſu, *merracäu niche. Vacàti parè pi,* Atàni, *ma juchè. Nunecacàu, ma* Atàni; *naumarì numeniquacàu: maarrutemì canà, ma. Iti icari picbe, maarrutemì capì? ma juche* Pioſu: *nuca piturrupa nujucuàre, ma iche; naumarì pivià maarrutemì capì: pimavà-cbiacà; maiſuini cbiacà picaniacàu; pijatanapà-cbiacà peca, ma iche. Turà niacà* Eva *juche, vejacàu. Umèni menià canà, jumà* Eva; *naumarì naca. Cavi cbiacà pi pimpà, ma juche* Pioſu, *ſapàni pimaſavà canà. Niapà uanacarè* Angeli *terruà canì* Paraiſo-*iquà iche peni uaccaniàrio iatì. Nuà niturrùpa* Pioſu *jucuàre pacatià nicaniacàu ſonirri: nuca nimavàmacumà. Jacàpi uamavacà uajà nitianimì, ſapàni nuca nitturùpa* Pioſui-che.

Tradu-

Traduzione letterale.

Vi parlo. Essa è vicina la Festa; perciò parlo à voi prima. Egli è Dio di cui vi parlo. Egli è Dio, che fece noi: perciò ci siamo. Se non ci avesse fatto, non ci saremmo. Non sa l'uomo nascer da sè. Iddio solo è il Creatore dell' uomo. Anticamente non vi furono uomini. Dipoi ci volle: perciò ci fece. Non fece molti Uomini. Due soli ne fece. Fece il maschio. *Adamo* il suo nome. Fece ancora la donna. Le diede il suo nome *Eva*. Gli pose nel Paradiso terrestre. Beatissimo stettero ivi. Se avessero risposto (ubbidito) alla parola di Dio, non sarebbero morti. Iddio parlò loro: mangiate tutto, disse loro. Dopo mostrò loro il frutto di un albero bellissimo. Non ne mangiate disse loro, perchè non muojate. Quando ne mangerete, morrete. Così parlò. Andò poi da loro (si allontanò da loro). Eva andò à vedere il paese. S' incontrò col frutto del albero, *non ne mangiate*, di cui detto Iddio aveva. Gratissimo lo vide. Vedendolo, il Demonio entrò in bocca di una serpe. Indi parlolle: mangialo, le disse; è saporitissimo. Nò, disse prima Eva; temo che muojamo. Non morrete, disse ingannandola il Demonio. Questo fece (perciò) che lo mangiò Eva. Dipoi andò a portarne i parenti (altri simili frutti) nella sua mano. Gli mostrò ad Adamo. Adamo ancora temendo, che la sua moglie non desse il cuore (non si contristasse) non mangiandone, gli mangiò. Dopo Iddio apparve loro. Ove sei Adamo? gli disse. Mi vergogno, disse Adamo; per questo mi sono nascosto. Sono senza veste, disse. Chi ti ha mostrato, che sei senza veste, gli disse. Non hai ubbidito alla mia parola, gli disse; perciò sai, che sei senza veste. Morrai, starai male, suderai per mangiare, gli disse. Parlò ancora ad Eva, riprendendola. Il serpente ha ingannato me, disse Eva; perciò ho mangiato. Con dolore partorirai, le disse Iddio, in paga di avermi disubbidito. Dopo ordinò ad un Angelo, che gli cacciasse dal Paradiso terrestre nella terra, nella quale stiamo. Se avessero ubbidito a Dio, sempre sarebbero stati bene: non sarebber morti. Ora muojamo noi loro figliuoli in paga di aver essi disubbiditi a Dio.

Il medeſimo Ragionamento in Tamanaco.

Caramàne pac ure aujac ne: pieta *uocceppòne pachè Morevoràipachè caramanarimne pac ure itavapò.* Tiòcire *aiccì caramanarimdepo. Nare naccìine Camanèinam'ghemò: morevoràipachè uoicce chichemò. Chichemò jamanemnar' jave iteuja, ipurà chiuoccilghemorbe. Iteujàre itòto agipta-prà.* Tiocitpe *Amanenè. Penarène itòtoprà naccìine: moreret pepe* Tiòci *ipline chichemò: morevaràipachè chichemò jamanèine. Tane itòto anamaneprà: ac ciachetpe namanèine. Apalichè namanèine* Atani *taro-tepò. Aicà namanèine* Eva *itegèti. Ac ciachère line* Paraiſo Terreſtre *tarotepciàve. Patcurberè naictòmne itàve.* Tiòci *caramanàri jacrer'-jave iteujàcne, attachepuprà iuoccilghemòrbe.* Tiòci *ngaramanàrimùine iteujacne: tengi arè manapteccì, tàine. Mereretpepè nenepòine iteujac ne jeje jepèru. Cheic-pe patcurbe naccìine. Anemeprà maic-teccì, tàine, avattaghe purgam javàponò. Aujàc ne jemer' jàve, avattaghe pur ghemò. Cen' aigetpe tàine itetepciàve.* Eva *ndàine pata jeuecce. Necceporline jeje jeper' jachère, teneneteve, tarotpe iteujac ne* Tioci. *Tic porène nenèine. Iteujà jeuèr' jàve acchèi-jacà nuomùine Jolochiàmo. Imdàve ngaramanàrimùine ite ujà: jemechè, táine, tic porène. Anemèripiprà ure, tainerhe penarène* Eva: *attaghemnènu. Attaghepuprà avaccilghemò, taine jangupter-bè iteujà jemetec-pè. Jemetechemnè nddine iprèp' jarecce igno ujà Crerètpere jemèine ipùti uoc-cèmar' javaponò, jemèmnarjàve iteujà. Morereтpe pè nepùine* Tioci. *Tecapè amàre,* Atani? *tàine. Tipciapàmge ure tàinè; morevorài-pachè uotonamgè: inepòmna ure. Anecpe nbutpòine aujà inepòmna avaccilì? taine. Caramanàri anacreprà maccìi; morevoraipachè aujà puc-ce inepomna avaccilì. Avattaghepùri, patchebra avaccilì, uoccepucrecce ananapùri janapùri aujà, tàine.* Eva *ulatpere ngaramanàrimùine; iteujà tanummaccè. Acchèi ujà ure tanguptecè, tàine, ujà jemetc-pè. Morònе audmnecari, tàine* Tiòci, *caramanàri, jeucmatpe jepetpè. Morеretpepè, inonnochirbe,* Angeli *jonnòcchìine taurec-na; taurère pata jacà, tarò ujà, chichemò amenàre itàve maìri. Iteujac ne jacrer'-jàve* Tiòci *caramanàri, ipachère iuoccilghemòrbe, attaghepuprà. Chichemò amenàre uattaghepuptàchè, jepètpe iteujàc ne jeuc matpe* Tiòci *caramanàri.*

Tra-

Traduzione Letterale.

Io ſono ſul parlare a voi (*cioè, io vi parlo*). La feſta ſi avvicina. Perciò vi parlo prima di eſſa. Iddio ſarà, di cui vi parli. Egli fu il noſtro Creatore. A ſimiltudine di ciò (*perciò*) noi ci ſiamo. S'egli non ci aveſſe fatti, non ciſaremmo. Da per sè ſteſſo l'uomo non eſiſte. Iddio ſolamente è il Creatore. Prima (*anticamente*) non vi fu l'uomo. Dopo queſto, Iddio ci volle: perciò ci fece: due ſoli ne fece. Fece il maſchio, Adamo chiamato. La femina fece, Eva il ſuo nome. Ambedue poſe nel chiamato Paradiſo terreſtre. Bene aſſai ſtettero ivi. D' Iddio la parola oſſervando, morti non ſarebbero. Iddio parlò loro. Tutto mangerete, diſſe. Dopo ciò moſtrò loro un frutto. Fu aſſai bello. Non lo mangerete, diſſe, perchè non muojate. Se ne mangerete, morrete. Coſi diſſe prima di andarſene. Eva andò a vedere il paeſe (*luogo della loro dimora*). S'incontrò col frutto, *non nè mangerete*, di cui avea lor detto Iddio. Lo guardò ſaporitamente. Eſſa guardandolo, entrò in una ſerpe il Demonio. Nella bocca di eſſa parlolle. Mangia diſſe; è ſaporito. Non voglio mangiarne, avrebbe detto prima Eva; (cioè, *non voglio mangiarne*, diſſe *primieramente Eva*; ma . . .) perche io non muoja. Non morrete diſſe ingannandola, affinchè lo mangiaſſe. Dopo mangiatone andò a portare i parenti (*altri frutti ſimili*) al ſuo marito. Anch'egli ne mangiò, perchè non ſi contriſtaſſe la ſua moglie, non mangiandone eſlo. Dopo queſto venne Iddio. Ove ſei tu Adamo? diſſe. Ho vergogna diſſe; perciò mi ſono naſcoſto; ſon ſenza veſte. Chi ti ha moſtrato, che ſei ſenza veſte? diſſe. Non hai oſſervata la mia parola; perciò tu ſai, che ſei nudo. Morrai, ſtarai male, ſudato (ſudando) mangerai il tuo cibo, diſſe. Anche ad Eva parlò. Egli la ripreſe. La ſerpe mi ha ingannata, diſſe, per mangiarlo. Con dolore partorirai, diſſe Iddio, in pena della mia parola diſubbidita. Dopo queſto per commando di lui un Angelo gli mandò altrove; In un altro luogo, dich' io, ove ora noi ſtiamo. Oſſervando eſſi la parola di lui, non ſarebber morti, ſarebbero ſtati ſempre. Noi ora muojamo in paga, (*in pena*) di aver eſſi diſubbidito alla parola di lui.

Verzeichniß

einiger Wörter in fünf Hauptſprachen des Orinoko, woraus man ihren Unterſchied erſehen kann.

	Salivaiſch.	Jaruriſch.	Tamanakiſch.	Mappuriſch.	Ottomakiſch.
Himmel	Mumoſechè *)	Andò	Capu	Eno	Caga
Sonne	Mumoſechè cocco **)	Do	Veſu	Chiè	. . . .
Stern	Sipodi	Hoèhoè	Cirica	Urrùpu	Cirica
Erde	Sochè	Dabù	Nono	Peni	Poga
Waſſer	Coguà	Vi	Tùna	Veni	Ia
Feuer	Eguſſà	Condè	Vaptò	Catti	Nùa
Menſch	Cocco	Pumè	Apalichè	Cajarrachinì	Andua
Frau	Gnacu	Ibi	Alcà	Tiniochì	Ondua
Tiger	Impii	Joppanemè	Acchère	Quatichì	Maèma
Hirſch	Gnama	Beà	Jàma	Majarro	Jàma
Krokodil	Culpoo	Gnacancà	Aruè	Amanà	Jondìa
Fluß	Ochòe	Necnà	Tùna	Veni	Jòga
Großherr	Giòmu	Pue	Ac-nacchè	Jomuchì	Onnòna
Banàna	Paratunà	Paratunà	Parùru	Aràta	Parùru
Caſſave	Pèibe	Tombé	Ute	Uſi	Pèrega

*) D. i. obere Erde.

**) Der Menſch des Himmels, oder der obern Erde.

II.

II.

De celebrioribus per Americam linguis.

Tempus jam poſtulat, ut ex anguſtis Orinoci fluminis terminis, quibus hactenus immorabar, egreſſus, in cæteras etiam Americæ regiones excurram, de cujus præcipuis linguis breve quoddam ſpecimen me daturum promiſeram, ad earundem originem, quoad licuerit, porro indagandam.

Variarum Americæ linguarum Synopſis.

Caput I.

De lingua Haitina.

Inſula S. Dominici, inter *Antilias* celeberrima, indico nomine olim dicta fuerat: *Haiti*; dumque primum a Columbo detecta fuit, incolis abundaſſe perhibetur. Hodie unicus in ea ſupereſt pagus Indicus, & in eo unica pariter tenuis familia, ex indigenarum avito ſtemmate propagata, cum ceteræ omnes adventitio ſanguine corruptæ, ſenſim in *Meſtizos*, *Zambos*, & ſimiles propagines degenerarint.

Paucos hos inter Indos num adhuc avita lingua vigeat, prorſus ignoro. Id ſolum, admiratione quidem digniſſimum novi, terram illam, tot gentium olim fecundam parentem, nullum jam Indum exterum, qui linguam illam porro propaget, diu ſuſtinere. Vel enim emoritur novus advena, vel certe vix ultra biennium illic perdurat. *) Quam ob rem lingua

*) Ita refert R. D. Colom, diuturnus incola ejus inſulæ.

kæc, ſi plene ſciretur, ad hiſtoriam præclare ſervitura, reputari poteſt propemodum exſtincta, niſi forte prorſus interiit. Quare pridem indolui, quod eam nec Oviedus ab oblivionis tenebris vindicarit. Sed ſuperſunt adhuc in ejus hiſtoria monumenta quædam etſi pauca, non quidem ſyntaxeos & integrorum ſenſuum, ſed ſingularium ſaltem vocabulorum, non ſolum in inſula S. Dominici adhuc vigentium, ſed per omnem etiam reliquam Americam diffuſorum. Rariorum antiquitatum vel ipſa etiam fragmenta in pretio ſunt. En hic aliqua *Haitinorum*, a me collecta, & in ordinem alphabeticum redacta; e quibus umbra quædam agnoſcitur placidi illius genii, quem ajunt proprium fuiſſe ejus gentis. *)

Age, radix aliqua, aliis etiam *Gname* dicta.
Agì, Piper americanum.
Aìna, flumen aliquod inſulæ S. Domin.
Amaca, lectus penſilis, reticulatus.
Amajàuna, nomen cujusdam ſpeluncæ S. Domin.
Anòn, fructus delicatus hujus inſulæ.
Areiti, cantus Indicus, verſus &c.
Bagua, mare.
Bauàm, fluvius hujus inſulæ.
Bainòa, provincia quædam hujus inſulæ.
Bàigua, herba, qua piſces mactantur.
Balſa, ratis.
Barbacòa, cratis ex baculis aut cannis contexta.

Bat-

*) Vocabula hæc excerpta ſunt ex Oviedo, Petro Martyre, Acoſta, Inga Garcilaſſo, ex P. Charlevoix, & ex Practica Andreæ de Leon, protomedici Philippi II; potiori ex parte ſequendo Orthographiam & pronunciationem hiſpanicam.

Battèa, lebes, inſtrumentum, in quo aurum lavatur.
Batèi, luſus pilæ majoris.
Batàta, radix ſapidiſſima.
Beònico, mons quidam hujus inſulæ.
Bixa, color ruber, quo ſe illinunt, alibi dictus *Achote*.
Bihào, alii dicunt: *Bijado*, herba grandibus foliis.
Boniàma, fructus vulgo dictus: *Ananas*, vel: *Pinna*.
Boa, domus.
Boiti, medici antiqui hujus inſulæ.
Buràn, vas teſtaceum ad torrendum *Caſſave*.
Bubìo, ſpecies quædam tugurii.
Cabóje, radix edulis.
Cabúja, frutex, ex cujus foliorum fibris fiunt funes; & ſæpe etiam ſic vocatur ipſe funis.
Cacábo, provincia quædam hujus inſulæ Haiti, ſeu Hiſpaniolæ.
Caiguáni, certi montes ejusdem.
Caizímu, frons, vel principium.
Caimíto, fructus in America notus.
Cajaríma, nates.
Canéi, ſpecies tugurii.
Canóa, cymbula indica.
Caóba, lignum pretioſum.
Caſiche. Hiſpani ſcribunt: *Cazique*, regulus.
Caſábi. Hodie ſcribitur: *Caſave*, vel *Cazàbe*, notus panis indicus.
Cemi, *Haitinorum* idola.
Cepi, nomen cujusdam fluvii.
Chemi, animal quoddam hujus inſulæ.
Chiabòn, nomen cujusdam fluvii.
Ciccia. Hiſpani ſcribunt: *Chicha*, potus indicus.
Cibucàn, v. *Sibucan*.

Cibájo, radix edulis.

Cipanga, unum ex nominibus, quibus vocabatur haec Insula Haiti.

Comejèn, insectum valde noxium & vorax.

Comíco, ager, satum.

Cori, animal hujus Insulae Haiti.

Cotúi, fluvius ejusdem Insulae.

Coiba, tabacum.

Copéi, arbor, cujus folijs cartae loco usi sunt Hispani ad scribendum.

Duibeyuiquèn, significat flumen dives.

Gaguei, arbor hujus insulae.

Giamíco, flumen vicinum fodinis *Cibau*.

Guajacàn, lignum, quo curatur morbus gallicus.

Guanávano, arbor pergrati fructus.

Guajába, sapidus quidam fructus.

Guáma, Ceratium americanum, *Johannisbrodbaum*.

Guariágua, regio quædam Insulae Haiti.

Guainára, morbus gallicus.

Haiti, nomen Hispaniolae, sub adventum Columbi.

Hava, corbis factus e foliis *Bijado*.

Henequèn, nomen cujusdam herbae, cujus fibris Indi ferrum findere dicuntur

Hico, alii scribunt: *Jico*, funiculi ad alligandam *hamacam*.

Hicotéa, *Icotéa*, testudo terrestris.

Hicáo, *Jicáo*, fructus persipidus.

Hobo, *Jobo*, pruna flava silvestria.

Huracáne, *Uracane*, ventus vehemens, dictus: *Uracán*.

Huibo, significat altitudinem.

Hutia, animal Hispaniolae.

Jajágua, species fructus *Ananas* dicti.

Jajá-

Jajáma, alia ſpecies ejusdem fructus.
Jarúma, alii dicunt: *Jaurúmo*, arbor ſilveſtris.
Jacíga, flumen hujus inſulæ.
Jejèn, ſpecies minutiſſima muſcæ.
Jovauaboina, quædam ſpecus in hac inſula.
Juca, arbuſtum, ex cujus radicibus fit *Caſſàve*.
Iguana, lacerta edulis.
Jucáti, Indi Hiſpaniolæ ſeptemtrionales.
Junna, fluvius hujus inſulæ.
Macána, furtis quidam, quo pugnant Indi.
Maghéi, Aloe vulgaris.
Macóri, fluvius Hiſpaniolæ.
Maguacoccío, gens veſtita.
Maiz, milium, ſeu frumentum turcicum.
Maméi, fructus præclari ſaporis.
Mangle, arbor creſcens ad oram maris.
Manatì, piſcis notus, alibi: *vacca marina*.
Manì, frutex, cujus radicibus adhæret fructus ſimilis nuci avellanæ.
Mohui, animal Hiſpaniolæ.
Nae, remus ad uſum *Canoæ*.
Natha, fluvius Hiſpaniolæ.
Nicáo, alius ejusdem fluvius.
Nigua, pulex intercus.
Ocóa, fluvius Hiſpaniolæ.
Ozan, fluvius ejusdem præcipuus.
Pitahaia, alii ſcribunt: *Pitajaya*, fructus nobilis cujusdam cardui.
Savána, vel *Zavána*, pratum.
Seiba, vel *Ceiba*, arbor ſilveſtris.
Sibucàn, inſtrumentum, quo exprimitur *yuca*.
Tabácco, inſtrumentum, quo utebantur *Haitini* ad fumandum.
Taína, morbus gallicus.
Tuna, ficus indica.

Tuíra, dæmon.
Tca, morbus gallicus.
Tebipa, idem.

Omnes hæ voces *Haitinæ* ſunt, & ut ſupra dixi, adeo per omnem Americam, præſertim auſtralem, propagatæ, ut vix Hiſpanum invenias, qui iis non utatur. Univerſalia pariter, ſed incertæ originis, ſunt vocabula ſequentia: *Pirágua*, navis indica major; *Caiman*, crocodilus; *Tutúma*, vas hemiſphæricum ad bibendum; *Aujáma*, ſpecies cucurbitæ americanæ edulis, præclari ſaporis, &c.

Demum noto, nomina quorumdam fructuum, qui non dabantur in inſula S. Dominici, forte mutuata eſſe ab Indis *Terræ firmæ*. Oviedus nusquam meminit *Papayæ*, *Chirimoyæ*, *Aguacatii*, vel *Curæ*, aliorumque complurium fructuum, hodie per omnem Americam notorum. Et ne quidem nomen *Parami*, quo vocantur montes frigidiſſimi, in ejus hiſtoria occurrit; nec meminit *Tarabitæ*, pontis cujusdam americani, nec aliarum vocum communium, cuivis Hiſpano-americano notiſſimarum.

Si porro quæras, qua ex lingua in hiſpanicam aſſumtas putem voces prædictas; dicam aſſumtas præcipue ex lingua *Novi Regni*, vel provinciarum *Terræ firmæ*; nam hæ poſt occupatam inſulam *Haitinam*, fuerunt utique inter primas, ab Hiſpanis in poteſtatem redactas; & illic certe occurrunt & montes illi frigidi, & fructus omnes ſupra nominati. Verum ſatis de lingua *Haitina*.

Caput II.

De lingua Mexicana.

Huic translationi Dom. Abb. *Franc. Xav. Veigl* ſequentia e *Bibliotheca* mea *glottica univerſali* addenda duxi.

Storia antica del Meſſico, cavata da' migliori Storici Spagnuoli, e da' Manoſcritti, e dalle Pitture antiche degl' Indiani; diviſa in dieci Libri, e corredata di Carte Geografiche, e di varie figure e Diſſertazioni ſulla Terra, ſugli Animali, e ſugli Abitatori del Meſſico. Opera del Abate D. *Franceſco Saverio Clavigero.* Tomo I. In Ceſena, 1780. Tomo II, ib. eod. T. III. ibid. Tomo IV. contenente le Diſſertazioni, 1781. 4.

Toribio di Benavente, *Motolinia* Ord. S Franc. (unus e primis XII. Miſſionariis mexicanis) ſcripſit *hiſpanice* Hiſtoriam Indorum Novæ Hiſpaniæ; & diſſ. de Calendario Mexicanorum.

Alfonſo *Zurita* diſſ. de Politia, Legibus & Conſuetudinibus Mexicanorum. MS. Mexici, in Bibliotheca Soc. Jeſu Collegii S. Petri & Pauli. Ea valde uſus eſt Dom. *Claviger*, ut & Hiſtoriis ſcriptis a Regibus Famiſiæ *Açolhuacan Ixtlilxochitl.* MSS. ſunt in prædicta Bibliotheca.

Taddeo di Nizza, Tlaſcallenſis, ſcripſit A. 1548. Hiſtoriam devictionis Regni Mexicani; ſubſcripſerunt 30 nobiles Tlaſcallenſes.

Vox *Mexico* i. e. *fons aquarum*, erat nomen partis dimidiæ hujus Urbis, tempore Motezumæ. Ipſis Mexicanis vocabatur *Tenuchtitlan*, regio *Themiſtitan*, ipſum vero Regnum *Mexitl.*

Nomen quatuor Regnorum fuit: *Anahuac*, ſ. Vallis Mexicana, 40 Vrbium, poſtea Nova Hiſpania; *Acolhuacan*, *Tlacopan*, atque *Michuacan*; & Respublicæ *Tlaxcallan* ſ. Tlaſcalla, *Cholollan*, & *Huexotzinco*.

In Urbe *Tlaſcala* tres ſunt linguæ uſitatæ: *Nahuahl*, lingua aulica ſ. Indorum principum; *Otoncir*, lingua vulgaris; *Pinomer*, regioni Tlaſcalitanæ olim propria dialectus. Hodie ea utuntur opifices in urbe Tlaſcala.

Otomies, incolæ montani, ſubacti penitus ſub finem Sæc. XVII, habitabant in confiniis regni mexicani, cui infenſi erant. Lingua eorum paucis continetur vocibus, ceu ſinica. *Herrera*, Dec. 3. Lib. 4. Cap. 9. Conſervarunt incolæ ſuam linguam.

In territorio *Miſteque* tredecim erant dialecti *Herrera*, L. 3. cap. 14. Uſitatiſſimæ erant Linguæ των *Chontal*, *Zoqueorum*, & *Mexicanorum*. *Herrera* teſte, hæc ultima uſitatiſſima fuit, etiam nunc eſt. En voces mexicanas e Lexico mexicano:

Tzontecontli, caput.	*Ahcolli*, humeri.
Tzontli, crines.	*Matzotzopatli*, brachia.
Ixcuaitl, frons.	*Maytl*, manus.
Ixtelolotli, oculi.	*Tlalhuyaotl*, tendines.
Nacaztli, aures.	*Mahpilli*, digiti.
Camachalli, maxillæ.	*Yetzalhuyotl*, venæ.
Camactli, os.	*Iztitl*, ungues.
Tlantli, dentes.	*Xillantli*, venter.
Nenepilli, lingua.	*Cuitlapantli*, dorſum.
Cocotl, collum.	*Yeltepachtli*, jecur.
Yelchiquihtli, pectus.	*Yollochtli*, cor.

Chi-

Chichtl, pulmones.
Taxixtecon, lien.
Netlocketenca, renes.
Tlanguaitl, genua.
Metzquauhiotl, femora.
Icxitl, crura.
Cotztli, pedes.
Xoquochtlantli, calces.
Iztal, albus.
Tliltic, niger.
Quiltic, viridis.
Texutic, cæruleus.
Chiciltic, ruber.
Coztic, flavus.
Nextic, variegatus.
Mazatl, cervus.
Tochtli, cuniculus.
Pitzotl, porcus.
Ocelotl, leo.
Cuetlachtli, lupus.
Coyotl, vulpes.
Miztli, felis.
Chichi, canis.
Cahuyao, equus.
Quaquahue, taurus.
Acuetzpalin, lacerta.
Tecpin, culex.
Cacalin, vultur.
Cuauhtli, aquila.
Acatlotli, corvus.
Tuznene pſittacus.
Hueytzanatl, cornix.
Zulin, coturnix.
Tlalalacatl, anſer.
Canauhtli, anas.
Huilotl, columba.

Pelompatox, pauo.
Colotl, ſcorpio.
Alemitl, frons, folia arborum.
Coztic, aurum.
Teocuitlatl, argentum.
Temeztli, plumbum.
Tepoztli, ferrum.
Ilhuicatl, cælum.
Tonatiuh, ſol.
Metztli, luna.
Citlabin, ſtella.
Mixtli, nubes.
Tlatlazinil, tonitru.
Tlahuitequiliztli, fulgur.
Quauhtla, mons.
Tepetl, collis.
Ixtlahuatl, vallis.
Quahuitl, arbor.
Xihuitl, herba.
Ameyatli, fons.
Atlautitli, rivus.
Atoyatl, fluvius.
Quauhpantli, pons.
Zahzacatla, lacus.
Cohuatl, anguilla.
Azcatl, formica.
Ttell, ignis.
Nextli, cinis.
Tecolli, carbo.
Quiahuiztli, pluvia.
Teccatl, ventus.
Zetl, pruina.
Chocolatl, la Chocolate.
Tahtli, pater.
Nantli, mater.

Tepilzin, filius.
Teuchpoch, filia.
Teoquichtuich, frater.
Tehneltiuh, ſoror.
Tecoltzin, avus.
Tetlabtzin, patruus.
Teuthli, dominus.
Teotl, Deus.
Tlacoti, ſervus, ſubditus.
Tlacatecolotl, ſpiritus malus, diabolus.
On, &.

1, Ce vel Centetl.
2, Ome.
3, Yei.
4, Nahui.
5, Macuilli.
6, Chicuacen.
7, Chicome.
8, Chicuey.
9, Chicunahuni.
10, Matlactli.
15, Caxtolli.
20, Zempohualli.
40, Ompohualli.
50, Ompohualli on Matlactli.
60, Yepohualli.
70, Yepohualli on Matlactli.
80, Nahupohualli.
90, Nahupohualli on Matlactli.
100, Macuilpohualli.
1000, Ontzontlüpan macuilpohualli.

L. Mexicana caret conſonantibus B, D, F, G, R & S.

Abundat diminutivis. Vid. *Clavigero*, T. II.

Translata ſunt in L. mexicanam Proverbia Salom. Evangelia, *Thomas a Kempis*, &c.

Logica in L. Mexicana a Patribus S. I. conſcripta fuit.

Lin-

Linguæ & Dialecti Mexicanæ.

Lingua mexicana propria.
— Otomita.
— Zapoteca.
— Mizteca.
— Maya.
— Totonaca.
— Popoluca.
— Matlazinca.
— Huaxteca.
— Mixe.
— Kiché.
— Cakciquel.
— Taraumara.
— Tepehuana.

Grammaticæ & Lexica Linguæ Mexicanæ.

Don Joſef Auguſtin de *Aldama* y *Guevaro* Arte de la Lengua Mexicana. En Mexico, 1754. 12.

Horatii Carochi e Soc. Jeſu, Ars copioſiſſima Linguæ Mexicanæ, ea præceptorum claritate, ut linguæ latinæ peritus, brevi tempore, & ſine magiſtro, poſſit illam condiſcere. Mexici, 1645. 4. Reliquit etiam:

Grammaticam linguæ *Otomiticæ*, cujus eſt uſus in multis Miſſionibus per illas Regiones; & præterea Lexicon, magnitudine & verborum copia, par *Calepino*.

Diego de Gualdo Arte de la Lengua Mexicana. En Mexico, 1642. 8.

De OLMOS (Andreae) Grammatica & Lexicon L. *Mexicanæ*, *Totonaciæ* & *Huaxteciæ*; cum Ca-

te-

techismo & Evangeliis Epiſtolisque, mexicane. Mexici, 1560. 4to 2 Vol. Autographum eſt in Bibliotheca Templi cathedralis Toletani. *C. C. Plüer's* Reiſen, pag. 89.

Ejusd. diſſ. de Antiquitate Mexicanorum. Hiſp. & Mexic. MS.

— Admonitio patrum filiis data; hiſp. & mexicane. MS. Specimen eſt in libro ſeptimo Hiſt. antiquæ mexic. Dom. Abbatis *Clavigeri.*

SAHAGUN, (Bernardino) Lexicon univerſale L. Mexicanæ. fol. XII Vol. MS.

Ejusd. Hiſtoria univerſalis Novæ Hiſpaniæ, fol. IV. Vol. MS. eſt Toloſæ in Biblioth. Franciſcanorum. *M.*

Haud nimis longe ab *Haitina* inſula diſtant indigenæ Mexicani; & quamvis pertineant ad Americam ſeptemtrionalem, ad eos tamen etiam excurro, duce ac comite hujus linguæ peritiſſimo. *) Lingua iſta, cujus genius & character ori italico videri poteſt apprime durus, immo ſcabroſus, ab ejus peritis dicitur copioſa non minus, quam elegans. Et quidquid ſit de elegantia, quæ utique qualitas eſt reſpectiva, de copia nil prorſus dubito. Linguam Monarchis, ſacerdotibus, aſtronomis, militibus non contemnendis, variarum artium liberalium æque ac mechanicarum profeſſoribus uſitatam, quippe quæ politica, ſacra, erudita, militaria & œconomica complectatur, ſane oportuit ſaltem abundantem eſſe, rebusque omnibus explicandis idoneam. Et vero non eſſe in ea, ajunt, penu-

*) A. R. D. *Gaſpare Miraglia.*

penuriam vocum abſtractarum, ſpiritualium & ſcientificarum, qualem eſſe in linguis ſilveſtribus quaſi eſt neceſſe. En ejus breve ſpecimen, orthographiæ italicæ accommodatum præter id, quod hic prænoto de pronuntiatione quarumdam literarum aut ſyllabarum, quæ noſtro in ſermone non omnino reperitur.

§. 1. *De pronuntiatione.*

Syllaba, vel potius ſemiſyllaba *c'* perſæpe occurrit in vocibus mexicanis, v. g. *chen mac'*; qua in re notandum, hanc apoſtrophen *c'* pronuntiari debere, non quidem ut in ſyllabis *ce* vel *ci*; ſed ſolum cœptam, & prolatam usque ad medium.

§. 2. *De Nomine & ejus variationibus.*

Nomen aliam inflexionem non habet, quam qua diſtinguitur ſingularis a plurali; terminationes vero ſunt variæ. En earum aliquas: *tlàcatl* homo, *tlaca* homines; *ſiuatl* mulier, *ſiva* mulieres; *tlacátecólotl* diabolus, *tlatlácatecólo* diaboli; *maſevalli* Indus, *maſeváltin* Indi, *teotl* Deus, *tetéo* Dii, &c.

Diminutiva communius fiunt præponendo nomini vocem: *tepíton* parvus. Sed ſunt præterea diminutiva duplicis claſſis. Particula: *tzintli* facit diminutivum æſtimationis, amoris, ac teneritudinis; v. g. *pilli* infans, *piltzintli* infantulus. Particula: *tontli* format diminutivum contemtus; v. g. *tilmátli* faber ferrarius, *tilmatontli* idem per contemtum &c. Præter hoc diminutivum contemtus datur & aliud, ut ita dicam,

cam, pejorativum, terminatum in: *pol;* v. g. *notlatlácol*, meum peccatum, *notlatlacólpol* meum peſſimum peccatum &c.

Particula: *ſenca* ſignificat: *valde*; ſicut: *vel-ſenca*, *nimis valde*; & alterutra harum nomini præpoſita ſit ſuperlativus; v. g. *qualli* bonus, *vel-ſenca qualli* optimus.

Comparativi fiunt adverbio: *ocacci* ſignificante: *magis*, poſito ante nomen; v. g. *in tevatl ocacci tiqualli*, tu es melior illo.

§. 3. *De Pronomine.*

Horum ſunt varia; communiora ſunt poſſeſſiva: *No* meus, *mo* tuus, *i* ſuus, *to* noſter, *amo* veſter, *in* vel *im* illorum. Sed nota (id quod etiam dixi *) in ſpecimine linguæ tamanacæ) has particulas poſſeſſivas numquam adhiberi ſeorſim, ſed ſemper præpoſitas & affixas nomini. E. g. *Calli* domus, *nócal* domus mea, *mocal* domus tua, *ical* ſua domus, *tocal* domus noſtra, *amócal* domus veſtra, *incal* domus ipſorum. Ubi obiter nota, quod voces abſolutæ in contractione cum particulis poſſeſſivis, perdant ultimas ſyllabas, quæ ſunt: *tli*, *li*, *in*, ut liquet in prædicta voce: *calli.*

Pronomina primitiva ſunt: *névatl* ego, *tévatl* tu, *jevatl* ille, *tevantin* nos, *amevántin* vos, *jevántin* illi.

§. 4. *De Verbo.*

Prævie hic notandæ ſunt particulæ pronominales, quæ verbis in conjugatione præfixæ

*) Supra, pag. 357.

fixæ diſtinguunt perſonas; & ſunt ſequentes: *ni* particula primæ perſonæ; *ti* ſecundæ; tertia non habet ullam; & hæc de verbo in ſingulari. In pluralis prima perſona præponitur particula: *ti*; in ſecunda: *an* vel *am*; tertia, ut in ſingulari, caret. Et hæc parſimonia, quæ ne quidem datur in linguis Orinocenſibus, parum videtur honorifica mexicanæ. Nihilominus nolim eam poſtponere orinocenſibus; quandoquidem habet alias quasdam particulas, ut ita dicam, *reverentiales*, quæ mirum in modum diſtinguunt quamvis perſonam, quin ulla deſideretur. Ego eas brevitatis gratia prætermitto.

Cæterum in mexicana, ut in quavis alia lingua, dantur verba irregularia & anomala, ad quorum notitiam opus eſt præclara memoria. His autem demtis, lingua hæc ſuapte abundantiſſima unam ſolam habet conjugationem. Libet eam diſtinctim adferre, ut pateſcat ejus artificium. Pro exemplo ſit verbum: *tlaſótla*, amare.

Nitlaſotla ego amo, *titlaſotla* tu amas, *tlaſótla* ille amat, *titlaſotla* nos amamus, *antlaſotla* vos amatis, *tlaſotla* illi amant. *Nitlaſotlaja* ego amabam &c. ut in præſenti, ſed ſubjuncta particula: *ja*. Præteritum perfectum præter diſtinctivum finale, habet etiam ſuam variationem in principio. *Onitlaſotlac* ego amavi &c. In plurali hujus temporis additur verbo in fine particula: *che* v. g. *Otitlaſotláche* nos amavimus &c. Modus imperativus: *Scitlaſotla* ama tu, *ſcitlaſotlácan* amate vos. Datur etiam modus prohibitivus, ut dictum de linguis orinocenſibus, qui exprimitur per particulam: *macámo* verbo præpoſitam. E. g. *macámo ſcitla-*

ſotla nolite amare. Cæteri modi ſuis etiam particulis diſtinctivis præditi ſunt, præſertim conjunctivus, ad quemlibet ſenſum rite exprimendum.

§. 5. *De Verbo paſſivo, de Participiis, Conjunctionibus & Interjectionibus.*

Verbum fit paſſivum, adjuncta in fine ſyllaba *lo;* e. g. *tlaſotla* amare, *tlaſotlálo* amari, vel eſſe amatum; *itta* videre, *ittlálo* videri; *póva* numerare, *poválo* numerari.

Participium. Amans, *in tetlaſotláni;* amantes, *intetlaſotlaníme*; amatus *tetlaſótli;* dignus amatu, vel amandus *inic tetlaſotlálo* &c. quæ brevitatis gratia omitto. Adverbia ex nominibus facta, ut in linguis orinocenſibus, ab iisdem nil differunt. Sic: *tzopélic* ſignificat dulce ac dulciter; *qualli* bonus & bene; quæ ut fiant ſuperlativa, iis præponitur particula: *vel*, vel etiam: *vel ſenca* ſecundum dicta.

Interjectio: *ijójavè* ſignificat affectum dolentis, exſultantis, ac etiam admirantis; & videtur eſſe unica inter Mexicanos. In conjunctionibus vero nihilo ſunt noſtratibus inferiores. *Ivan* ſignificat: &, e. g. Petrus & Paulus, *Pièˆtro ivan Paulo.* Disjunctiva: *vel* exprimitur per: *anóſo*, vel *noſo*, e. g. *névatl noſo távatl*, ego vel tu.

Caput III.

De lingua generali, vulgo dicta: del Ynga.

Per totam Americam auſtralem non repe-ries linguam latius protenſam præ *Yngarum.*

Nata

Nata eſt æque ac cæteræ, *) aut ſaltem longo tempore conſervata intra anguſtos fines, ut ego quidem conjicio, territorii *del Cuzco*; ſed ſubinde una cum imperio propagata, & fors etiam curſu temporum correcta & adornata, innumeris populis communis evaſit. Omnes nationes barbaræ, 400 circiter annorum ſpatio ab *Yngis* debellatæ, ac in poteſtatem redactæ, ad linguam ſimul hanc amplectendam fuere conſtrictæ. In omni provincia (quod ne quidem Roma, orbis olim domina, molita eſt) erant magiſtri linguæ, hanc in rem ex metropoli miſſi, ut omnium in ore foret ſermo politus æque, ac ne in accentu quidem ab *Yngarum* uſu diverſus. Horum proinde linguam loquebatur omne, quam late a Septemtrione ad Auſtrum usque protenditur, Peruvium, a Quitenſi ſcilicet regno ad usque Chilenſe; loquebatur eam Tucumania, immo & regio Chacoenſis (*Tſchacoenſis*) Loquebatur, inquam, jam tunc; non quaſi poſt Hiſpanorum adventum iis in terris vigere deſierit; ſed quod hi etiam novi advenæ ſenſim eam amplexi ſint, in quorum ſubinde aucta poſteritate viget hodiedum, & ob ſingularem energiam ac ſuavitatem perlibenter ab Hiſpanis indigenis adhibetur. Nec ſane immerito; nam certe lingua hæc ob illuſtres prærogativas præ cæteris americanis commendari meretur, & in paradigmate grammatico lectorum oculis paulo plenius exhiberi. **)

*) Vid. ſupra, pag. 133, ubi varias inſtitutiones grammaticas indicavi. *M.*

**) *Paradigma iſtud Giliu in opere ſuo adfert, quale id ab A. R. D. Gaſpare Xuarez accepit; ſed cum in eo deſiderentur complura ſcitu digniſſima, imo & manifeſta quædam errata irrepſerint, neceſſarium duxi & illa addere, & iſta corrigere.*

§. 1. *De litteris alphabeti hac in lingua uſitatis.*

Memorandum eſt hoc loco, in lingua *del Zuga* nullum prorſus eſſe uſum, nec neceſſitatem conſonantium: *B. D. F. X.* immo & complures aſſerunt, in vocabulis linguæ propriis eam etiam carere vocalibus: *E* & *O.* Littera *L* ſimplex in principio vocabuli nusquam occurrit: *L* vero more hiſpanico duplicata, quæ vim habet italici: *Gli*, ut in voce: *llama* (l *liama*) ovis, eſt ſat rara. *R*, a qua quædam voces incipiunt, pronuntiatur ſuaviter non quaſi duplicata more hiſpanico. Cætera ad pronuntiationem pertinentia clarius innoteſcent in vocabulario, quod ſuo loco dabo.

§. 2. *De nomine, & ejus articulis.*

Lingua hæc non habet varias nominum inflexiones, qualium uſus eſt in latina & græca; ſed ad diſtinctionem caſuum utitur gratioſis quibusdam particulis nomini poſtpoſitis, quas articulos dicere poſſumus. Pro norma declinationis, quam omnia prorſus nomina ſequuntur, ſit vox: *ɟáɟa* pater, *ɟaɟápac* patris, *ɟaɟáman* patri, *ɟaɟáta* patrem, *a ɟáɟa* o pater, *ɟaɟamanta* a patre, *ɟaɟacuna* patres, *ɟaɟacunápac* patrum, *ɟaɟacunáman* patribus, *ɟaɟacunáta* patres accuſat *a ɟaɟacúna* o patres, *ɟaɟacunamanta* a patribus. Adjectivum ſubſtantivo junctum eſt indeclinabile, & caſuum ac numerorum diverſitas in ſolo ſubſtantivo exprimitur. E. g. *Runa* homo, *ſinchi* (l. *ſintſchi*) fortis; genitivus erit: *ſinchi runápac* fortis hominis; *ſinchi runacuna* fortes homines; & ſic de cæteris caſibus utriusque numeri. Ad indicandum ſuperlati-

lativum tam in nomine, quam in adverbio, anteponunt poſitivo adverbium: *ancha* (l. *antſcha*) valde. E. g. *ſumac* pulcher, *ancha ſumac* valde pulcher; *misqui* (l. *miski*) dulce vel dulciter, *ancha misqui* dulciſſimum, dulciſſime. Comparativus fit per particulam: *áſhuan* (l. *áſchhuan*) magis, e. g. *Pedro aſhuan alli Juan* Petrus eſt melior Joanne. Vel etiam poſtponendo: *ɣalliſpa* nomini ſuperato; quod: *ɣalliſpa* re ipſa eſt participium præteriti ex verbo: *ɣallini* ſupero; ac idem eſt, ac ſi diceres: Petrus bonus eſt Joanne ſuperato, *Pedro alli mi Juan ɣalliſpa*. Diminutiva fiunt præpoſito: *uchuglia* (l. *utſchuglia*) parvus, e. g. *Uchuglia huaſſi* parva domus; ſæpe etiam ad exprimendam teneritudinem ſubjungunt nomini: *lla*, quod pronunciatur, more hiſpanico, quaſi *lia* *ɣaɣalla*, *mamalla* paterculus, matercula; immo jam etiam paſſim exprimunt diminutiva, mutuato ex lingua hiſpanica: *cito*, e. g. *huaſſicito* (l. *huaſſiſito*) domuſcula, *runacito* (l. *runaſito*) homuncio. Abſtractorum nominum, ut in linguis barbaris paſſim uſu venit, eſt non levis penuria, & præſertim dum vel Religionis myſteria exponenda ſunt, vel de humanarum actionum moralitate loquendum, ægre modus invenitur, ea ſatis ad captum exprimendi. Quorumdam abſtractorum loco a verbis derivantur ſubſtantiva. Sic: volo, *munani*, unde: voluntas *munái*; volitio vero exprimitur per *munána*, quod eſt re ipſa infinitivus: *munanga*, ſuppreſſo: g. Intellectus, memoria, cogitatio, cognitio, peruanæ linguæ unum idemque eſt in voce: *ɣuɣai*, vel: *ɣuɣána*, illa proprie ſignificante potentiam: iſta actum a verbo: yuyáni cogito, intelligo, memini. Etſi ſtricte loquendo, *memini* exprimi deberet in

idiotismo peruano per *yuyamuni* iterum cogito, ſeu reminiſcor, interpoſito *mu*, quod ex dicendis exprimit motum *inde huc*, quaſi dicat: ex re cogitata iterum cogito, ſeu in mentem revoco. Sed prædicta regula (ſupprimendi *g* ex infinitivo verbi, ad ſignificandam actionem) non ita fixa eſt, ut ſimile derivatum non ſignificet etiam quid aliud. Sic a *puñuni* (l. *puniúni* dormio, infinit. *puñunga* derivatur: *puñúna* (l. *puniúna*) quod lectum ſignificat potius, quam dormitionem vel ſomnum. Sic ſedeo eſt: *tiarini*, a quo: *tiarina* (preſſo *g* infinitivi: *tiaringa* ſedes eſt potius, quam; Seſſio; a *micúni* comedo, *upiáni* bibo, *micuna* cibum, *upiána* potum ſignificat potius, quam comeſtionem ac potionem &c. Ab *hatum* magnus, *utſchuglia* parvus, *ſinchi* (l. *ſintſchi*) fortis, *ſumac* pulcher &c. magnitudinem, parvitatem, fortitudinem, pulchritudinem &c. una voca vix exprimes.

§. 3. *De Pronomine.*

Primitiva ſunt: *ñuca* (l. *niuca*) ego, *cam* tu, *chai* (l. *tſchai*) ille, *pai* is, *cai* iſte; *ñucanchic* (l. *niucantſchic*) nos, *camcuna* vos, *chaicuna* illi abſentes, *paicuna* ii, *caicuna* iſti. Hic nota (cui ſimile dictum eſt etiam de lingua Tamanaca) pronomen: *nos* duplici modo exprimi. Si in eo comprehendantur & alii, ad quos ſermo dirigitur, adhibetur: *ñucanchic*. E. g. nos chriſtiani amamus Deum, *ñucanchic chriſtianocuna Dioſta cuyanchic*. Sed ſi *nos* dirigitur ad alios in eo non comprehenſos, exprimitur per: *nucaicu* (l. *ñiucaicu*) e. g. nos Indi amamus vos Patres, *ñucaicu runacuna camPadrecunata cuyaicu*.

Cæte-

Cæterum hæc primitiva Pronomina declinantur per caſus, more nominum. E. g. *ñucápac* mei, *nucáman* mihi, *ñucáta* me &c.

Habet hæc lingua ſua poſſeſſiva a nomine ſeparata, e. g. hæc domus eſt mea vel tua, vel illius, *cay huaſſi ñucapac mi, campac mi, paypac mi*, & ſic exprimuntur, dum copula *mi* expreſſe ponitur. Sed in defectu copulæ expreſſæ potius utuntur poſſeſſivis cum ipſo nomine contractis. E. g. *yayai, huaſſini* pater meus, domus mea (nam nominibus terminatis in: *i* adnectitur: *ni*, cæteris ſolum *i*) *yayaiqui* (l. *yayaiki*) *huaſſiqui* (l. *huaſſiki*) pater tuus, domus tua; *yayan, huaſſin* pater ejus, domus ejus. *yayanchic* (l. *yayantſchic*) *huaſſinchic* (l. *huaſſintſchic*) pater noſter, incluſive, domus noſtra; *yayaicu, huaſſicu* pater noſter, domus noſtra excluſive; *yayaiquichic, huaſſiquichic* (l. *yayaikitſchic, huaſſikitſchic*, pater veſter, domus veſtra; *yayáncu huaſſincu* pater eorum, domus eorum.

§. 4. *De Verbo.*

Eadem ſermonis facilitas elucet etiam ex qualitatibus Verborum, quorum omnium conjugatio ſequitur eamdem normam, nullo irregulari, nullo anomalo. Pro exemplo ſit Verbum: *rimáni* loquor, cujus conjugationem primum exhibeo, demtis cæteris reſpectibus, de quibus infra. Igitur præſens indicativi eſt: *rimáni* loquor, *rimangi* loqueris, *riman* loquitur, *rimanchic* (l. *rimantſchic*) ſine excluſione, & *rimaicu* cum excluſione (ut ſupra) loquimur, *rimangitſchic* loquimini, *rimancu* loquuntur. Præteritum unicum in hac lingua eſt: *rimarcani* lo-

[illegible] loquebaris, *rimarca* loque-
[illegible] loqueba-
[illegible] loque-
[illegible], vel etiam: *ri-*
[illegible]

[illegible] loquar, *riman-*
[illegible] loque-
[illegible] loquemini,
[illegible]

[illegible] *rimachun* (l.
[illegible] *rimatschic*) lo-
[illegible]

[illegible] loquerer, *riman-*
[illegible] loqueretur, *rimant.*
[illegible] loquere.
[illegible]

[illegible] in per subnexum
[illegible] *rimamarca*, locu.
[illegible] fuisses &c.
[illegible] verbi auxiliaris:
[illegible]

[illegible] loquens,
[illegible] locutus, vel lo-
[illegible]

[illegible] est irregulare, sed
[illegible] & expresse po-
[illegible] cum hac sola exce-
[illegible] quod [illegible] persona indicativi præ-
[illegible] non dicatur: [illegible] sed: [illegible] sic: Petrus
[illegible], *Pedro* [illegible] Idem *mi* præponi-
[illegible] ornatus aut emphasis gratia ipsi ver-
[illegible] expresse posito, in omnibus fere tem-
[illegible] numeris, & personis indicativi. Sic:
[illegible] *mi cani*; Petrus fuit, *Pedro mi*
car-

carca, nos fortes ſumus *ſintſchi mi cantſchic* &c.

Habet hanc peculiarem prærogativam lingua peruana, quod non ſolum perſonas more latinæ uno verbo exprimat, ſed reſpectus etiam diverſos, quibus, ut ita dicam, verbum afficitur. E. g. loquor, ſimpliciter, eſt: *rimani*; loquor tibi, *rimaiqui* (l. *rimaiki*) dicitur potius pro: *camman rimáni;* locutus ſum *rimarcani*, locutus ſum tibi *rimarcaiqui* (l. *rimarcaiki*) dicitur potius præ: *camman rimarcani*; loquar *rimaſchac*, loquar tibi *rimaſcaiki* dicitur præ: *camman rimaſchac*; loquor vobis *rimaiquichic* (l. *rimaikitſchic* dicitur pro: *camcunaman rimani.*

Tu loqueris *rimangi*, tu loqueris mihi *rimahuangi* dicitur pro: *ñucaman rimangi.* Tu locutus es *rimarcangi*, tu locutus es mihi *rimahuarcangi.* Vos loquimini *rimangitchic*, vos loquimini mihi *rimahuangitſchic* dicitur; non: *ñucaman rimangitſchic.* Is loquitur *rimàn*, is loquitur mihi *rimahuàn*, pro: *ñucaman riman*, locutus eſt *rimarca*; locutus eſt mihi: *rimahuarca.*

Præter dictas Pronominum relationes habet & hoc peruana lingua peculiare, quod inſertis quibusdam aliis ſyllabis in idem verbum, varios etiam ſenſus alios exprimat relativos. Sic in *rimani* loquor, inſertum: *cu* ſignificat actualitatem: *rimacuni* ſum loquens, vel actu loquor; *micuni* comedo, *micucuni* actu comedo &c.

Inſertum: *naya* ſignificat deſiderium; *rimanayani* cupio loqui, *micunayani* eſurio vel cupio edere.

Inſertum: *chi* (l. *tſchi*) ſignificat: *facio ut*; ſic: *rimachini* alloquor, ſeu facio ut alter loquatur; *upiachini* facio ut bibat, vel potum propino.

Inſertum: *an* ſignificat mutualitatem; ſic *rimananchic* (l. *rimanantſchic*) loquimur invicem.

Inſertum: *paya* ſignificat frequentationem; ſic: *rimapayani* identidem loquor, *rimapayangi* ſæpe loqueris.

Inſertum: *pua* ſignificat: in bonum loquentis; ſic: *rimai* loquere, *rimapuai* loquere pro me, vel in mei gratiam.

Inſertum: *mu* ſignificat motum inde huc; ſic: *purini* eo, *purimuni* eo inde huc; *puri* ito, *purimui* veni; *apani* aufero, *apamuni* adfero inde huc &c.

Cæterum ſervatis pro diverſitate ſenſus his interjectionibus, verba ipſa conjugantur per ſua tempora, modos & numeros.

§. 5. *De præpoſitionibus, Adverbiis, Conjunctionibus, & Interjectionibus.*

Quod Latinis eſt Præpoſitio, apud Peruanos eſt poſtpoſitio, conſiſtens in quibusdam particulis nomini ſubnexis, hanc vim ſignificandi habentibus. Sic a vel ex domo, dicunt: *huaſſimanta*, in domum: *huaſſiman*, in domo: *huáſſipi*, verſus domum: *huaſſinicta*, extra domum, cum motu: *huaſſi habuaman*, cum quiete: *huaſſi hahuápi*, intra domum: *huaſſi ucuman*, cum quiete: *huaſſi ucúpi*, cum domo: *huaſſi huan*, propter domum: *huaſſi raicu*, usque ad domum: *huaſſi cama*.

Ad-

Adverbia loci ſunt: *caipi* hic, *tſchaipi* illic, *maipi* ubi? *maimanta* unde? *maicama* quousque? Temporis ſunt: *cunan* nunc, *baicapi* quando? *baicamanta* ex quo tempore? *baicacama* in quod tempus usque? *caja* cras, *caja mincia* poſteras, *ima raicu* quare? *cai raicu* ideo &c.

Conjunctionem copulativam agit particula: *paſſ*, vel: *huan* e. g. *ñucapaſſ camhuan* ego quoque tecum. Disjunctivam vero agit particula: *cairi*, v. g. *S. Pedrota muchai cáiri*, *S. Paulota*, id eſt: S. Petrum roga, vel S. Paulum.

Præter interjectiones, quas verbis, ut dixi, inſerunt, utuntur etiam: *Attai*, vel: *attatai* ad ſignificandum horrorem, vel diſplicentiam; *ata*, vel *ataja* eſt ſignum doloris; *hai*, *bai*, *bibi* eſt ſignum fletus &c.

Modus numerandi in hac lingua eſt ſequens:

unus, una, unum:	*ſſuc* (l. *Schuc*)
duo	*iſchcai*
tres, tria	*quimſa* (l. Kimſa)
quatuor	*chuſcu* (l. tſchuſcu)
quinque	*pichca* (l. pitſchca)
ſex	*ſocta*
ſeptem	*canchis* (l, cantſchiis)
octo	*puſſac*
novem	*iſcum.*
decem	*chunga* (l. tſchunga)
undecim	*chunga ſſuc*
duodecim	*chunga iſchcai.*
tredecim	*chunga quimſa* &c.
viginti	*iſchcai chunga.*
viginti unus	*iſchcai tſchunga ſchuc.*
viginti duo	*iſchcai tſchunga iſchcai*
triginta	*quimſa chunga* &c.

quadraginta	*chuſcu chunga* &c.
quinquaginta	*pitſchca tſchunga* &c.
nonaginta novem	*iſcum tſchunga iſcum.*
centum	*paczac.*
ducenti	*iſchcai paczac.*
mille	*guaranga.*
primus	*ſchucniki*, vel potius: *ũauparacniki.*
ſecundus	*iſchcainiki.*
tertius	*quimſaniqui* (l. *Kimſaniki.*)
quartus	*chuſcuniqui* (l. *tſchuſcuniki.* & ſic de reliquis.
bini	*iſchcandin.*
terni	*quimſandin* (l. *Kimſandin.*)
quaterni	*chuſcundin* (l. *tſchuscundin.*)
quini	*pichcandin* (l. *pitſchcandin* &c.)

Juvat etiam pro aliquo ſpecimine ſyntaxeos hoc loco ſubjungere Orationem dominicam in lingua *del Ynga* cum ſua analyſi, ut ſequitur; ſecundum orthographiam hiſpaniçam.

1 2 3 4
Yayaicu! hanacpachacunapì cac, ſſũtiqui
5 6 7 8
muchaſca cachun: capacainiqui ñucaicúman
9 10 11 12 13
ſſamuchun: munainiqui ruraſca cachun, ímanan
14 15 16 17 18
hanac-pachápi, ſſinátac cai pachapípaſſ: pun-
19 20 21 22
chaunincúna tandaicúta cunan cuhuaicu: hu-
23 24 25
chaicutári pambachapuaicu, imanan ñucaicupaſſ
26 27 28
ñucaicúman huchallicuccunáta pambachaicuſſi-
29 30 31
na: amatac cacharihuáicuchu, huatucaiman
urman-

32 33 34 35
urmangáicupac: yallinrac mana allimanta quispichihuaicu. Amen.

1. *Ɣaɣa* pater, *ɣaɣai* pater mi, *ɣaɣaicu* Pater noſter, cum excluſione perſonæ divinæ, ad quam ſermo dirigitur; & ideo ex dictis non ponitur: *ɣaɣanchic*, quod valet ſolum, dum is, ad quem ſermo fit, in: *noſter* comprehenditur.

2. *hanac* ſupra, ſupernus, *pacha* (l. *patſcha*) regio & etiam res; unde: *hanac-pacha* ſuperna regio vel res, iſt eſt: cœlum; *hanac-pachacuna* plural. cœli; & *pi* eſt articulus ablativi, æquivalens: *in*, cum quiete.

3. *cac* qui es, Participium præſentis in verbo *cani* ſum.

4. *ſſuti* (l. *ſchuti*) nomen: *ſchutiki* nomen tuum.

5. *muchaſca* (l. *mutſchaſca*) cultum, honoratum, benedictum, eſt Participium præter. paſſiv. a verbo: *muchani* colo, honoro, revereor.

6. *cáchun* (l. *cátſchun*) ſit, futurum imperativi a verbo: *cani* ſum.

7. *capac* potens, *capacai* potentia, dominium, regnum, *capacainiqui* regnum tuum.

8. *ñuca* (l. *n͡iuca*) ego, *ñucaicu* nos, in ſenſu excludente eum, ad quem ſermo fit, *ñucaicúman* nobis, Dativus plural.

9. *ſſamúchun* (l. *ſchamútſchun*) adveniat, eſt imperativus tertiæ perſonæ a verbo: *ſſamúni* (l. *ſchamúni*) venio, advenio.

10. *munai* voluntas, a verbo *munani* volo, unde: *munainiki* tua voluntas.

11. *ru-*

11. *ruraſca* factus, a, um, particip. præter. paſſiv. a verbo: *ruráni* facio.

12. *cachun* (l. *catſchun*) ut ſupra n. 6. unde: *ruraſca cachun* factum ſit, vel fiat.

13. *ima* quid, quale, unde *imanan* quo modo, ſicut.

14. *hanac-pachápi* in cœlo.

15. *ſſina* (l. *ſchina*) ſic, *ſſinatac* ſic etiam, ſic plane.

16. *cai* hic, hæc, hoc.

17. *pacha* ut ſupra, regio, *pachápi* in regione, *paſſ* particula copulativa, *etiam*, unde: *cai pachapipaſſ* etiam in terra.

18. *punchau* (l. *puntſchau*) dies; inde: *puntſchaunin* diurnus, & cum addito: *cuna* articulo pluralis numeri, *puntſchaunincuna* quotidianus.

19. *tanda* panis, *tandaicu* panis noſter cum excluſione ut ſupra, cujus accuſativus fit ſubjecto: *ta*, *tandaicúta* panem noſtrum.

20. *cunan* hodie, adverbium temporis.

21. *cui* da, imperativus a verbo *cuni* do; cum reſpectu ad me: *cuhuai* da mihi, & in plurali: da nobis, *cuhuaicu*.

22. *hucha* (l. *hutſcha*) peccatum, *huchaicu* peccatum noſtrum, & in accuſativo: *huchaicúta*; cum addito: *ari* ita, *huchaicutàri* ita noſtrum peccatum vel debitum.

23. *pamba*, planities, campus, unde *pambachini*, vel *pambachâni* exæquo, complano, ac etiam ſepelio, ex quo imperativus: *pambachai* exæqua, ſepeli, dimmitte, cum interjecto

&to *pu* in gratiam & favorem; ac demum: *pambachapuaicu* ſepeli, dimitte nobis.

24. *imanan* ſicut.

25. *ñucaicu* (l. *niucaicu*) nos, cum excluſione, unde: *ñucaicúpaſſ* nos quoque.

26. *ñucaicúman*, nobis, Dativus pluralis in ſenſu dicto.

27. *huchallini* (l. *hutſchallini*) pecco; *huchallicuni* actu pecco; *huchallicuc* peccans, particip. præſentis; *huchallicuccuna* peccantes; cum addito *ta*, accuſativus. Proinde: *ñucaicúman huchallicuccunata* eos, qui in nos peccant, vel delinquunt.

28. *pambachaicu* dimittimus in ſenſu excluſivo; cum addito: *ſſina* prout, ſic, *pambachaicuſſina* nos pariter dimittimus.

29. *ama* non prohibitivum, ſeu ne (nam alias *non* eſt: *mana*) cum addito: *tac* itidem, *amatac* itidem ne, vel & ne.

30. *cacharihuaicu* (l. *catſcharihuaicu*) ſecunda perſona ſingul. imperativi ex verbo: *catſcharini* permitto, ſino, *chu* (l. *tſchu*) in prohibitivis additur ad majorem emphaſim. Alias etiam eſt ſignum interrogationis; v. g. *munàngichu?* visne?

31. *huatucai* tentatio, cujus Dativus: *huatucaiman* in tentationem; nam: *man* æquivalet etiam præpoſitioni: *in* cum motu.

32. *urmangaicu* nos cadimus, in ſenſu excluſivo, a verbo: *urmáni* cado; *pac* adnexum habet vim ſignificantem: *ut* vel *ne;* unde: *urmangaicupac* ut cadamus.

33. *yal-*

33. *yallín* ſuperat, excedit, tertia perſona ſingularis indicativi præſ. a verbo: *yallini* ſupero, excedo. Cum addito: *rac* adhuc, valet idem ac ſi diceres: ſupereſt adhuc, vel præter hæc dicta; & eſt elegans idiotismus æquivalens conjunctioni: ſed præterea.

34. *alli* bonus, bonum, *mana alli* malum; unde ablativus: a malo, *mana allimanta.*

35. *quispini* (l. *Kispini*) evado, emergo; cum interjecto *chi* ſignificat: facio ut evadat emergat, ſeu libero: *quispichini.* Unde: *quispichi* libera, & cum relatione ad nos, libera nos, *quispichihuaicu* (l. *Kispitſchihuaicu*) quod idem eſt ac: fac, ut emergamus.

Sed hæc pro ſpecimine nobiliſſimæ hujus linguæ dicta ſufficiant.

Vocabularium

Linguæ regiæ peruanæ, vulgo dictæ: del Ynga.

Deus	*Diòs* ex hiſpanico; nam: *Pacha-camac*, id eſt: omnipotens, vel rerum omnium Dominus, ſignificato ſat bene reſpondens, ſed multis gentilium fabulis inquinatum, pridem eſt abolitum, ne locus detur noxiæ æquivocationi.
Homo.	*Runa.*
Spectrum	*Súpai.*
Diabolus	*Supai.*
Beſtia	*Llama* (l. *liama*) proprie: ovis his terris indigena.
Pater	*Taya*, vel etiam *Taita.*
Mater	*Mama.*

Filius

Churi (l. *Tſchurl*) in ore patris.
Guagua in ore matris.
Churi huarmi in ore patris.
Uſſuſſu in ore matris.
Huauqui (l. *Huauki*) in ore fratris.
Turi in ore ſororis.
Pani in ore fratris.
ñaña (l. *niania*) in ore ſororis.
Hatum yaya.
Cari.
Huarmi, quod & uxor.
Huambra.
idem.
Runa, quod & homo.
Rucu.
Amigo ex hiſpanico; vel *huauqui* quod & frater.
Auca.
Aillu (l. *Ailiu.*)
Compañero, ex hiſpanico.
Llactayuc (l. *Liactayuc*) etiam vulgo dicitur: *aillu.*
Cancha llactayuc (l. *cantſcha liactayuc*) id eſt: exteræ regionis.
Apu.
Hatum Apu, magnus dominus.
Bruxo (l. *Brucho*) l. hiſpanico.
Achca runacuna v. *huarmicuna*, id eſt: multi homines v. feminæ.
Runacuna, iſt eſt, homines.
Aya.
Cuerpo ex hiſpanico; vel *Aicha* (l. *Aitſcha*) caro.
Tullu, (l. *Tuliu.*)
Sſimi (l. *Schimi.*)

Sanguis	*Tabuat.*
Cutis	*Cara*, quod & cortex.
Vena	*Angu.*
Nervus	*Angu buaſca* id eſt funis.
Caput	*Uma.*
Capilli	*Chuchucuna* (l. *Tſchutſchucuna.*)
Frons	*Uma urcu* id eſt: mons capitis.
Oculus	*ñauvi* (l. *niauvi.*)
Naſus	*Schinga.*
Auris	*Ringri.*
Barba	*Sungu.*
Lingua	*Caillu* (l. *Cailiu.*)
Dens	*Quiru* (l. *Kiru.*)
Collum	*Cunga.*
Ubera	*ñuñu* (l. *niuniu.*)
Brachium	*Rigra.*
Manus	*Máqui* (l. *Máki*).
Dextra	*Alli maqui* (l. *aliimaki)* id eſt: bona manus.
Siniſtra	*Lluqui maqui* (l. *liuki maki).*
Venter	*Vicſa.*
Uterus	idem.
Pes	*Cháqui* (l. *Tſchaki*).
Coxendix	*Changa* (l. *Tſchanga*).
Bos	*Vuagra cari* deſumtum videtur ex hiſpanico: *vacca.*
Vacca	*Vuagra huarmi* id eſt: vacca femina.
Vitulus	*Vuagra huahua*, id eſt: proles vaccæ.
Ovis	*Oveja* ex hiſpanico, vel etiam *llama.*
Equus	*Cavallo* ex hiſpanico.
Foramen	*Uchcu* (l. *Utſchcu*) hinc *uchcuni* verbum, foramen facio.

Ini-

Initium	*Callarína* (l. *caliarína*) a verbo *callarini* incipio.
Finis	*Puchucarina* à verbo *puchucarini* finitum eo vel finio.
Medium	*Chaupi* (l. *Tſchaupi*).
Totum	*Tucui*. unde: *tucurichini* abſolvo, compleo, abſumo.
Pars	non habet vocabulum proprium.
Locus	*Pacha* vel *llacta* (l. *liacta*) proprie: das Land; vel *tiana* ſtatio, qua quis exſiſtit.
Tempus	*Tiempo* ex hiſpanico; vel etiam: *pacha*.
Ferrum	*Fierro* ex hiſpanico.
Aurum	*Curi*.
Argentum	*Cullqui*.
Canis	*Allcu*.
Lupus	*Sacha allcu*, id eſt: canis ſylveſtris.
Catus	*Mizi*.
Piſcis	*Challúa* (l. *Tſchaliua*.)
Avis	*Piſcu*.
Ala	*Rigra*.
Pluma	*Millma*.
Cauda	*Chuppa* (l. *Tſchuppa*).
Gallus.	*Huallpa cari*.
Gallina.	*Huallpa*.
Serpens.	*Machacuya* (l. *Matſchacuya*).
Pulex.	*Piqui* (l. *Piki*).
Pediculus.	*Hoſſa*.
Cimex.	*Chinche* (l. *Tſchintſche*) hiſpanicum.
Vermis	*Curu*.
Pellis	*Cara*.
Cibus	*Micúna*.
Potus	*Upiána*.

Aqua	*Yacu.*
Lac	*Leche* hiſpanicum, vel: *ñuñu* (l. *niunin.*
Vinum	*Vino* hiſpanicum. Nam Indorum potus eſt *Chicha.*
Mel	*Misqui* quod & quodlibet dulce.
Ovum	*Rundu.*
Sal	*Cachi* (l. *Catſchi*).
Arbor	*Yura.*
Ramus	*Pallca.*
Fructus	*Guayu.*
Folium	*Yura panga.*
Flos	*Siſſa.*
Radix	*Sapi.*
Herba	*Panga.*
Lignum	*Caſpi.*
Domus	*Huaſſi.*
Tegula	*Tica.*
Paries	*Pillca.*
Veſtis	*Catana* id eſt: tegimen a *catáni* tego, vel etiam: *Cuſchma*, quod eſt veſtimentum ſolorum marium.
Navis	*Canòa.*
Rete	*Chigra* (l. *Tſchigra*).
Arcus	*Arco* hiſpanicum. Nam Peruani non utebantur arcu, & nationes, illo utentes, habent etiam voces nationales.
Corda	*Cuerda* hiſpanicum, vel *Huaſca* funis.
Sagitta	*Birrote*, non eſt vox peruana.
Culter	*Cuchillo* hiſpanicum.
Cœlum viſibile	*Hanac pacha*, vel *Guayra* ventus, aer.

Sol

Sol	*Ynti.*
Luna	*Quilla* (l. *Kilia*).
Stella	*Cuillur* (l. *Cuiliur*).
Aurora	*Pacarina* a *pacaringa* diluceſcere.
Dies	*Punchau* (l. *Puntſchau*).
Meridies	*Chaupi punchau.*
Veſper	*Schiſchi.*
Nox	*Yuta.*
Hodie	*Cunan punchau*, id eſt, dies qui nunc eſt.
Cras	*Caya.*
Heri	*Cayna.*
Ortus	*Punchau pacarina.*
Occaſus	*Inti uraicuna*, id eſt, ſolis deſcenſus.
Hebdomas	*Semána* hiſpanicum.
Menſis	*Quilla* id eſt: luna.
Annus	*Huata.*
Aeſtas	*Yacu chaquiſca* (l. *tſchakiſca*) id eſt, dum aquæ ſiccantur, vel etiam: *rupai pacha* tempus ardoris.
Hyems	*Yacu hundariſca*, dum aquæ exundant; vel etiam: *tamia pacha* tempus pluviarum.
Aer	*Guayra*, quod & ventus.
Pluvia	*Támia.*
Tonitru	*Yllápa* (l. *yliapa*).
Nubes	*Puyu*, quod & nebula.
Ignis	*Nina.*
Lux	*Nina*; vel *punchariſca* id eſt: factus dies.
Clarus	*Yllári* (l. *Yliari*).
Obſcurus	*Tutayaſca*, id eſt: factus nox.
Fumus	*Puyu.*

Nemo	*Mana pipaſs.*
Bonus	*Alli.*
Malus	*Sagra.*
Longus	*Suni.*
Brevis	*Tatſcha*, vel *utſchuglia* parvus.
Latus	*Ancho* (l. *antſcho*) hiſpanicum.
Altus	*Suni* vel *hatum*, id eſt: longus vel magnus.
Profundus	*Hondo* hiſpanicum.
Pulcher	*Sumac.*
Turpis	*Sagra*, id eſt malus, vel *millai-pac* abominabilis.
Sanus	*Allilla* plane bonus, vel *ſinchilla* (l. *ſinſchilia*) plane fortis.
Ægrotus	*Unguc* partic. præſ. ab *unguni* ægroto, vel *unguſca* partic. præterit.
Morbus	*Ungui.*
Fortis	*Sintſchi.*
Debilis	*Mana ſintſchi.*
Magnus	*Hatum.*
Parvus	*Utſchuglia.*
Jucundus	*Cuſſicuc* vel *Cuſſicuſca* a verbo *cuſſicuni* lætor.
Triſtis	*Llaquiguc*, vel *Llaquiſca* (l. *liakiguc liakiſca*) a nomine: *llaqui* dolor, unde *llaquini* doleo, triſtor.
Albus	*Turac.*
Niger	*Tanac.*
Flavus	*Quillu* (l. *Kiliu*).
Ruffus, ruber	*Puca.*
Cæruleus	*Angaſch.*
Humidum	*Nuguſca.*

Siccum	*Chaquiſca* (l. *tſchakiſca*).
Quando?	*Haicapi*?
Quomodo?	*Imaſchina*?
Quare? cur?	*imapac*? *Imaraicu*?
Sic	*Caſchna*, id eſt contractum: *caſchina*.
Omnino, ita.	*Ari*.
Non	*Mana*.
Ubi?	*Maipi*?
Ibi	*Chaipi* (l. *tſchaipi*).
Hic	*Caipi*.
Procul	*Carupi*.
Prope	*Cayllapi* &c.

Specimina Bacmeiſteriana.

Ad 1. id eſt numerandi modum, jam alias reſpondi. Vid. pag. 427.

2. Deus non moritur. *) Ad litteram: *Dios mana huañunchu* (*huaniuntſchu*) *Dios* dicitur ex hiſpanico; nam etſi, ut alibi dictum, ſuppetat vox propria ſat congrua: *Pacha camac* (*Patſcha camac*) id eſt: omnia poteas; non tamen adhibetur, ne ſit periculum æquivocationis. Verbo: *huañun* moritur, ſubnectitur *chu* emphaſis gratia. Cæterum *chu* communius eſt ſignum interrogationis, æquivalens latino: *ne*. Sic ſubnexum voci: *mana* non, *Dios manachu huañun?* ſignificaret:

*) Cum Idiotismus linguæ *del Pnga* ſæpe non reſpondeat latino, prout in themate proponitur; primo interpretabor textum latinum ad litteram: tum eumdem etiam reddam juxta proprium linguæ idiotismum, ubi is differt à latino, adjuncta etiam ſuis locis analyſi quadam grammatica, ad vim linguæ melius capiendam.

ret: *Deus nonne moritur?* vel ſimpliciter: *Dios huañunchu* Deus morituſne? Sed per idiotiſmum proprium potius dicendum foret: *Dios mana huañuipacchu*, Deus non eſt mortalis, id eſt: non eſt mortis; nam *huañui* mors, cui additum *pac* eſt articulus Genitivi. Hoc modo Peruani ex quovis verbo aut nomine facile derivant nomina æquivalentia terminatis apud Latinos in: *bilis*. Sic *micuipac* edulis, *upiaipac* quod potui ſervit, *rimaipac* quod dici poteſt vel debet, *cuyaipac* amabilis &c.

Homo non diu vivit, ad litteram: *Runa mana unaipi cauſanchu*; nam: *unái* diuturnum, cum addito *pi*, *in*, valet: in diuturno, ſeu diu. Vox *unai* cum variis poſtpoſitionibus facit varios ſenſus. Sic: *unaimanta* a longo tempore, *unaicama* in longum tempus &c. Sed per idiotiſmum proprie dici debet: *Runa mana unaipi cauſaipacchu*, homo non diu vivere potens eſt, vel elegantius: *Runacuna mana unaipi cauſaipac mi canchic* (*cantſchic*). Nos homines non diu vitæ potentes ſumus. Vox *canchic* ſumus, eſt prima perſona indicativi pluralis a verbo: *Cani* ſum, & *mi* inconjugabile valet: ſum, es, eſt, ſumus, eſtis, vel ſunt, ac eleganter præponitur verbo *cani*, emphaſis gratia, proinde quaſi duplicando *ſum* &c.

3. Ma-

3. Mater oſculatur liberos ſuos, *Mama guaguancunata muchan* (*mutſchan*). *Guagua* infans, *Guaguan* infans ſuus, *Guaguancuna* liberi ſui, *Guaguancumáta* liberos ſuos. Habet multum lactis in uberibus, reddi ad litteram non poteſt; nam *ñuñu* (*niuniu*) ſignificat lac ſimul & ubera; nec *habet* in hoc ſenſu exprimi ſolet per verbum: *charin* (*tſcharin*) à *charini* habeo, *charinga* habere; nam *yuc* ſubnexum rei, quam quis habet, valet idem ac: eam habens. Sic *ñuñuyuc* habens lac, *micunayuc* habens cibum, *huaſſiyuc* habens domum, *cullquiyuc* habens argentum, ſeu: dives &c. Unde cum idiotismo reddo prædictum ſenſum, *ancha ñuñuyucmi*, valde lac habens eſt; vel: *ñuñuncuna buñaſca mi*, ubera ejus impleta ſunt. Ipſius maritus amat ipſam, *cuſan paſta cuyàn*, vel *cuyacùn* vel *cuyammi*, actu amat, cum emphaſi.

4. Hæc femina erat gravida, *Cay huarmi chichuſca* (*tſchitſchuſca*) *carca*. Ante hos ſex dies peperit filium, *cay ſoctа punchau* (*puntſchau*) *ñaupapi carita huaccharca* (*huactſcharca*). Sic ad litteram. Sed meliori cum idiotismo: *cunan ſoctа punchau mi*, *carita bacchaſcan manta*, id eſt: nunc ſex dies ſunt, ex quo marem peperit.

rit. Adhuc ægrotat, *cunanrac ungùnmi*, *ungùn* tertia perſona verbi *ungúni* ægroto. Sic ad litteram. Cum idiotismo breviùs: *ungunrac*, vel cum interjecto *cu* ſignificante actualitatem: *ungucunrac*, nam *rac* ſignificat: adhuc. Filia ejus juxta eam ſedet, & flet, *Uſſuſſun pay chaylapi* (*tſchailiapi*) *tiarin*, *huacanpaſch*. Sic litteraliter. *Uſſuſſu* filia, cum ſubjecto *n* *Uſſuſſum* filia ejus. *Chaylapi* ibidem, ex primitivo: *chai* ille, illa, illud, ex quo *chaylla* ille, illa illud ipſiſſimum, ſubjecta particula loci *pi*, in, valet: ibidem; nec *juxta* aliter poteſt exprimi. *Tiarin* ſedet à verbo *tiarini* ſedeo, quod derivatur à primitivo *tiani* exiſto. Sed proprio cum idiomate dicerem: *Uſſuſſun pay chaylapi*, *huacac*, vel *huacaſca tiarin mi*, id eſt: filia ejus penes eam flens ſedet; nam *huacac* eſt participium præſentis, *huacaſca* particip. præteriti, *mi* additum pro emphaſi.

5. Infans non vult mammam ſugere, ſtricte dicitur: *Guagua mana ñuñunayanchu* (*niuniunayantſchu*) id eſt: infans non (ut ita dicam) ſugiturit. Nam *ñuñunayani* quaſi ſugiturio, eſt meditativum ex verbo *ñuñuni* lacto ſeu ſugo lac, quod derivatur ex radice *ñuñu* lac & ubera. Unde pariter: *ñuñuchini* (*niuniutſchini*) præbeo ubera, ſeu facio ut ſugat lac.

6. Hæc

6. Hæc puella nondum poteſt incedere, *Cay guagua manarac atipanchu* (*atipantſchu*) *purinata.* Sic quidem ad litteram, ſed inſulſe: Idiotismo conformius dices: cay guagua manarac ripacchu vel puripacchu, id eſt: hæc proles nondum (ut ita dicam) inceſſibilis eſt; *ripac* enim ex dictis derivatur à verbo *rini* eo, & ſignificat: *qui ire poteſt; puripaç* deſcendit à *purini* ſæpius eo, & ſignificat: *itare potens.* Ante annum & duos menſes nata eſt; ad litteram: *Schuc huata, iſcai quillapaſs* (*Kiliapaſcb*) *ñaupapi pacarimurca*, id eſt: ante unum annum, duos menſes quoque nata eſt. Sed cum idiotismo dices: *Schuc huata, iſcai quillapaſs mi pay pacarimuna manta*, id eſt: unus annus, duo menſes quoque ſunt ejus a nativitate; vel: *ſſuc huata, iſcai quillahuan yalliſpa, pacarimurca*, id eſt: uno anno cum duobus menſibus præteritis nata eſt. Nam *yalliſpa* (*yalliſpa*) eſt participium præteriti à *yallini* tranſeo, prætereo, excedo, ſupero; & verbum *pacarini* proprie valet: *amaneſco*, ex quo (interjecto *mu*, *huc*) *pacarimuni* naſcor, huc amaneſco.

7. Hi quatuor pueri omnes bene valent, *tucui cay chuſcu huambracuna allilla allilla* vel *ſinchilla (ſintſchilia) tianmi. Allilla*, bene, derivatur ab *alli* bonum, *lla* addit quaſi poſitivo ſenſui excluſivum contrarii, & æquivalet latino: *tantummodo. Sinchilla* derivatur a *ſinchi* fortis, robuſtus, cui *lla* ſubnexum addit vim ſignificandi: *tantummodo robuſte. Tian* exiſtit (nam: *valet* proprie non datur) addito: *mi, ſunt*, exprimit emphaſim. Primus currit, ſecundus ſalit, tertius canit, quartus ridet, *ñauparacniqui (niauparacniki) calpan, iſcainiqui ſaltacùn* (ex hiſpanico *ſaltar*) *quimſaniqui*) *kimſaniki*) *cantan* (pariter ex hiſpanico *cantar*) *chuſcuniqui (tſchuſcuniki) cuſſicun*, id eſt: *gaudet*, quia vox *ridet* non occurrit.

8. Hic vir eſt cæcus, *cay runa mana cahuanchu*, id eſt: *non videt*; vel: *cay runapac ñauvicuna huagliſca mi*, id eſt: hujus viri oculi perditi, deſtructi ſunt. Uxor ejus eſt ſurda, *huarmin mana uyanchu*, id eſt: *non audit;* vel *huarminpac ringricuna huagliſca mi*, id eſt: uxoris ejus aures deſtructæ ſunt. Edit & bibit parum, *aſllallata (aſlialiata) micun, upianpaſs.* Vel pro: *aſllallata* dicitur: *mana achcata (atſchcata*

cata) non multum. Non audit nos loqui, *rimanaicuta mana uyanchu;* nam *rimána* derivatum ab infinitivo: *rimanga* ſuppreſſo g, idem eſt ac *loquela* ſeu ſermo: *rimanaicu* ſermo noſter, cum addito *ta* articulo accuſativi: ſermonem noſtrum.

9. Frater tuus ſternutat. Loquendo ad marem dicitur: *huauquíqui* (*huaukiki*) *ſchingamanta illapàn* id eſt: frater tuus ex naſo explodit; nam *ſternutat* vel non datur in lingua, vel mihi non occurrit; *illapàn* vero adhibent & pro exploſione ſclopi ſignificanda & pro tonitru. Sed loquendo ad feminam dicitur: *Turiqui* frater tuus. Soror tua dormit. Loquendo ad marem, dicitur: *paniqui puñucun* nam frater ſororem vocat: *pani*, cum addito: *qui* tuus, tua, *paniqui* eſt ſoror tua, loquendo vero ad feminam dices: *ñañaiqui* (*ñaniaiki* nam *ñaña* vocat ſoror ſororem. *Puñucùn* (*puniucùn*) actu dormit, elegantius ponitur pro *puñun* ſimpliciter. Pater veſter vigilat. *Yayaiquichic* (*yayaikitſchic*) *mana puñunchu* id eſt non dormit, addito *chu* pro emphaſi. Nam pro: *vigilat* non habent vocem propriam. Dici etiam poſſet: *ricſariſca mi* eſt expergefactus; nam: *ricſarini* eſt: expergefio; ſed ſenſum non adæquat.

10. Naſus eſt in medio faciei. Non habent nomen proprium faciei, communius adhibent: Schi-

Schimi quod proprie ſignificat: *os* oris, quod hoc loco adhiberi nequit, ne videaris dicere: *naſus eſt in medio oris.* Sæpe etiam pro facie adhibent: *uma* id eſt: *caput.* Quare dicerem: *Schinga chaupi* (*tſchaupi*) *umapi tian*, id eſt: naſus medio in capite exiſtit, vel *chayacun* erigitur.

11. Habemus duos pedes, & utraque manu quinos digitos. Ad litteram: *iſcai chaquita*, (*tſchakita*) *maijan* (*maichan*) *maquipipaſs* (*makipipaſch*) *pichcandin* (*pitſchcandin*) *dedota charinchic* (*tſcharintſchic*) *Dedo* ex hiſpanico *digitus*, cùm vox propria non occurrat. Sed modus hic loquendi inſulſus eſt; meliori cum idiotismo dicerem: *iſcai chaquiyuc* (*tſchakiyuc*) *maijan maquipipaſs pichca dedoyuc mi canchic*, *yuc* ùt ſupra N. 3. dictum, ſignificante poſſeſſionem rei.

12. In capite naſcuntur capilli, *umapi* (vel potius: *uma ſahuapi*, ſuper caput) *ucchacuna* (*uſtſchacuna*) *viñacùn* (*viniacun*).

13. Lingua & dentes ſunt in ore, *caillu* (*cailiu*,) *quirucunapaſs* (*Kirucunapaſch*) *ſchipi tian*, vel potius: *Schimi ucupi* id eſt: intra os.

14. Dextrum brachium robuſtius eſt ſiniſtro, *alli*, (*alji*) hoc eſt: *bonum rigra aſſuan* (*aſchuan*) *ſinchi*

ſinchi (*ſintſchi*) *mi*, *lluqui* (*liuki*) *rigra ɣalliſpa*, id eſt: bonum brachium magis robuſtum eſt ſiniſtro brachio ſuperato vel exceſſo.

15. Pilus eſt longus & tenuis. *Uccha* (*uktſcha*) *ſuni mi ñañupaſs* (*niañupaſcb*). Sanguis eſt ruber, *ɣahuar puca mi*. Oſſa dura ſunt ſicut lapis, *tullucuna* (*tuliucuna*) *rumi ſchina ſinſchiaſca mi* id eſt: *obdurata ſunt*.

6. Piſcis habet oculos, non vero aures, *challuacuna* (*tſchaliuacuna*) *ñauviɣuc* (*niauviɣuc*) *mi*, *mana ringriɣuc mi*, id eſt: piſces oculati ſunt, non ſunt prædiți auribus, vel: *ringrincuna illàn* (*ilian*) id eſt: aures ejus non ſunt, non dantur. Carent Peruani particula *vero* exprimente.

7. Hæc avis tarde volat, *caɣ piſcu allimanta pa vacùn*. In terra reſidet, *alpapi tiacùn*. Pennæ alarum ſunt nigræ, *rigracuna ɣanac millmaɣuc mi*, id eſt: alæ ſunt præditæ nigris pennis. Roſtrum acutum, & cauda brevis, *Schingan puntajaſca mi*, *chupa taccha* (*taktſcha*) *mi*, hoc eſt: naſus ejus acutus eſt, cauda brevis eſt. *Puntaɣaſca* eſt aſſumtum ex hiſpanico: *punta*, cuſpis; unde dicunt: *puntaɣanga* acui, *puntaɣachini*, *puntaɣachinga* acuo, acuere. In nido ejus ſunt ova alba, *buaſſin ucupi ɣurac runducu-*

na mi tian, id eſt: intra domum ejus alba ova exiſtunt. *Huaſſi* domus accipitur pro nido, unde *huaſſin* domus ejus; *mi tian* vel etiam: *tiammi* exiſtunt; addito *mi ſunt*, pro emphaſi.

18. Folia arboris ſunt viridia, *ɣura angaſs pangayuc mi*, id eſt: arbor viridibus foliis eſt prædita. *Angaſs* (*angaſch*) proprie eſt cæruleum; ſed ſumitur etiam pro viridi. Rami ſunt craſſi, *rigracuna* (id eſt: *brachia*) vel etiam: *palcacuna racu mi*.

19. Ignis ardet, *nina rupàn*. Videmus fumum *puɣuta* (nebulam) *cavanchic*.

20. Unda in fluvio rapide fertur, *ɣacu ſinchita calpàn* id eſt: aqua fortiter currit, vel etiam *utca purin* cito vadit.

21. Luna major eſt quam ſtella, *quilla* (*Kilia*) *aſchuan batum mi cuillur* (*cuiliur*) *ɣalliſpa*, id eſt: luna magis grandis eſt, ſtella ſuperata. Et minor quam ſol *ɣnti paɣta ɣallin* id eſt: Sol eam excedit, ſuperat.

22. Heri veſperi pluit, *caɣna ſchiſchipi tamiarca*. Hodie mane vidi arcum cæleſtem, *cunan pacarinapi arcota cavarcani*. *Arco* eſt hiſpanicum, nam propria vox peruana non occurrit.

23. Nox obſcura eſt, dies lucidus, *tuta ɣanmi* (id eſt: nigra eſt) *punchau ſumac mi*, id eſt: pulcher eſt. Cæterum in aliis ſenſibus, ſecluſa tautologia, lucidus dicitur: *punchaɣaſca* id eſt: factus dies, vel ſimilis diei.

II.

Des Herrn

P. Anſelm Eckart,

ehemaligen Glaubenspredigers der Geſellſchaft Jeſu in der Capitania von Pará in Braſilien,

Zuſätze

zu

Pedro Cubena's

Beſchreibung der Länder von Braſilien,

und

zu Herrn Rectors

Chriſtian Leiſte

Anmerkungen im ſechſten Leſſingiſchen Beytrage

zur

Geſchichte und Litteratur,

aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Braunſchweig, 1784. gr. 8.

Vorbericht.

Die Veranlaſſung des folgenden wichtigen Aufſatzes war dieſe. Im Jahre 1781. überſchickte mir Hr. Rector Leiſte in Wolfenbüttel den ſechſten Beytrag Leſſings zur Geſchichte und Litteratur, und erſuchte mich um Nachrichten vom neueſten Zuſtande des ſpaniſchen und portugeſiſchen Amerika. Ich erſuchte meinen gelehrten Freund, Herrn Abbé Eckart, um Zuſätze und Erläuterungen der Anmerkungen des Herrn Rectors Leiſte zu der bereits 1634 geſchriebenen ſpaniſchen Nachricht des Pedro Cudena, von den Ländern Braſiliens, erhielt ſie von ihm, und ſendete ſie nach Wolfenbüttel. Weil die Leſſingiſche Beyträge nicht fortgeſetzt wurden, und Herr Leiſte krank war, ſo konnten ſie 1783 nicht zum Drucke befördert werden. Herr Leiſte ſchrieb an den Herrn

Abbé Eckart unter andern: „ Diese Anmer„ kungen machen Ihrer Einsicht und Ihrem „ Herzen groſſe Ehre. Höchſt gerne werde ich „ bey einer verbeſſerten Ausgabe meiner Be„ ſchreibung von Braſilien Ihrem Orden, und „ Ihrer Perſon Gerechtigkeit wiederfahren laſ„ ſen, und das als falſch anerkennen, was ich „ dem Herrn Harenberg auf Treue und Glau„ ben nachgeſchrieben habe. Es hat ſich, Gott „ Lob! ſeit der Zeit überhaupt ſchon vieles auf„ geklärt, was Ihrem in Süd- und Weſteuro„ pa aufgehobenem Orden Schuld gegeben iſt, „ und es iſt Pflicht für jeden Wahrheitslieben„ den Mann, Läſterungen und Unwahrheiten, „ wo man ſie findet, aufzudecken; noch mehr, „ da ſie einen ganzen Orden drückten, der ſo „ viele brave und gelehrte Männer aufzuweiſen „ hat, als wohl nicht leicht ein anderer aus „ Ihrer Kirche. Ich muß geſtehen, die Art, „ wie Sie die Harenbergiſche Beſchuldigungen „ widerlegt, und beſonders ſich gegen das ge„ rechtfertigt, was Ihre Perſon betrift, iſt „ mir der beſte Beweis Ihrer Klugheit und „ Rechtſchaffenheit. Weniger lieb war es mir, „ daß Sie ſo ſchonend mit mir umgegangen ſind. „ Ohnſtreitig müſſen Sie manche Fehler in mei„ nem Buche gefunden haben: aber ich hätte „ gewünſcht, daß Sie ſie alle aufgedeckt, und ein „ ſchärferer Tadler geweſen wären. „

Herr

Herr Rector Leiſte ſchrieb mir, daß er aus Robertſons weitläuftiger, und in der neuen Geſchichte von ihm wahrlich ſehr wenig benutzten Anzahl ſpaniſcher und portugeſiſcher Schriftſteller, folgende zu erhalten wünſche:

Alcedo y *Herrera* Aviſo hiſtorico - politico, geografico del Perú, Terra Firma, Chili, y nuevo Reyno de Granada. En Madrid, 1740. 4.

D. *Miguel* Relacion y Deſcripcion de la Ciudad y Provincia de Truxillo del Perú, Madrid, 1763. fol.

Don *Franciſco Antonio Lorenzana* Hiſtoria de la Nueva Eſpaña, ecrita por ſu eſclarecido Conquiſtador *Hernan Cortes*. En Mexico, 1770. fol. *)

Villa Señor y *Sanchez* Theatro Americano, Deſcripcion general de los Reinos y Provincias de la Nueva Eſpaña. En Mexico, 1746. fol. 2 Tom.

P. Fr. *Anton Caulin* Hiſtoria topografica y natural de la Nueva Andaluſia.

Lozano Decripcion chorografica de los Territorios, Arboles, Animales del Gran Chaco &c. Cordova, 1733. 4.

*) ſ. mein Journal zur Kunſtgeſchichte und Litteratur, VIII. Th. S. 294. M.

Real Compagnia Guipuzcoana de Caraças, Noticias hiſtoricales practicas &c. Desde 1728. haſta 1764. En Madrid, 1765. 4.

Ich ſetze dieſen noch bey:

Don *Lorenço Boturini Benaducci*, Señor de la Torre, y de Hono, Hiſtoriador de las Indias, Idea de la Nueva Hiſtoria general de la America Septentrional. En Madrid, 1746. 4.

Dieſes ſeltne Werk iſt ein Plan eines durch den Tod des Verfaſſers unterbliebenen Werkes, das ungefähr wie des Rocha Pitta Hiſtoria da America Portugueza (Lisbòa, 1730. fol.) ausgefallen wäre. Auch weis ich nicht, ob Don Manuel Antonio Ramirez, der Ueberſetzer des Laſitau, (Madrid, 1774. 8.) ihn fortgeſetzt hat. Ich wundere mich, daß der ſel. Leſſing und Herr Leiſte die Worte des fehlerhaften Cubena: Deſcripcion de 1038 leguas de tierra del eſto (ſoll heißen eſtado) de Braſil, conquiſta del Marañon y Gran Pará por ſus verdaderos rumbos überſetzt lieſen: Beſchreibung der Länder von Braſil auf 1038 Meilen, ſo erobert *) und gefunden ſind wörden von Maranjon und Gran Para, durch ihre richtige Seecompas; und Maranjon und Gran

*) Conquiſta heißt nicht erobert, (conquiſtada) ſondern Eroberung.

Gran Para für einen Eroberer, und die 1038 Meilen oder Leguas für seine Eroberung (conquista) hielten. Ich glaube vielmehr, daß die Worte des Cudena so zu verstehen sind: Beschreibung von einem Landstriche Brasiliens von 1038 Meilen, längst dem Maranjon, und Gran Para, Flüsse, nach ihrem wahren Laufe. Rumbo heißt eigentlich im Portugesischen und Spanischen nicht der Seekompas selbst, sondern der Weg oder die Linie, nach welcher das Schiff seinen Lauf, zufolge des Compasses und der Seekarte, richtet. „Ein Engländer, (schrieb mir „Herr Leiste am 14 August 1783) der auf „Befehl der Admiralität eine Reise nach dem „Amazonenflusse gethan, und von da auf dem „Rio negro in den Orinokofluß gekommen, „hatte noch neulich, da er hier in gewissen An„gelegenheiten einige Wochen sich aufhalten „mußte, wegen des Marañon y Gran Pará „einen eigenen Gedanken, den ein anderer auf„grif, und sogleich im Hannöverischen Maga„zin bekannt machte. Er glaubt nicht, daß „ein Marañon y Gran Pará in dem Ver„stande, wie Lessing und ich gemeint, je vor„handen gewesen. Pará, die wir, nach An„leitung der deutschen Uebersetzung, für seine „Geburtsstadt hielten, hat nach seiner Mei„nung la Ciudad de Navidad geheißen, „und der Ausdruck des Cudena, por sus ver„daderos rumbos geht gar nicht auf Mara-

„ ñon y Gran Pará, den wir für den Entdecker des nördlichen Theils hielten. Seine „ Meinung hat ſehr viel Wahrſcheinlichkeit, „ und ich getraue mir noch nicht, etwas darauf „ zu antworten, da ich ſelbſt im Rocha Pitta, „ den ich nun endlich nebſt verſchiedenen ſpaniſchen und ſelbſt 2 in Mexico gedruckten Hauptbüchern, erhalten, auch nicht die geringſte „ Spur von einem ſolchen Marañon y Gran „ Pará finde. *) Eben dieſer Engländer hat „ mir noch einige erhebliche Beyträge zu Braſilien und Guayana verſprochen.“

*) Das glaube ich gerne.

Anmerkungen
zur
Beſchreibung Braſiliens.

Zum Vorberichte S. 20.

Die Sitze der Jeſuitiſchen Miſſion von Maranhão und Pará klar vor Augen zu ſtellen, wünſche ich, daß ich allhier eine geſchriebene Landkarte, welche ich in America gehabt, beylegen könnte. Herr P. Johann Nepomucenus Szluha hat mir die Gefälligkeit erwieſen, und ſie auf unſerem Landgute in Maracú, ohngefehr 3 halbe Tagereiſen von Maranhão entfernt, 1753 verfertiget, als wir nach unſerer Ankunft in den Americaniſchen Ländern, von der beſchwerlichen Meerreiſe etwas ausraſteten. Sie war, meinem geringen Gutdünken nach, ſehr accurat nach den neueſten Obſervationen, bis auf damalige Zeiten verfaſſet. Im Jahr 1754, als ich mich in der Miſſion Abacaxis, an dem Fluſſe Madeira befand, machte ich eine Copie von dieſer Landkarte, und ſchickte ſie ſamt einem weitläuftigen Briefe, nach Deutſchland; wo ſie

aber

aber iſt hingekommen, weis ich nicht. Zu eben der Zeit hielt ſich Herr P. Ignatius Szentmartonyi, königlicher Aſtronomus, einige Tage in benannter Miſſion auf, und nahm Elevationem poli von daſigem Orte, welche ſich, wenn ich nicht irre, bis auf 4 Grad belief. Ich zweifle nicht daran, daß Herr P. Szluha an ſeine Provinz, ſo die öſtreichiſche war, ein und andere Briefe habe abgehen laſſen nebſt dieſer Landkarte, welche vielleicht in dem bekannten neuen Weltboten P. Joſeph Stöcklens S. I. eingerückt iſt, *) der von PP. Probſt und Keller iſt fortgeſetzt worden.

Ferner iſt zu bemerken, daß alle Miſſionen, ſo wohl der Jeſuiten, als anderer Ordensgeiſtlichen, (dieſe waren Carmeliter, Mercenarii oder PP. da noſſa Senhora de Mercê, und Capuciner nachdem ſie eine andere Regierungsform bekommen, ſind geändert worden. Die erſte von den

*) Dieſer gab die erſten drey Bände in Augsburg und Grätz, im Verlage Philipp Martin und Johann Veits ſeel. Erben, 1726, 1729 und 1732. fol. heraus Es enthält acht Theile oder Bücher. Den vierten Band beſorgte P. Peter Probſt S. I. Er beſteht aus vier Theilen oder Büchern, welche in Wien bey Leopold Johann Kaliwoda 1748 erſchienen. Noch acht Theile trug P. Franz Keller S. I. zuſammen. Sie ſind in Wien 1755 und 1758 bey vorgedachtem Kaliwoda gedruckt. Dieſes Journal enthält viele wichtige Nachrichten, Landkarten, Briefe ꝛc. aus faſt allen Miſſionen der Geſellſchaft Jeſu. M.

den Jeſuitermiſſionen war Trocano, ſo den 1ſten Januar 1756 den Namen Borba a nova erhalten. Der übrigen Namen von den veränderten Miſſionen erinnere ich mich nicht mehr, da ich ſie gröſtentheils niemals oder gar ſelten gehöret habe. Maracaná wurde Cintra, wegen Aehnlichkeit der Lage mit dem portugeſiſchen nicht weit von St. Juliáo, genennet. Es iſt glaublich, daß dieſe Oerter mit ihren neuen Titulaturen noch jetzt vorhanden; allein ob ſie verdienen, Marktflecken genennt zu werden (mit welchem Titul ſie 1757 von dem Paraenſiſchen Gouverneur Franc. Xav. de Mendonça Furtado ſind beehrt worden) iſt eine andere Frage. Die meiſten werden wohl keinem armen Dorfe mehr gleich ſeyn. Es ſchrieb P. Benedictus de Fonſeca von Annadia den 11 Auguſt 1779, daß die Dörfer (er verſtehet die geweſene Miſſionen und ſogenannte Städtchen) ſo wohl in Maranhão, als zu Pará, faſt erloſchen, und viele gänzlich hin ſind. Seine eigene Worte heißen: As Aldeas tanto no Maranhão, como no Pará eſtáo quaſi extintas, e muitas de todo extintas.

Annadia iſt ein portugeſiſcher Marktflecken in dem Biſthume von Coimbra, ſo ehedeſſen wegen des guten Weinwachſes von den Engländern ſtark beſucht wurde. P. Fonſeca von Annadia gebürtig, war ein rechtſchaffener Geiſtlicher der Geſellſchaft Jeſu, ein geſchickter Philoſoph und Theolog, und ein vortreflicher Procurator der Miſſionen

nen ſeines Ordens zu Maranhão und Pará, welches Amt er viele Jahre zu Liſſabon mit Genehmhaltung aller verſah, denen er durch ſeinen Umgang in Portugal, wie auch durch ſeinen Briefwechſel in Italien, bekannt geweſen. Er ſtarb in ſeinem Vaterlande in einem ruhmvollen Alter von 80 Jahren, ſelig im Herrn den 27 May 1781.

Die ſogenannte Stadt Marivá, ehedeſſen eine Miſſion der Carmeliten, am Negroſluſſe, hat wenigſtens zu meiner Zeit in America noch nicht verdienet, mit einem Marktflecken verglichen zu werden. Das einzige Verſammlungshaus, ſo allda aufgerichtet worden, konnte vielleicht allein dieſer angeblichen Stadt einiges Anſehen geben, an welcher eine große Anzahl der Americaner aus den Miſſionen 1754 und 55 arbeiten mußte. Es war dieſer marivaiſche Palaſt mit 2 großen Thüren verſehen, damit zu gleicher Zeit ohne einen Rangſtreit beyde Bevollmächtigte ſo wohl von Spanien, als Portugal eintretten könnten, um wegen der feſt zu beſtimmenden Gränzen für beyde Kronen in dieſem Welttheile ſich zu berathſchlagen. Es iſt zu verwundern, daß Mendonça Furtado dieſen Ort zu einer Stadt erhobeu, der doch, wie ich vernommen, an den meiſten Plätzen ſo ſumpficht geweſen, daß man keinen trocknen Fuß ſetzen konnte. Die Bevölkerung allda iſt auch ſonderbar: Es wurden die mehreſte Häuſer den Indianern weggenommen, um ei-

ne Caſerne für die Soldaten aufzurichten. Aus dieſer Urſache ſind viele Americaner, wegen dieſer Veränderung, aus Verdruß hinweggezogen. Als ſich dieſer berühmte Städteerbauer 1754 in Trocano aufhielt, ſchickte er einſtens ein kleines Schiff, mit dem Befehl an die Indianer, ſie ſollten ſich in die Stadt verfügen. Er verſtund aber Marivá; allein die americaniſche Schiffer, denen dieſe herrliche Benennung von Marivá noch ungewohnt war, fuhren nach Pará, und mußte alſo Mendonça einige Wochen auf Antwort warten.

§. 20. Borba a nova muß nothwendig zur Provinz Maranjon gehören. Wenn allhier die Jeſuiterprovinz verſtanden wird, ſo iſt zu wiſſen, daß ſelbe nur den Namen einer Viceprovinz geführt; gleichwie auch unſere ſineſiſche Miſſionen und Häuſer. Es hatte zwar P. Franciſcus Toledo, der als Viſitator aus der Braſilianiſchen Provinz 1754 angekommen, von dem General der Societät Erlaubniß erhalten, eine Provinz aufzurichten; allein, da die Zeiten immer ſchlimmer wurden, ſo iſt dieſe nicht zu Stande gekommen; wiewohl ſchon wirklich daran gearbeitet wurde, 2 größere Reſidenzen, eine bey Maranhão, mit dem Namen Tapuytapéra, die andere nicht weit von Pará, genannt Vigiá, in Collegia zu verändern, in welchen zwey Häuſern ſchon die lateiniſche Sprache gelehrt wurde.

§. 20. Die Jeſuiten legten ſie, nach dem Harenberg, 1756 oder 57 an der Stelle des Dorfs Trocano, durch die aus Deutſchland verſchriebenen Artilleriſten Anſelm Eckart und Anton Meiſterburg, die ſich für Miſſionairs ausgeben mußten, in der Geſchwindigkeit an, und verſahen ſie mit einer Beſatzung und zwey Feldſtücken, um ſich dem Zuge des Portugeſiſchen Statthalters von Para zu widerſetzen, der von ſeinem Könige wiederholte Befehle bekommen hatte, am Negrofluſſe für die ſpaniſche und portugeſiſche Gränzcommiſſion Wohnungen und Lebensmittel anzuſchaffen.

Ich möchte wiſſen, aus was für einer authentiſchen Nachricht Herr Harenberg in ſeiner ſo genannten pragmatiſchen Geſchichte des Jeſuiterordens, dieſe Neuigkeit, wegen Erbauung der Stadt Borba a Nova von den PP. Anſelm Eckart und Anton Meiſterburg, genommen habe; wenigſtens ſo viel ich mich noch erinnere, iſt in der erſten portugeſiſchen 1757 gedruckten Ausgabe der wurmſtichigen, zuſammengeſchmierten Scharteke Relaçáo abbreviada *) von ſolcher Er-

*) Ich erhielt im vorigen Jahre aus Portugal eine ſehr nette Abſchrift der noch ungedruckten portugeſiſchen Apologia da Companhia de Jeſus nos Reynos, e Dominios de Portugal; mit der franzöſiſchen Ueberſetzung. Sie enthält Contra-Relaçáo Abbreviada, oder Réponſe veridique & ſincere au Libelle diffamatoire que le Marquis de *Pombal*, *Sebaſtien* Jo-

Erbauung, ſo durch dieſe zween Patres geſchehen ſeyn ſoll, kein Wort zu leſen geweſen; ſondern es wurde nur gemeldet, daß, als Mendonça Furtado zu Trocano, einem vormaligen Dorfe angekommen, um daſſelbe zu einem Marktflecken zu erheben, er allda den P. Anſelm Eckart, einen Deutſchen, angetroffen habe, der kurz vorher als Miſſionarius angekommen war, mit zwey Feldſtücken verſehen ꝛc. Herr Harenberg hat vielleicht jenes bekannte wollen ausüben: Inventis facile eſt addere.

Fer-

Joſeph de Carvalho, Premierminiſtre ſous le Regne de D. Joſeph I. Roi de Portugal, a repandu dans le Monde contre les Religieux de la Compagnie de Jeſus en Decembre 1757 ſous le Titre de *Relation abregée de la Republique que les Religieux Jéſuites des Provinces d'Eſpagne & de Portugal ont établie dans les* Poſſeſſions *d'Outre mer des deux Monarchies, & de la guerre qu'ils y ont ſuſcitée & ſoutenuë contre les Armées Eſpagnoles & Portugaiſes.* Sie wurde den 17 October 1780 durch den königlichen Kammerherrn Grafen von San Lourenço, Sr. Majeſtät dem Könige, und von Dieſem der Königinn übergeben. Im zehnten Theile meines Journals zur Litteratur, habe ich S. 167 — 184 beyde Bittſchriften der Jeſuiten, mit welchen dieſe Apologie übergeben wurde, lateiniſch drucken laſſen. Der erſte Theil enthält die Vertheidigung der Jeſuiten wegen Paraguay, der zweyte wegen Marañon und Pará. Ich werde aus dieſem letztern dasjenige, was die Läſterung wegen Trocano betrift, dieſen Anmerkungen des Herrn Abbe Eckarts aus der geſchriebenen franzöſiſchen Ueberſetzung, anhängen laſſen. M.

Ferner kommt die Jahrrechnung 1756 oder 57 gar nicht mit der vermeinten Stadt in Trocano überein, deren Erbauung den PP. Anſ. Eckart und Ant. Meiſterburg zugeſchrieben wird. Denn erſtlich kam Mendonça ſchon von Marivà zu Trocano den 20ſten Decemb. 1755 an, mithin hatte das, was P. Eckart im Zeitlichen zu beſorgen hatte, ein Ende. Mendonça beehrte denſelben noch in einem an ihn am letzten December 1755 geſchriebenen Brief mit dem Titel eines Miſſionarii von Trocano. Am folgenden Tage, als den erſten Jäner 1756 kam von gemeldeten Gouverneur ein anderer Brief mit Auslaſſung dieſer groſſen Titulatur, und anſtatt Trorano, ſo unten an dem Brief ausgelöſcht, ſtund Borba a nova. Zweytens iſt es unbegreiflich, wie P. Meiſterburg in dieſer lächerlichen Stadtbaukomödie eine Perſon vertrette. Er hielt ſich zwar an demſelben Fluſſe Madeira in der Miſſion Abacaxis auf; allein dieſe war faſt zwo Tagereiſen von Trocano entfernet, allwo er nichts zu ſagen hatte, und noch viel weniger 1756 und 57, zu welcher Zeit ſchon Trocano den Namen eines Marktflecken führte, und von Mendonça eine weltliche Obrigkeit geſetzt war.

Weiter ſagt Herr Harenberg: Die aus Deutſchland verſchriebene Artilleriſten Anſelm Eckart und Anton Meiſterburg. Herr Harenberg, ſo da ſcheinet in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu bewandert zu ſeyn, konnte doch

doch wohl wiſſen, daß bey den Jeſuiten das vierte Gelübde war, ſich nach Willkühr des römiſchen Stuhls und des Generals des Ordens, zu den Miſſionen gebrauchen zu laſſen. Es mußten daher alle und jede, welche dieſes Gelübde abgelegt, dazu bereit ſeyn, wenn ſie auch ſolche Miſſionen nicht begehrten; allein ſolcher Befehl war in der Societät nicht nothwendig, da aus unterſchiedlichen Provinzen ſich viele ſelbſt dazu anbothen. Unter dieſen befanden ſich P. **Meiſterburg** und P. **Eckart**. Daß aber dieſe nach Portugal berufen wurden, und nicht zu den ſpaniſchen Miſſionen, zu welchen ſich die meiſten Deutſche verfügten, davon war P. **Rochus Hundertpfund** aus der oberdeutſchen Provinz, die Urſache. Er ward 1749 von der Viceprovinz zu Maranhão und Pará Geſchäfte halber nach Liſſabon geſchicket, zu der um dieſe Zeit regierenden Königin **Maria Anna** von Oeſtreich, wegen langwieriger Krankheit des Königs Don **Joan** des Vten. Dieſe gottſelige öſtreichiſche Princeſſin fragte den P. **Hunderrpfund**, in was für einem Stande ſich die Miſſionen ſeiner Viceprovinz befänden. Er antwortete, ſie ſtünden zwar ziemlich wohl; ſie könnten aber noch mehr floriren, wenn mehrere Miſſionarii, beſonders Deutſche, da wären. Hierauf ließ die Königinn an den General der Societät, P. **Franciſcus Retz**, ein Schreiben ergehen, und begehrte von ihm zwölf deutſche Patres. Im Jahre 1750 kamen ſchon zween aus der niederrheiniſchen

ſchen Provinz in einem Schiffe von Amſterdam zu Liſſabon an, nämlich P. Laurentius Kaulen, und P. Anton Meiſterburg, welche in demſelben Jahre mit P. Hundertpfund nach America abſegelten. 1752 ländeten von Genua in einem engländiſchen Schiffe noch zween andere Patres in dem Haven von Liſſabon an, P. Martin Schwarz aus der oberdeutſchen Provinz, und P. Anſelm Eckart, aus der oberrheiniſchen am 19ten Auguſt, und am 31ſten Octob. gemeldeten Jahrs wurde die Zahl mit vieren aus der öſtreichiſchen Provinz vermehret. Dieſe waren P. David Fay, P. Henricus Hoffmayer, P. Johann Nepomuc Szluha, und P. Joſeph Kayling. Alle ſechs fuhren das folgende Jahr 1753 mit der portugeſiſchen Flotte nach Maranhão ab.

Auf den ſchröckbaren Einwurf der zwey Feldſtücke iſt meines Erachtens ſchon genug in der Hiſtoria Perſecut. S. I. in Luſitania, theils in lateiniſcher *) theils in deutſcher Sprache geantwortet worden. Zum Ueberfluſſe kann man noch dazu ſetzen, daß ſolche Stückchen ſehr nothwendig geweſen, um einen Einfall der benachbarten Völker, Muras genannt, abzuhalten, welche ſich 1754 als P. Anſelm Eckart ſolcher Miſſion vorſtund, ſchon wieder ſehen ließen. Denn eines Tages früh kam ein Indianer, und brachte 5 fürchterliche Pfeile, ſo von der andern Seite des Fluſ-

*) Im VII Theile meines Journals, S. 316. u. f.

Fluſſes Madeira die in dieſer Gegend herumſtreifenden Wilden herüber geſchoſſen, und welche an dem Ufer des Dorfs Trocano ſtecken geblieben. Es war ein jeder nebſt der gewöhnlichen Spitze mit 4 Haken befeſtiget; wer alſo mit ſolchem Pfeile getroffen wurde, mußte nothwendiger weiſe ſterben, weil dieſer wegen der Haken auf beyden Seiten nicht mehr konnte aus dem Leibe herausgezogen werden. Solche in Trocano abgeſchoſſene Pfeile waren, wie die Indianer ſagten, Vorboten eines von den Muras dieſem Dorfe gedroheten Anfalles: deswegen mußten die Trocaneſer Tag und Nacht wachen, um nicht plötzlich, beſonders bey nächtlicher Weile, überfallen zu werden, wie ſie es mehr als einmal zu Zeiten P. Anton Joſephs, des P. Eckarts Vorfahrer, gewagt haben. Eben dieſer Miſſionar hatte das Unglück, daß, nachdem er ſich groſſe Mühe gegeben, eine Kirche aufzurichten, dieſelbe durch eine entſtandene Feuersbrunſt zuſammen fiel. Einige Stücke von den Mauern ſind noch geblieben, welche bey finſterer Nacht den Muras zu einem Schlupfwinkel gedienet. Um nun ſolche barbariſche Gäſte davon abzuhalten, ließ P. Anton Joſeph das übriggebliebene von der verbrannten Kirche völlig niederreiſſen. Währenden kurzen Aufenthaltes P. Eckarts in Trocano, haben die Muras einige Indianer von der Miſſion der Jeſuiten von Araticú (ſo in dieſer Gegend den Cacáo ſammelten, überfallen, einige verwundet,

und einen ermordet. Dieſe und viele andere Streifereyen und ausgeübte Mordthaten bewogen, nach der Abr[illegible] des P. Eckart von Trocano, den Gouverneur Mendonça Furtado, den Muras einen Krieg anzukündigen. Es wurden gegen ſie Portugeſen und Indianer abgeſchickt, und es ſetzte blutige Scharmützel ab. Ein Principal von Trocano (er war aus der Nation Baré, büßte das Leben in dieſem gehaltenen Treffen ein, und wurde ſehr bedauert. In Trocano waren vier Hauptnationen, Baré, Páma, Torá und Ariquéna. Dieſe letztere Völkerſchaft zeichnete ſich vor den andern durch ihre langen Ohren aus, daher ſie von denen Portugeſen Orelhudos, oder Langöhrer benennet wurden. Es ſcheinet, daß ſelbe ſchon von den erſten Jahren her angefangen haben, ihre Ohren mit Gewalt, wie auch mit ſchweren, und aus Steinen verfertigten Ohrengehängen alſo auszudehnen, daß ſie ſo tief herunterhängen, welches ihnen doch gar keine Schönheit mittheilet. Es ſagte einsmals ein Ariquener, der zwar von keinem Caziquengeſchlechte entſproſſen, aber mit einer Tochter eines Caziquen verheyrathet war, und deswegen nebſt ſeinen guten Eigenſchaften zum Principal (Vorſteher) ernennet wurde, mit Erlaubnis, einen ſeinem Stande gemäßen Stock zu tragen, zu mir, daß Mendonça ihn bey den Ohren genommen, ſprechend, dieſe groſſe Ohren ſind keine Hindernis, ſeiner Völkerſchaft vorſtehen zu können.

Wer

Wer alſo das, was bisher kürzlich von den Streifereyen der Muras iſt erzählt worden, wohl erwäget, wird klär erkennen, daß dieſe zwey Feldſtückchen ſehr nützlich und nöthig, mit Gutheißen des ehemaligen Statthalters von Parà, **Johann de Maya** und **Gama** ſind erkaufet, in die Miſſion geſetzt, nach Trocano abgeführt, und zuweilen nur mit Pulver geladen losgebrennt worden, um den Wilden einen Schrecken einzujagen. Auch wurden mit dieſem Geſchütze Gott, der König und der Gouverneur geehret: Gott, da man ſie den 25ſten Decemb. 1755 bey nächtlicher Kirchenfeyerlichkeit abfeuerte; der König, als ſie den 1ſten Jäner 1756 frühe bey Aufrichtung des Marktfleckens und Mittags bey der Tafel, losgeſchoſſen wurden, als die Geſundheit Sr. königlichen Majeſtät von Mendonça und denen am Tiſche ſich befindlichen getrunken wurde; und endlich wurde mit dieſen Stückchen der Gouverneur gegrüßet, als er von dem neuen Marktflecken Borba a nova ſich wieder nach Mariva verfügte, woran er ein ſolches Wohlgefallen (zum wenigſten äußerlich) bezeigte, daß er vor Freuden faſt aufgeſprungen, dem P. **Eckart** bey dem Abſchiede die Hand geküſſet, und bey ſeiner Ankunft in Rio Negro vieles zum Lobe deſſelben geſprochen.

Dieſe und noch mehrere Anekdoten von dieſen zwey kleinen Stücken ſcheinet Herr **Harenberg** nicht gewußt zu haben; ſonſt würde er nicht ſo frey in die Welt geſchrieben haben, daß die PP.

Meiſterburg und Eckart in der Geſchwindigkeit die angebliche Stadt erbauet, und ſie mit 2 Feldſtücken verſehen, um ſich dem Zuge des portugeſiſchen Statthalters von Pará zu widerſetzen ꝛc. Allein man muß dem Herrn Harenberg die Freyheit im Schreiben verzeihen, da er dergleichen Mährchen aus keinen reinen Quellen gezogen, ſondern aus verfälſchten Stichelſchriften, obſchon das vornehmſte Geſetz von dem Geſchichtſchreiber ſollte in obacht genommen werden, daß er ſich befleißige, nichts unwahres auf die Bahn zu bringen.

§. 21. Die Kürze der Zeit, in welcher die angebliche Stadt erbauet, (denn im May 1757 war ſie fertig.) Nachdem der ſogenannte Pelourinho (Auctoritätspfeiler) als ein Zeichen der weltlichen Gerichtbarkeit den 1ſten Jäner 1756 aufgerichtet war, blieb P. Eckart noch bis den 13ten Junius allda, und verrichtete die geiſtliche Dienſte, wie vorher, als er von P. Franciſco Toledo, dem Viſitator der Viceprovinz abgerufen ward, und ſich nach Pará verfügte. In dieſen 5 Monaten und ſo viel Tagen iſt kein einziges neues Haus aufgerichtet worden; ſondern es ſtund das alte Dorf Trocano mit dem Namen Borba a nova eines Marktfleckens. Die von Mariva gekommene, und mit amerikaniſchen Weibern verehlichte portugeſiſche Soldaten wohnten in ſchlechten Bauernhütten ſehr armſelig: ja da ſchon P. Eckart zu Pará ſich befand, wurde

ihm

ihm von Abacaxis geschrieben, daß in dem Hofe des Missionshauses, welcher von ihm mit einer Mauer (so 3 Zugänge hatte) umgeben worden, nebst andern darinn befindlichen Gebäuden, das Hühner- und Entenhaus von 2 portugesischen Familien bezogen worden sey.

§. 21. Die Stärke der Artillerie, die aus zwey Feldstücken bestand, lassen nichts anders vermuthen, als daß dieß keine Stadt, sondern höchstens nur ein kleines unbeträchtliches Fort seyn könne, dergleichen in solchen Fällen öfters bald aufgeworfen, aber auch bald wieder verlassen oder eingerissen werden. In Trocano und nachgehends Borba a nova ist bis den 13ten Jun. 1756 weder ein kleines noch grosses Fort gewesen; sondern einen Büchsenschuß von der Mission entfernt war an dem Ufer eine Anhöhe, (einmal bin ich mit grosser Mühe hinaufgeklettert) allwo eine geringe Wohnung für einen Lieutenant, und eine Hand voll Soldaten war; es stund allda eine Schildwache, so die vorübergehende Schiffe fragte, wo sie herkämen oder hin wollten. Absonderlich war dieser erhöhete Ort wegen der Goldminirer von Matto grosso ausgesucht. Denn wenn einer von diesen Minen ankam, wurde er mit einem oder zween Soldaten begleitet, zu dem Gouverneur geführt, allwo er erlegen mußte, was er, nach dem gemachten Contracte, dem Könige von den Goldminen zu geben schuldig ist. Diese Minirer tragen zu grösserer

Sicherheit ihren Goldſand in ledernen um den Leib herumgeſchlungenen Gürteln.

§. 21. Außerdem konnte ich weder das Dorf Trocano auf meinen Karten finden, noch ſonſt etwas ausfindig machen, woraus deſſen Lage zu beſtimmen wäre. Allhier wünſchte ich, meine ehemals gehabte, oben S. 459 erwähnte Karte beylegen zu können, in welcher alle Reſidenzen, Miſſionen, gröſſere und kleinere Flüſſe ſehr genau abgezeichnet waren. Die Gegend an dem Fluſſe Madeira war zu meiner Zeit noch wenig bevölkert. Wenn man von Pará an benannten Fluß kommt, und den Weg nach Matto groſſo nimmt, ſo war linker Hand auf einer kleinen Anhöhe die Miſſion Abacaxis, welche auch Miſſão da Santa Cruz genannt wurde. Von dieſem Dorfe (auf eben dieſer Seite) war ohngefähr eine Meile die Wohnung eines reichen Mineiro, mit Namen João de Souza, entfernet, der in dieſer Gegend nebſt vielen africaniſchen Sclaven ſeine Güter beſaß. Hernach folgte die kleine Beſatzung, von der eben iſt gemeldet worden: endlich kam man nach Trocano. Die Beſatzung und dieſes Dorf waren auf der nämlichen, das iſt, linker Seite des Fluſſes. Trocano hatte auch den Namen Miſſão do Santo Antonio, welchen dieſes Dorf bekam, als es 1725 von P. Johann de Sampayo, S. I. aufgerichtet wurde, nas cachoeiras, (bey den Waſſerfällen, wo die Muras ſich häufig aufhielten, und welcher

wegen

wegen der Klippen und Wasserfälle gefährlichen Weg alle nach Matto grosso gehende Schiffe passiren müßen. Es ist der Weg an einigen Orten dahin so schmal, daß kein breiters sonst gewöhnliches Schiff durchkommen kann. Es lassen sich daher diese Minirer eine besondere Gattung von Schiffen verfertigen, welche zwar sehr lang, aber dabey sehr eng sind, so daß eine etwas grosse Küste der Länge nach gestellet werden muß. Solche Art der Schiffe wird von den Indianern Ubaá genennet. Als ich 1755 die Mission Trocano verwaltete, kam allda aus Portugal der Juiz de fora, nach Matto grosso bestimmt, mit zween seiner Befreundten, welche einige Tage in dem Missionshause logirten. Eben dieser auswärtige Minister, und sogenannte Richter, that mir den Gefallen, und nahm eine Kiste mit sich, welche an einen Pater in Matto grosso addressirt war: weil sie aber etwas breiter war, verlangte er, daß das, was darin befindlich gewesen, in 2 kleinere Behältnisse vertheilet würde. Es enthielt die Kiste ein Fischernetz, so in dem Marktflecken Vigiá bey Pará gemacht worden, und sehr hoch kommt, weil von allen mit dem Angel die Fische gefangen werden. Jedoch habe ich auch gesehen, daß die Indianer mit einem Pfeile auf die Fische geschossen; wenn dieser in dem Fische stecken blieb, so schwam der Indianer nach, und zog den Pfeil sammt dem Fische aus dem Wasser heraus. Mendonça Furtado hatte auch

am

am Negroſluſſe europäiſche Fiſcher, die ſich des gewöhnlichen Neţes bedienten.

In dem Dorfe Trocano pflegten ſich die Miniter zu verſammeln, und fuhren mit einander, um gegen die herumſtreifende Muras ſicherer zu ſeyn. Zu meiner Zeit traten mehrere Ubaás mit ihren Flaggen, dieſe beſchwerliche und zugleich gefährliche Reiſe an, in welcher an einigen Orten ſo viele Klippen vorkommen, daß die Waaren müſſen aus den Schiffen genommen, und ein Stück Weges zu Lande von den Indianern getragen werden. Der Juiz de fora zeigte mir ein groſſes Neţ zum ſchlafen, (ein bekanntes Bette (Hamàca) in dieſem Theile von Amerika) von Binſen mit allerhand Farben, und Figuren ſehr ſchön zuſammengeflochten. Es war ein Geſchenk welches der Gouverneur Mendonça, als jener zu Merivá bey ihm ſeine Aufwartung machte, verehret hat. Und dieſes ſcheinet die Urſache geweſen zu ſeyn, warum unter den Jeſuitermiſſionen Trocano in einen Marktflecken verändert worden, daß nämlich die nach Matto groſſo reiſende Miniter ein volkreiches Ort hätten, wo ſie ſich mit den auf dieſer Reiſe nothwendigen Sachen verſehen könnten. Auf der andern Seite des Fluſſes Madeira wohnte ein anderer Mineiro, und zwar mit einigen Stücklein verſehen, welche er zu gewiſſen Zeiten und Friedensfeſten loßbrannte; und niemand hat ihm vorgeworfen, wie die Jeſuiterfeinde es den PP. Meiſterburg und Eckart thaten,

ten, daß er ſolches Geſchüz beſäße, um ſich in dieſem Land feſt zu ſezen, und den Truppen des von Mariva ankommenden Gouverneurs Mendonça Furtado widerſtehen zu können. Etwas entfernter von dieſer Gegend hatte eine andere portugeſiſche Familie ihre Wohnung. Weiter herunter an dem Fluſſe Madeira, wo der Weg nach dem Negrofluß iſt, hatten die PP. Mercenarii zwo Miſſionen, welche beſonders berühmt waren wegen des Holzes, das in ſolcher Gegend wächſet, und für das beſte und koſtbarſte gehalten zu werden pflegt. Es iſt ſehr ſchwer, wie durchgehends das braſilianiſche Holz, und wird in der Landesſprache ybyrá piníma genennet, das iſt, ein Holz, das ſchäckigt, gefleckt und vielfärbig iſt; denn nebſt der ſchwärzlichen und rothen Farbe ſcheinet auch etwas gelbes hervor: daher bedienen ſich die Braſilianer auch dieſes Worts, wenn ſie ſagen: Ich habe Flecken im Angeſichte, oder Sommerflecken, xépiním, und wenn es viele ſind, xepinípiním. Dieſes Holz iſt ſehr rar, und wird theuer gekaufet zu Stühlen und Seſſeln. In Trocano fand ich Gelegenheit, zwey ſchöne und hohe Stöcke von dieſem Holze zu kaufen, die ich nach Deutſchland zu überſchicken, oder nachdem die Portugeſen der Ausländer Dienſte nicht mehr haben wollten, ſelbſt zu überbringen gedachte; allein 1758 iſt mir in Portugal einer von dieſen Stöcken in der Reſidenz San Fins für einen Juiz de fora in daſiger Provinz entre Dou-

Douro e Minho abgeſchwäget worden; der andere iſt mir das folgende Jahr in dem Gefängniſſe zu Almeida, in der erſten Nacht, nebſt vielen andern Sachen, auf die gröbſte Manier hinweggenommen worden.

§. 21. In eben der Provinz finde ich die Reſidenz Arecaro, und die Miſſion Aricará. Auf der Karte aber finde ich Aricará am Xinguſluſſe. Von der Reſidenz Arecaro weis ich mich nicht zu erinnern, den Namen gehört zu haben; wenigſtens ſcheint ſie nicht zu der geweſenen Viceprovinz der Jeſuiten zu gehören. In der Miſſion Aricará bin ich viermal geweſen. Ich kam 1753 einige Tage vor Weihnachten an den Fluß Xingú an, um die Sprache bey dem Miſſionar von Piraguirí zu lernen. Nach Verlauf einiger Tage beſuchte ich den Pater von der Miſſion Aricará, welcher mir, als ich wieder abreiſte, ein groſſes, ſtarkes und purpurfärbiges Neß verehrte, welches ich wirklich noch beſitze. Es iſt nicht durchlöchericht, wie die gemeinen der Indianer, ſondern dicht, gleich einem feſten Teppiche, zuſammengewoben, ſo daß kein Ungeziefer, beſonders kein Schnake, deren in dieſem mittägigen America an den meiſten Orten eine groſſe Anzahl anzutreffen iſt, durchſtechen kann. Dieſes ſo feſt aneinander gewobene baumwollene Stück wird tapuràna genannt; und auf ſolche Art machen die americaniſche Weiber auch Teppiche, welche gebraucht werden, um in den landesgebräuchlichen

Fahr-

Fahrzeugen darauf zu ſitzen. Eben ſo werden die Decken zu den Betten verfertiget.

An dem Fluſſe Xingú hatten die Jeſuiten drey Miſſionen. Die erſte war, wenn man von Pará dahin abfähret, linker Hand. Sie hieß Itácruçá, das iſt, Steinkreuz: Cruçá, wie bekannt, iſt von den Portugeſen entlehnt, die da ſagen, cruz: und ſo nehmen in allen Wörtern, ſo in ihrer Sprache abgehen, die Braſilianer dieſe von der portugeſiſchen, und ziehen die letzte Sylbe, z. E. camiſa, ein Hemd, camixá; çapáto, ein Schuh, çapatú. Die andere Miſſion auf derſelben Seite war Piraguiri, ohngefähr zwo Stunden von der erſten entlegen. Dieſer Ort iſt ſehr volkreich. In dem Todtenbuche waren nur von kleinen Kindern über 200 aufgezeichnet, welche 1747 oder 48 von der anſteckenden, und in dieſen Landen tödtlichen Krankheit, welche die Portugeſen Sarampo nennen, in einem Jahre geſtorben ſind. Die dritte Miſſion Aricará war jenſeits des Fluſſes Xingú. Die gröſſere Flüſſe Braſiliens, unter welchen auch der Xingú zu rechnen, können wohl mit kleinen Meeren verglichen werden. Von Piraguiri auf die andere Seite nach Aricará zu fahren, muß man 3 gute Stunden zubringen. Man muß auch wohl die Zeit in obacht nehmen, wo kein Gewitter zu befürchten: daher die Frühezeit zu ſolcher Ueberfahrt genommen wird; denn Nachmittags pfleget gar oft ein ſchweres Donnerwetter einzufallen.

Ober-

Oberhalb Aricará, am Fluſſe weiter hinauf, hatte ehedeſſen P. Rochus Hundertpfund von Bregenz gebürtig, aus der oberdeutſchen Provinz, eine neue Miſſion angefangen bey den Amerikanern, welche in dieſer Gegend noch in den Wäldern wohnen; allein ſie blieb nur eine kurze Zeit. Denn einige, denen ihr wildes Leben beſſer gefiel, hetzten die andern auf, den Pater ſamt dem Indianer, den derſelbe aus einer andern Miſſion bey ſich hatte, umzubringen. Dieſe warnten den P. Hundertpfund noch bey Zeiten, und brachten ihn bey nächtlicher Weile in einem kleinen Schifflein in Sicherheit. Des andern Tags ſteckten die ſich empörende Wilden das ganze Ort in Brand, und verkrochen ſich wieder in ihre vorige Wildniſſe. In der Gegend von dieſen Wilden wächſet vieles Cravo, wie es von den Portugeſen genennet wird, von den Indianern aber ybyrákyýnha, von den Deutſchen amerikaniſcher Zimmet, weil er ſelben gleich ſiehet, und auf dieſelbe Art von den Baumrinden verfertiget wird; doch hat er keinen Zimmetgeſchmack. In Portugal brauchen ſie ihn zu dem Gewürze. Von andern Nationen werden dieſe Rinden, wie ich gehöret habe, zum Färben zubereitet. Der Fluß Xingú hat zwar den Namen Rio faminto, oder der hungerige Fluß: dennoch werden darinn ſehr gute Fiſche gefangen; auch wird allda der groſſe Piraricú gefiſcht, deſſen Zunge faſt eine ganze Spanne lang iſt, und von den Amerikanern ſo wohl, als auch von Portuge-

zugeſen, anſtatt eines Reibeiſens gebraucht wird, welchem ſie ſehr ähnlich ſieht. Unter den niedlichſten und ſchmackhafteſten Speiſen allhier iſt die Schildkröte, ſo zwo Spannen lang, und dem Hühner, oder zarteſten Kalbfleiſche ſehr nahe kommt. Von einer Schildkröte pflegen vier unterſchiedliche Speiſen zugerichtet zu werden. Unter Itacruçá haben auch die Capuciner zwo Miſſionen gehabt, und in der Nachbarſchaft bey dieſen iſt der portugeſiſche Flecken Boa viſta.

§. 21. Aricarí und Arucará am Guanapú. Bey drey oder vier halbe Tage von der Stadt Pará, allwo man gegen den Fluß Tocantins fährt, hatten die Jeſuiten drey Miſſionen. Die erſte, ſo ich nicht geſehen, weil ſie außer dem Wege lieget, hieß Araticú. Ohngefähr 5 oder 6 Stunden davon kam man an einen großen Meerbuſen, wo zur linken Hand die Miſſion Arucará lag, und von da anderthalb Stunden beſſer hinauf lag das Dorf Guaricurú. Das daſige Miſſionshaus war ſehr ſchön gebauet, alſo, daß die Behauſung ſamt dem Erker in der Mitte, auf einer Seite die Kirche, und zu beyden Seiten Thürme waren.

Ebendaſ. Welches iſt nun von dieſen dreyen Aricará, Aricarí, Arucará, die Reſidenz, und welches die Miſſion? Hier iſt zu merken, daß alle Miſſionen der Jeſuiten auch Reſidenzen genannt wurden, welchen Namen ſie zwar nicht verdienten, weil in einer Reſidenz zum wenigſten

vier Perſonen ſeyn ſollten; aber in den Miſſionen war meiſtentheils nur eine, in einigen zwo, gar ſelten in einer oder der andern drey Perſonen. Daß aber die Miſſionen zugleich Reſidenzen genannt wurden, dazu gab der Name der Viceprovinz die Urſache, daß, da nur zwey Collegia geweſen, ihr Abgang durch mehrere Reſidenzen erſetzet werden möchte. Den Namen Aricari erinnere ich mich nicht, gehört zu haben. Bey Pará, in der Gegend, wo große Viehzucht gehalten wird, und welche von den Portugeſen Curraes oder Viehſtallungen genennet werden, hatten die Jeſuiten auch ein Landgut, mit dem Namen Curral de Arari. In dieſen Waldungen, wo das Vieh gehäget wird, läuft es frey herum, doch gebrandmalt, daß wenn eines weiter hinausläufet, als der Diſtrict des Eigenthumsherrn iſt, durch ſolches Zeichen erkannt werden kann, wem es zugehört. Will man einen Ochſen ſchlachten, welche alle noch wild ſind, ſo reutet einer oder zween demſelben ſo lange nach, bis er ihn mit einem um die Hörner geworfenen Strick erhaſchet.

§. 21. **Geſetzt auch, daß ich das vierte Aricari am Negroſluſſe, welches doch auch zu der Jeſuiterprovinz Maranjon gehörte, nicht mitrechne.** An dem Negroſluſſe, allwo auch der Fluß dos Salomoens, hatten die Carmeliter 4 oder 5 Miſſionen, unter welchen auch Mariva iſt; und noch beſſer hinauf, faſt an den Gränzen des ſpaniſchen Gebiets, iſt zu meiner Zeit

eine

eine neue Miſſion Javari aufgerichtet worden, welche nach königlichem Befehle den Jeſuiten übergeben wurde. Der erſte und letzte Miſſionarius war P. Emmanuel dos Santos, welcher im Jäner 1781 bey Liſſabon, 79 Jahr alt, geſtorben iſt. Er diente zuvor dem Könige als Soldat im orientaliſchen Indien; trat nachgehends zu Goa in die Geſellſchaft, und kam endlich in die maragnoneſiſche Viceprovinz: allein das kaum angefangene Dorf wurde von Mendonça Furtado zu einem Flecken erhoben.

§. 21. Zwar finde ich in der Geſchichte der Empörung der Jeſuiten gegen die erſtgedachte königliche Verordnung ꝛc. Allhier ſollte man in margine ſetzen: Es iſt falſch, und grundfalſch, was die Empörung anbetrift gegen die königliche Verordnung, welche darinn beſtund, daß wegen des am Negrofluſſe vorzunehmenden Congreſſes, und der zu ſetzenden Markſteine, von den Miſſionen ſo viel Indianer, als nothwendig wären, geſchickt würden: und dieſe wurden von allen Miſſionarien ohne Ausnahme geſchicket. Eine andere königliche Verordnung war, daß man in den Dörfern ſich mit amerikaniſchem Brod oder ſogenannter farinha do páo, und andern Lebensmitteln für die Soldaten und Indianer verſehe, welche in mehreren Schiffen den Gouverneur Mendonça von Pará bis an den ſchwarzen Fluß begleiten ſollten. Ein ganzes Jahr vorher, als Furtado dieſe Reiſe antrat, wurde ſchon dieſer

Befehl des Königs von dem Provincial der Jeſuiten, an alle ſeine ihm untergebene Miſſionarien abgeſchicket, welche ſich befliſſen, dieſem Befehle nachzukommen. In Trocano 1754 kaum ein paar Stunden nach der Ankunft des Statthalters von Marivá, erſchienen ſchon die Caziquen oder die ſogenannte Principaes (Häupter) mit einem Gefolge von ihren Nationen, und brachten haufenweiſe die befohlne Lebensmittel, wie ich es ſelbſten geſehen. Es wurde alles, was ſie gebracht, genau aufgeſchrieben, anfangs von Mendonça ſelbſt, als er aber müde wurde, wegen der Menge der Leute, gab er die Feder einem Hauptmanne, und dies iſt vielleicht die verſchriene, aber zugleich lügenhafte Empörung der Jeſuiten gegen die königliche Verordnung.

§. 21. Zwar finde ich auch ein Arucará, wo die königliche Soldaten, die aus Macapá dahin gekommen waren, um Brod zu kaufen, in der Pfingſtmeſſe von den Jeſuiten das Verbot, ihnen Lebensmittel zu reichen, anhörten. Dieſes Verbot iſt ebenfalls ſo wahr, als die von den Jeſuiten geſchehene Empörung. Daß einige Soldaten von Macapá in der Miſſion Arucará in der Pfingſtmeſſe zugegen geweſen, kann ich wohl zugeben: denn ſie pflegten gemeiniglich an den Feſt- und Feyertagen mit ihren Schiffen in den Dörfern anzukommen, um Lebensmittel einzukaufen, weil an dieſen Tagen die Indianer wegen des Gottesdienſtes da waren.

An

An den Werktagen ſind die meiſte auf ihren Landgütern, allwo ſie ihre Mandioca, Baumwolle, Tabak und übrige Früchte pflanzten, und eine viel bequemere Wohnung hatten, als in dem Dorfe ſelbſt. Auch wußten die Soldaten von Macapá aus der Erfahrung, daß ſie in Arucará, als einem ſehr volkreichen Orte, allezeit Proviant fänden. Es waren allda unter den Hauptnationen mehrere Ariquénas oder Langöhrer, welche wider die Gewohnheit der ſonſt für faul gehaltenen Braſilianer, gar arbeitſam ſind, und weitſchichtige Felder anbauen, um ihre Familien zu ernähren, und von dem Ueberfluſſe den Europäern verkaufen zu können. Das Verbot, ſo ſie den Jeſuiten vorwerfen, beſtund darinn, daß der Pater in der Kirche den Indianern geſagt, ſie ſollten zuerſt ihre farinha do páo denen, welchen einige von ihnen noch ſchuldig waren, geben, und nachgehends das übrige den Soldaten verkaufen. Da nun der Pater in der Landesſprache geredet, ſo iſt dieſes von den Soldaten, die zuweilen ein paar braſilianiſche Wörter gewußt, übel verſtanden, oder mit Fleiß übel ausgelegt worden. Von den Jeſuiten, das iſt von einem, nämlich von dem Miſſionarius, der da vor der heil. Meſſe eine Anrede an das Volk über das Evangelium zu halten, und nach geſchloſſener Andacht, die Leute zu ermahnen pflegte, wenn etwas zu erinnern vorfiel. Dieſer Jeſuit, welchen dieſe Verläumdung traf, war P. Emmanuel Ribeiro, welchen ich

in ſeiner Miſſion zweymal heimgeſucht, und nachgehends in der Feſtung S. Juliáo einige Jahre in einerley Kerker zu einem Gefährten gehabt habe. Dieſer Pater wurde von den Einwohnern von Macapá als ihr Vater geehret und geliebt, weil er ſie nicht allein einige Tage, ſondern ganze Wochen, wenn ſie in der Miſſion ankamen, frey gehalten, den Kränklichen mit Arzneyen beygeſprungen, den Armen reichliches Allmoſen mitgetheilt hatte; ja da einſtens ein großer Mangel an Lebensmitteln in Macapá entſtanden, ſchickte P. Ribeiro, auf Unkoſten ſeiner Miſſion, ein großes mit amerikaniſchem Brode beladenes Schiff den Bedürftigen in dieſem Städtchen. Mehreres von erſt benannter Verläumdung enthält die treffliche Apologie, *) ſo 1780 beyden Majeſtäten, dem Könige und der Königinn in Portugal iſt übergeben worden, in welcher ſonnenklar dieſe unverſchämte Lügen widerleget werden. Als P. Ignatius Szentmartonyi, königlicher Aſtronom, die Polhöhe in Macapá nahm, riß allda eine epidemiſche Krankheit ein, mit welcher eine große Menge der Einwohner behaftet wurde. Unter dieſer befand ſich auch der Pfarrer des Orts, ſo ein Weltgeiſtlicher war. P. Szentmartonyi blieb daher ein paar Monate da, um den Kranken ſowohl, als Geſunden, beyſpringen zu können. Dieſer eifrige

*) Ich werde aus meiner S. 464 gedachten Handſchrift davon, das hieher gehörige beym Schluſſe dieſer Zuſätze mittheilen. M.

frige und liebevolle Jesuit sagte mir, daß, da er von Macapá zu Marivá angelanget, er dem Statthalter Mendonça kräftig vorgestellet, daß er im Gewissen verbunden wäre, diesem meistentheils armen und bedrängten Volke auf königliche Kosten zu Hülfe zu kommen: und solche Ordensgeistliche sollen doch nach der carvalhanischen Sprache jene seyn, welche verbieten, daß man den Soldaten und übrigen in Macapá keine Lebensmittel zuführen solle?

Aber im Verzeichniß S. 873 stehen doch nur zwey Oerter. Wenn hier die Rede ist von den Missionen nach der Karte — — Arucará am Guanapú, so wiederhole ich, was ich bereits oben gemeldet habe, daß nämlich in dieser Gegend die Jesuiten drey Missionen gehabt, als Araticú, Arucará, und Guaricurú.

S. 22. In eben dem Verzeichnisse stehet unter der Provinz Maranjon auch die Residenz Caáeté. Nothwendig muß ich dieß für einen Schreibfehler halten. Von Caáeté, wie es eigentlich geschrieben wird, ist schon Meldung in Hist. Persecut. S. J. in Lusitania, p. 297 geschehen.*) Es ist leichter und geschwinder auszusprechen Cayté, als Caáeté; gleichwie auch in unsern Landen noch pfleget zu geschehen; zum Beyspiele, Mainz, und viele sagen doch Menz.

*) Im VII Theile meines Journals zur Kunstgesch. und Litteratur. M.

So iſt auch die Provinz Maranjon, wenn dieß Wort in portugeſiſcher Sprache ſoll verſtanden werden, zu ſchreiben, Maranhão, oder nach der alten Schreibart, Maranham. Auf gleiche Weiſe João oder Joam.

§. 23. Mehl aus der Wurzel der Caſſabipflanze. (Jatropha Manihot) Dieſe Caſáve-Wurzel wird eben dieſe ſeyn, ſo in Braſilien Mandióca genennt wird. Das Mehl heißt öi, bey den Portugeſen aber farinha do páo, weil es den Sägeſpänen ſehr ähnlich iſt. Das Feld, wo dieſe Mandióca gepflanzt wird, nennen die Portugeſen roça, die Indianer copixába. Die bekannte Zubereitung, ſo viel ich theils geſehen, theils gehöret, iſt folgende. Erſtlich ſo groß die roça ſeyn ſoll, ſo viel Bäume werden abgehauen, die zurückgebliebene Stämme verbrannt; und dienet alſo die Aſche zum Düngen. Zur Anzündung dieſes Feldes wird gemeiniglich die nächtliche windſtille Zeit genommen, auf daß der umliegenden Waldung kein Schaden zugefüget werde. Es iſt bey Nacht ein ſo großes und weitſchichtiges Feuer ſchröckbar anzuſehen. Nachgehends werden die Pflanzen geſetzt, aus welchen dieſe Wurzel hervorkommt. Wenn dieſe zu ihrer Gröſſe gelanget iſt, ſo kann ſie mit einer großen dicken und ungeſtalteten Rübe oder Rettig verglichen werden. Die Pflanzen wachſen in der Höhe eines Weidenbaums, ſo daß, wenn die Mandióca zeitig iſt, ein niedriger Wald da zu ſtehen ſcheint.

Es

Es werden viele Monate erfordert, zur völligen Zeitigung: und wird des Jahrs nur einmal, wie in Deutſchland, das Korn, oder anderes Getraide, geſammlet. Die zeitige Wurzel wird endlich aus der Erde herausgezogen, gewaſchen und geſchälet. Die Schälfe iſt bräunlicht. Sodann wird dieſe Wurzel gleich dem Meerrettige gerieben. Einige, welche eine große Menge haben, und geſchwinder wollen fertig ſeyn, bedienen ſich einer Maſchine, welche durch ein Rad getrieben wird, das gleich einem Reibeiſen geſchärft iſt, die Wurzel wird daran gehalten, und ſo kann in kurzer Zeit und mit leichter Mühe ſehr vieles gerieben werden. In der letzten Miſſion in Amerika, wo ich geſtanden, zu Caaeté hatte ich ein beſonderes großes Haus, wo dieſe erſt bemeldte Maſchine aufgerichtet war. Ich ſchenkte ſie ein paar Tage vor meiner Abreiſe aus dieſem Dorfe dem Caziquen oder Principalen des Orts. Iſt die Mandioca gerieben, ſo wird die Maſſe nach und nach in einen aufgehenkten, bey drey Ellen langen, von Binſen zuſammengeflochtenen Schlauch eingeſtopft, und der darinn befindliche Saft völlig herausgedrucket. Dieſer wird für tödtlich gehalten, ſo, daß Hunde oder anderes Vieh, welches davon gekoſtet, bald darauf crepiret ſind. Iſt nun alles ſchädliche Wäſſerichte ausgepreßt, ſo wird das Feuer angezündet, ein Dreyfuß darüber geſtellet, auf dieſen eine überaus große, flache, irdene Schüſſel geſetzt, und ſo viel von der Maſſe hin-

eingeſchüttet, als dieſelbe wohl ausgeſtreuet, faſſen kann. Alsdann rühret man ſo lang, bis ſie ganz verdorret, und in viele Körnchen, deren einige kleiner oder größer ſind, vertheilet iſt: und auf ſolche Weiſe iſt die Farinha do Páo zum Eſſen ſchon tauglich. In der Miſſion Abacaxis habe ich einmal dieſes ſogenannte Holzmehl, da es noch warm von der großen irdenen Schüſſel kam, gekoſtet, und es ſo ſchmackhaft gefunden, daß vielleicht viele in Europa ſolches, was den guten Geſchmack betrift, unſerm Brode würden vorziehen. Dieſes alſo zubereitete braſilianiſche Mehl wird nachgehends in weit voneinander geflochtene Körbe gefaſſet, und, damit nichts durch die weiten Löcher herausfalle, mit großen Blättern ringsherum inwendig wohl verwahret, und mit denſelben auch oben geſchloſſen, in eine Rauchkammer gelegt, und viele Monate ſehr gut erhalten. Solche Körbe werden auf zweyerley Art geflochten: einige ſind unten ſpitzig, und laufen immer dicker hinauf, andere ſind kleiner, aber mit einem dikken und gleichen Bauche. Man kann ſie überall hinſtellen, ohne daß ſie umfallen, und in der Landesſprache werden ſie panacu genennet. Dieſes braſilianiſche Mehl iſt zweyerley: das eine iſt gelb, und das beſte; daher heißet es öi catá, oder gutes Mehl; das andere iſt weiß, deſſen Name iſt öi xicá. Das beſte, ſo aus dieſer Wurzel herausgezogen wird, nennen die Portugeſen Flor de mandióca, die Indianer typyóca. Es

wird

wird auch aus der Mandióca ein ſchönes Mehl gemacht, ſo unſerm weißen oder Semmelmehle ganz gleich kommt, auf braſilianiſch carimá: aus welchem auch ein gewöhnliches Brod kann gebakken werden, miapé genannt; allein den erſten Tag, wenn es noch friſch, hat es einen guten Geſchmack; des andern Tages aber iſt es ſchon ſehr ſpröde. Dieſe Farinha do páo wird auch nach Portugal geführt; in einer guten Brühe oder wie ein Brey gekocht, iſt es nicht übel. In den zwo Miſſionen Abacaxis und Trocáno am Fluſſe Madeira, wird von den Indianern von dieſem weiſſen oder gelben Mehle wenig gekoſtet; ſondern ſie backen ſich täglich von eben ſolchem Mehle einen ſo großen Kuchen, als ihnen für ihre Haushaltung nothwendig iſt, welchen ſie bejú nennen. Mein Vorfahrer in Trocano hatte ein Mandióca-Feld anlegen laſſen, und als die Zeit kam, ſie zu ſammeln, ſchickte ich einige Indianer hinaus: allein ſie fanden nichts mehr von den zeitigen Wurzeln. Als ich nachgehends die Vorſteher des Dorfes befragte, wer den Mandióca hinweggenommen, ſo wollten ſie keinen nennen, ſondern ſagten, es wären alle geweſen; worauf ich geantwortet: So lang ich mich allhier befinde, will ich mein Brod zum Eſſen haben. Daher gieng zu Mittags- und Abendzeit einer von den amerikaniſchen Knaben, der mir das Eſſen zubereitete, in das Dorf, und brachte mehrere Monate täglich zween bejú membéca, das iſt, friſche Kuchen, wel-

welche einen ſehr guten Geſchmack hatten. In den andern Miſſionen pflegen zwar auch bejù gebacken zu werden; allein ſie ſind nicht ſo dick und weich, als wie die am Fluſſe Madeira, ſondern trocken und dünne. Es hält ſich aber viel länger, und wird ſtark auf den Reiſen gebraucht. Von dieſem trockenen bejú brachte mir in Troca no ein Afrikaner ein volles Körbchen, welches mit Butter eingemacht, und wohlgeſchmackt war. Jene ſehr große und breite Schüſſeln, auf welchen die Farinha do páo gekocht und gerühret wird, werden in einer in die Erde gemachten Grube verfertiget. Die Aſche wird von einem gewiſſen Baume genommen, der nicht gar häufig gefunden wird; daher dergleichen flache Mehlſchüſſeln ſehr hoch kommen.

§. 23. **Noch jetzt iſſet man in** Rio Janeiro Farinha do páo, **oder Caſſavamehl ſtatt Brod.** Die Jeſuiten in der Provinz von Braſilien hatten zwar in den größern Collegiis Mittags und Abends ein kleines Waitzenbrod neben dem gewöhnlichen Landesmahle; doch waren ſie des amerikaniſchen ſo gewohnt, daß ſie das europäiſche Brödchen liegen ließen, oder verſchenkten. In den zwey Collegiis zu Maranhão und Pará wurde nur das Waitzenbrod auf die höhere Feſte des Jahrs gebacken; das tägliche war das gelbe oder weiſſe öi, oder Mehl von der Mandióca, welcher zuweilen einige trockene Plätzlein oder kleine Kuchen, ſo man bejú nennet, beygeleget wurden.

den. Die Art, ſolches Mehl zu eſſen, kommt einem Ausländer fremd vor: denn die Indianer brauchen anſtatt der Löffel, Meſſer und Gabel, die Hände, und zwar die 3 mittlern Finger, mit welchen ſie das Mehl faſſen, und es ſo künſtlich in den Mund werfen, daß kein Körnchen davon nebenhin fällt. Die Portugeſen ahmen ihnen nach; aber einige beſſer erzogene, wie auch die Ordensgeiſtliche brauchen einen Löffel, welcher in dem Mehlteller liegt, und werfen es auf amerikaniſche Manier in den Mund, um den Löffel nicht naß zu machen. Die Portugeſen ſagen, die Braſilianer hätten drey p vonnöthen, nämlich páo, páo und panno; páo, oder das Brod, für ihre Nahrung, páo oder Holz, das iſt, den Stock für ihre Züchtigung, und endlich panno oder Tuch, für ihre Bekleidung. In den maragnoneſiſchen und paraënſiſchen Gebieten wächſet kein Korn, Waitzen, Spelz oder anderes Gewächſe aus Europa. Der türkiſche Waitzen wird allein gepflanzet, und kann man denſelben des Jahrs viermal haben, indem nur drey Monate zu deſſen Wachsthume erforderlich ſind. Die Inſulaner bey Portugal, welche dieſes Waitzens, Milho genannt, gewohnt ſind, wenn ſie, die amerikaniſche Länder zu bevölkern, dahin geſchickt werden, legen ſich ſtark auf die Pflanzung dieſes Waitzens: allen Indianern will er aber nicht ſchmecken. In dem Dorfe Abacaxis hörte ich ſelbſt einen, da er von Matto groſſo kam, allwo ebenfalls dieſer türkiſche

kiſche Waitzen im Gebrauche iſt, ſich über ſolches Brod beklagen. Er war von der Nation Comandai, ſo in der Gegend des Fluſſes Madeira ihr Land hat; und heißt das Wort comandai ſo viel, als Bohnen, welche vielleicht bey dieſem Volke häufig wachſen.

Zur Beſchreibung Braſiliens.

XXVI. Maranjon. S. 428. Man weiß auch nicht, wie ihn (den großen Amazonenfluß) die Indianer genannt haben ꝛc. Für gewiß kann nichts von dem Urſprunge dieſes Wortes *) geſagt werden, ob ſelbes braſilianiſch oder portugeſiſch ſey. Es finden ſich zwar in der braſilianiſchen Sprache einige Wörter, ſo von mara oder mare anfangen: zum Beyſpiele maracaná, eine Glocke; marécca, eine Entengattung; Barros in ſeiner Hiſtorie, wenn ich nicht irre, will dies Wort Maranhão von dem portugeſiſchen herleiten, als wenn es ſo viel wäre, als ha hum mar, als wenn dieſer berühmte Fluß ein Meer wäre. **)

S. 435.

*) Man ſehe davon oben a. d. 20ſten Seite nach. M.

**) P. Antonio Vievra, der die Miſſionen in Braſilien unter vielen Verfolgungen herſtellte († 1697) beſtätiget dieſe Meinung des großen Geſchichtſchreibers der portugeſiſchen Eroberungen, da er ſagt: Für den Amazonenfluß iſt der Name eines Fluſſes zu wenig, weil er wirklich ein ſüßes Meer iſt, und das mittelländiſche an Länge und Breite übertrift. Daher nennen ihn die Landeseinwohner Pará, und die

S. 435. Maranjon y gran Pará. Das Wort Pará ſcheinet urſprünglich ein braſilianiſches Wort zu ſeyn, und kommt her von paraná, das iſt, ein Meer. Eben dieſes Wort paraná legen die Braſilianer jedem gröſſeren Fluſſe bey, der mit einem kleinen Meere verglichen werden kann. Dieſes Wort iſt bey ihnen ſehr gebräuchlich. Wenn ſie fiſchen gehen, ſo ſagen ſie: Paranáme, das iſt, auf den Fluß. Warum dieſe Stadt das groſſe Pará, vulgo gran Pará genennet wird, könnte man noch fragen. Vielleicht, weil vor Zeiten Pará der gröſte Ort in dieſer Gegend geweſen. Dennoch hat heutiges Tages Maranhão den Vorzug wegen des Commercium, ſo weit mehr allda floriret, wie noch weiters wird bewieſen werden.

S. 441.

die Portugeſen Maranhão, welches alles ſo viel heißt, als Meer, und großes Meer. *Vida do apoſtolico Padre* Antonio Vieyra, *da Companhia de Jeſus; pelo* P. André de Barros, *S. I. Lisbôa*, 1746. 4 max. S. 89. Der Amazonenfluß hat den Namen Gran Pará, Maranhão und Orelhana erhalten, und P. Samuel Fritz zeichnete den Lauf des ganzen Amazonenfluſſes von ſeinem Urſprunge in Quito an. Ein anderer Miſſionar der Geſellſchaft ſtach dieſe Karte in Kupfer, ließ ſie 1701 abdrucken, und die Miſſionarien der Provinz von Quito ließen ſie dem Könige in Spanien Philipp V überreichen, wie P. Andreas Barros verſichert. Ebendaſ. S. 86. Don Antonio Roſell und Don Franciſco Subiras ſind 1784 vom Könige ernannt worden, den Amazonenfluß zu unterſuchen, und die bisher darüber angeſtellten Beobachtungen zu berichtigen. M.

S. 441. Der Fluß de las Amazonas. Der Amazonenfluß heißet auch in der Landesſprache Paraná pytinga, das iſt, mar turvo, das trübe Meer, wegen der graulichen Farbe ſeines Gewäſſers.

S. 441. Die 6 fürnehmſten davon werden genannt — — caité, guaropi &c. Caité ſoll wohl der Fluß ſeyn, wo das Dorf Caáeté, und das nächſtgelegene Städtchen gleiches Namens liegt, ſo von den Inſulanern bey Portugal bevölkert wurde. Die Lage beyder Oerter war keine von den angenehmſten. Der Fluß iſt ſchmal, und auf beyden Seiten ſieht man Waldung; er iſt nicht fiſchreich; Krebſe kann man allezeit haben, und es war die gröſte Freude für die indianiſchen Jungen, wann ich ſie jenſeits des Fluſſes ſchickte, um Krebſe zu fangen. Wenn man etwas weiter, wo der Eingang dieſer zwey Oerter war, hinausfährt, ſo kommt man auf das hohe Meer, wo auch der Weg nach Maranhão iſt. Die, ſo nach dieſer Capitania oder Hauptmannſchaft abfahren, pflegen in Caáeté einige Tage auszuraſten; wie ich dann während meines kurzen Aufenthaltes in dieſem Orte unterſchiedliche Gäſte gehabt habe.

S. 443. Dieſe 3 Gouvernement des Parà, Marañon und Siara haben im Umkreis 392 Meilen, und iſt nicht ſonderlich abgetheilet, was ein jeder haben ſoll. Caáeté gehörte noch zu der Capitanie von Parà; denn

dieſes

dieſes Städtchen ſamt dem Dorfe liegt zwiſchen Maranhão und Pará. Die Hauptmannſchaft Pará erſtreckte ſich noch zu meiner Zeit bis an das Dorf Javarí; nicht weit davon war ſchon eine ſpaniſche Miſſion, ſo zu der Provinz von Quito gehörte. Nachdem aber Marivá zu einer Stadt erhoben wurde, am Negroſluſſe, und mehrere Veränderungen der Dörfer in Marktflecken geſchahen, ſo wurde eine neue Capitanie errichtet, welche von Pauxis an bis nach Javari, an die Gränzen des Gebiets von Quito ſich erſtrecken ſollte. Dieſer neuen Hauptmannſchaft wurde der Name gegeben Capitania do S. Jozé, um den Namen des damals regierenden Königs, Joſeph des 1ſten, zu verewigen. Der erſte Gouverneur dieſer vertheilten Landesbeherrſchung kam mit den portugeſiſchen Schiffen von Liſſabon im Jahr 1757 an. Er war ein Vetter des Statthalters von Pará, bey welchem er auch logirte, bis er ſeine Reiſe nach dem Negroſluße antrat.

S. 481. **Daß aber allein der Pará Fluß unter dem ſüßen Meere verſtanden werden könne** ꝛc. Alle Vorſteher der Miſſionen von Pará aus nach den Hauptflüſſen, als Guanapú, Tocantîns, Xingú, Topajós, Madeira, Rio Negro, Rio dos Salomoens, bis auf Javarí, wurden von den Portugeſen Miſſionarios de aqua doce genennet: da hingegen die andern von Pará aus bis auf Caété Miſſionarios de agua ſalgada hießen. In dieſer leß-

tern Gegend hatten die Jeſuiten nur fünf Miſſionen, nämlich Mortigúra, Sumaúma, Maracaná, Cabú und Caäeté. Die übrige Oerter ſo ſie beſeſſen, waren Reſidenzen und Landgüter, die da geweſen Mamajacú, Tabatinga, S. Cäetano, Vigìa, Curuçá, Arari &c.

S. 491. In St. Paul ſahe Condamine ſtatt der mit Rohr bekleideten Häuſer und Kirchen, die er bisher in den ſpaniſchen Miſſionen angetroffen, wiederum gemauerte Kapellen und Pfarrhäuſer. Noch zu meiner Zeit waren die meiſten Kirchen und Pfarrhäuſer mit Pindóva-Blättern gedecket, in den Miſſionen der Jeſuiten. Nur in 2 Orten waren ſie mit Ziegeln, in Guaricurú und Aricará. Die Blätter an dem pindóva ſind ſchmal, aber ſehr lang, wachſen ganz gerad hinauf, und bedecken das Rohr. Damit ſie zur Bekleidung der Häuſer dienen können, werden die Blätter aufgelöſet, und auf beyden Seiten ausgeſpannet, ſo daß ſie wie kleine Spieße ausſehen. An einem Rohre ſind wenige Blätter, kaum auf einer Seite 5 oder 6, und dieſe weit von einander, ſo daß der Raum zwiſchen einem und dem andern Blatte bey anderthalb Spannen ausmacht. Aus dieſer Urſache müſſen viele Rohre auf einander geleget werden, daß die Blätter das Haus bedecken, die anfangs grün ſind und nachgehends die helle Farbe annehmen. Als ich in der Miſſion Abacaxis war, wurde in einem Tage das ganze Miſſionshaus bedecket.

decket. Es arbeiteten 50 bis 60 Indianer. Eine von Steinen aufgeführte Mauer iſt etwas ſeltenes auf den Dörfern. In den Jeſuitermiſſionen war in Caáeté das einzige Haus des Paters mit Steinen gebauet. Zu Pará werden die Steine für die Kirchen zum Theile ſchon gearbeitet von Liſſabon mit groſſen Unkoſten gebracht.

S. 491. **Die Weiber der Indianer trugen Hemden von bretagniſcher Leinewand.** Solche Hemden haben auch die paräenſiſche Indianer, Weiber und Männer, an den höhern Feſttagen; ſie tragen auch geſtreifte Zeuge. Die wohlhabende Amerikanerinnen bekleiden ſich mit halbſeidenen Unterröckchen. Sie zieren auch nach portugeſiſcher Manier den Kopf mit ſchönen Bändern aus, nebſt Ohrringen, Halsgeſchmucke und Braſſeletchen.

Ebendaſ. **Hatten verſchloſſene Koffers, und eiſerne Schlüſſel in ihren Häuſern.** Das erſte habe ich geſehen. Eiſerne Schlüſſel in den Wohnungen, waren zu meiner Zeit noch wenig: denn viele hatten gar keine hölzerne Thüren, beſonders in den zwo Miſſionen Abacaxis und Trocano am Fluſſe Madeira, allwo die Häuſer der Indianer auf eine beſondere Weiſe gebauet werden. Es kommt blos Holz und pindóva dazu; mit dieſem werden nicht allein die Dächer bedecket ſondern auch die Wände, Fenſter und Thüren überzogen. Wenn es gröſſere Häuſer ſind, welche viele Abtheilungen in groſſe und kleine Gemä-

cher haben, ſo kommt es ziemlich gut und ſauber heraus. Die Stützen der Häuſer dienen, ihre Netze oder Hängematten, darinn ſie ſchlaffen, auszuſpannen. Die Behauſungen der Amerikaner haben gemeiniglich 2 Thüren; wenn daher einer kommt, der ihnen nicht angenehm iſt, ſo machen ſie ſich heimlich durch die hintere Thüre davon.

S. 491. Hatten auch Nadeln, kleine Spiegel, Meſſer, Scheeren, Kämme, u. ſ. w. Das iſt auch im paraneſiſchen Gebiete die Geräthſchaft aus Europa. Eben dieſes wird an Bezahlung ſtatt den Amerikanern gegeben, wenn ſie den cacáo oder cravo zu ſammeln, geſchickt werden. Ein jedweder von ſolchen Indianern bekam ſo viel Ellen Tuch von Baumwolle, ſo viel von bretagniſcher Leinwand, ſo viel von geſtreiftem Zeuge, einen Hut, ſo viel Nehenadeln, eine Kappe, einen Spiegel, ein Meſſer, einen Teller voll Salz: dieſes geben die Männer, ehe ſie fortgehen, in die Haushaltung ihren Weibern, welche ſolches, beſonders das, ſo von Liſſabon gebracht wird, ſehr hochachten.

S. 491. Pará würde in dem Falle ohnſtreitig die gröſte Niederlage der europäiſchen Waaren in Amerika ſeyn. Im Jahre 1753 giengen das letztemal die Kauffartheyſchiffe, ſo auf dem Hafen von Liſſabon ausgelaufen, alle zugleich nach Maranhão, und nachdem ſie bey zwey Monaten ihre Waaren in dieſer Stadt ausgele-

geleget hatten, ſo fuhren die Kaufleute nach Pará. Nachmals aber iſt es geändert worden, alſo, daß einige Schiffe nur allein nach Maranhão, andere nur allein nach Pará kommen durften. Mit der pombaliſchen Compagnie do Maranhão, e gran Pará hat der gute Zuſtand der Kaufleute zu Pará ſehr abgenommen: denn ſie mußten die europäiſche Waren nach dem geſetzten Preiſe der neuen Compagnie kaufen. Das Elend wurde bald darauf vermehret, und die Armuth der Inwohner viel größer, da ihnen durch ein königliches Decret alle amerikaniſche Leibeigene weggenommen wurden, die ſie mit Erlaubniß des portugeſiſchen Hofs vor mehreren Jahren gekaufet hatten, von welchem Gelde ſie auch dem Könige ſo viel Tribut haben geben müſſen. Es waren dieſe Sklaven von den Tapuyen, die noch öfters Krieg in ihren wilden Landſchaften mit einander führen, gefangen worden, mit Stricken zuſammen gebunden, und zu der bekannten braſilianiſchen Menſchenfreſſerey aufbehalten. Da nun ſolche gefangene, und durch das Löſegeld der Portugeſen von dem Tode errettete Indianer alle frey geſprochen worden, ſo wurden afrikaniſche Leibeigene von Angóla nach Pará geſchickt, welche die Portugeſen, um ihre Felder anzubauen, kaufen mußten: und dieſer Kauf nach der Taxe der aufgerichteten pombaliſchen Compagnie. Bey den meiſten fehlte es am Gelde, daher verſetzten ſie ihre Waaren, ihren Geſchmuck, ihr Gold- und

Silbergeſchirr, um dieſe Afrikaner kaufen zu können.

§. 492. **Die kriegeriſche Nation der Manáos.** Von dieſer Nation befanden ſich auch einige in dem Dorfe Abacaxís am Fluſſe Madeira. Es war einſt dieſe Miſſion ſehr zahlreich: denn ſie enthielt 100 Bogen, wie die Portugeſen reden, tinha mil arcos; das iſt, 1000 Indianer, welche ſchon fähig waren, mit Bogen und Pfeil gegen ihre Feinde zu ſtreiten. Zu meiner Zeit waren ſolche ſtreitbare Männer bis über die Hälfte zuſammengeſchmolzen.

§. 492. **Cudena gedenket weder — — der portugeſiſchen Feſtungen** Negro, Pauxis, Topayós, Parú, Curupá, Macapa. Bis an die Feſtung Negro bin ich nicht gekommen. Pauxís habe ich von weitem zweymal geſehen, als ich nach dem Fluſſe Madeira gefahren, und von da wieder nach Pará. Pauxis iſt das einzige Gebirge, das ich auf meinen Reiſen angetroffen habe. Denn das übrige ſind lauter Waldungen, angebaute Felder, oder ſumpfichte Wieſen. In Topajós hielt ich mich eine zeitlang auf, allwo von dem vorbeyfließenden Strome die Feſtung, das portugeſiſche Städtchen, und die geweſene Miſſion der Jeſuiten den Namen führen. Bey der Feſtung Corupá, ſo zwiſchen den Flüſſen Tocantins und Xingú lieget, iſt auch ein Ort der Portugeſen mit einem Weltgeiſtlichen. Auch haben die Capuciner eine Reſidenz allda, ſo ſie

hum

hum hoſpicio nennen. Corupá und andere am Amazonenfluſſe ſind Feſtungen blos dem Namen nach; denn ich vermeine von 40 oder 50 wohlgeübten europäiſchen Soldaten könnten ſie mit leichter Mühe eingenommen werden; anſtatt fortaleza ſagte jemand ſcherzweiſe fraqueza (Schwäche).

S. 493. Nächſt dieſer großen Inſel vor Joannes, die auch Marayo heißt. (Die Portugeſen ſagen Marajó) Auf dieſer weitſchichtigen Inſel bey Pará ſind die obenerwähnte Viehzuchten; allhier wachſen in großer Menge die ſogenannte Mangábas, welche voll Saft ſind, und einen ſehr guten Geſchmack haben. Auch werden hier die Marécas (eine Art von Enten) gefangen. Eben dieſe Enten ſind häufig in Maracú nicht weit von Maranhão: allwo auf einem Schuſſe 30 bis 40 Enten fallen, wie ich allda ſelbſten geſehen. Wenn ſie ſogleich gebraten werden, iſt es ein koſtbarer Biſſen; weil aber ſo viele zugleich nicht können verzehrt werden, ſo pflegen die Portugeſen ſie zu dörren, und mit ihrem Reis zu kochen, welche Zubereitung nicht für jeden deutſchen Magen iſt.

S. 497. Pará eine der ſchönſten Städte in Südamerika. Daß ſie ſchöner als Maranhão zu meinen Zeiten, das kann ich bezeugen.

Gerade Gaſſen, ſchöne Häuſer, prächtige Kirchen. Noch vor unſerm Collegio, und an andern Plätzen, wuchs das Gras, wie auf den

Feldern. 1756 fieng man an, einige Gaſſen mit Steinen zu pflaſtern. Der Palaſt des Gouverneurs war ein ziemlich gutes Gebäude. Da aber eine Mauer anfieng baufällig zu werden, ſo ließ Mendonça Furtado aus und nahm eine andere Behauſung an dem Ufer, allwo unterſchiedliche gute Häuſer ſtehen. Eben allda wohnte der Biſchof von Pará. Das Jeſuitercollegium war eines der größten und ſchönſten Gebäude. Gegen dem Collegium über iſt die Domkirche. Sie wurde bey meinem Daſeyn erſt neu erbauet, auf italiäniſche Art. Der Chor war, als ich nach Europa wieder abreiſete, noch nicht fertig. Dieſe Kirche könnte, theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihrer Schönheit, jeder Stadt in Europa eine Zierde geben. Die Jeſuitenkirche war auch wohl ausgezieret, das Getäfel, und alle Altäre waren ganz vergoldet, welche wegen des Ungeziefers, und wegen der Hitze, mit einem zarten, durchſichtigen Tuche pflegen bedecket zu werden, das nur an den höhern Feſttagen hinweggethan wird. Die Carmeliter haben auch ihre Kirche mit neuen von Liſſabon dahin gebrachten Quaterſteinen, und 2 Thüren prächtiger gemacht. Die PP. Mercenarii haben auch eine ganz neue und ſehr ſchöne Kirche nicht weit von dem Geſtade. Die Capucinerkirche war groß und ſauber. Am Ende der Stadt war eine kleine Kirche und ſogenanntes Hoſpitium von dieſem Orden. Die Capuciner hatten keine beſondere Provinzen in dieſem

ſem portugeſiſchen Amerika, wie die Jeſuiten; ſondern es wurden aus drey Provinzen in Portugal die nothwendigen Subjecta geſchickt. Dieſe Provinzen hießen Provincia da Noſſa Senhora da Conceiçáo; do S. Jozé und do S. Antonio. Diejenige, welche dahin geſchickt wurden, mußten 10 Jahre allda verbleiben. Nicht weit von dem Jeſuitercollegium war ein anderes Kirchlein, das do Santo Chriſto genannt wurde, und der Garniſon gehörte. Im Jahre 1756 wurde in dieſer Kapelle ein alter Obriſter beygeſetzt, und von den Armen dahin getragen, wie er in ſeinem Teſtamente verlanget hatte. Ganz nahe dabey iſt das Soldatenhoſpital. Das Capuciner-hoſpitium zu Pará iſt von Mendonça Furtado geändert worden. Die darinn befindliche Religioſen mußten ſich nach Maranhão verfügen, allwo die Provinz ein Kloſter hatte. Es ſollte dieſes Hoſpitium zu einem Spitale verwendet werden, und vor meiner Abreiſe von Pará fieng man an, in dieſem geweſenen geiſtlichen Hauſe Ziegel zu brennen. Die Schwarzen, vulgo os Negros, ou os Pretos, hatten ebenfalls zu Pará ihr Kirchlein, genannt do Santo Roſario.

S. 497. **Gegen der Rinde von Krabbenholz, Saſſaparil, Vanille, Zucker, Caffee und Cacao, welche Frucht damals noch die Stelle des Geldes vertrat.** Die Rinde von Krabbenholz ſcheinet das ſogenannte portugeſiſche Cravo zu ſeyn, welches nicht ſo häufig zu finden,

als wie der Cacáo. Bey dem Cravo iſt viele Mühe; denn erſtlich müßen in den Wildnißen die Bäume geſucht werden, welche gemeiniglich nicht ſo nahe beyſammen ſtehen, wie die Bäume von der Cacáo-Frucht. Wenn die Rinde von den Bäumen abgeſchälet iſt, ſo werden ſelbe über ein Feuer gehalten, auf daß ſie nach und nach gleich dem Zimmet, können zuſammengerollet werden. Auch wird die Rinde auswendig fleiſig geſchabt, und von aller Unreinigkeit geſäubert; und dieſes nennet man cravo fino; wenn aber das Rauhe an der Rinde bleibet, ſo heißet es cravo groſſo; und dieſes wird wohlfeiler verkaufet. Es giebt auch noch eine andere Rinde, welche wegen ihrer Süßigkeit caſca doce (ſüße Rinde) von den Portugeſen genannt wird; allein ſie iſt ſehr rar. Dieſe langſam gekauet, kommt in etwas mit dem Geſchmacke des Zimmet überein. Auf einem Landgute der Jeſuiten, nicht weit von Pará, Jagoarari genannt, traf ich einen ſchönen Zimmetbaum an, welchen der Pater, der allda den Gottesdienſt verrichtete, und der viele Jahre in Oſtindien geweſen, gepflanzt hatte. Ich nahm daſelbſt Caffee, und nur ein Blatt von dieſem Baum in eine Taſſe geworfen, gab ſchon einen lieblichen Zimmetgeſchmack. Das Salſa wird ebenfalls gleich dem cravo in Büchlein zuſammen gepacket, rund herum zugebunden, und wird wohl in den Apotheken bekannt ſeyn.

Zucker,

Zuckermühlen waren noch zu meiner Zeit ſehr wenige in dem Paraenſiſchen Gebiete. Die Jeſuiten hatten zwo bey der Stadt, nämlich Ybyrájúba, das iſt, gelb Holz, in der Landesſprache, und Jagoararí, welches Wort vielleicht von jagoára, ein Hund, hergenommen iſt. Caffee, vorher nicht überflüßig, iſt dieſe letztere Jahre, wie ich vernehme, ſehr ſtark angepflanzet worden. In der Miſſion Caáeté hatte ich ein paar Caffeé-Bäumchen; wie bekannt, ſo wachſen ſie nicht gar hoch; allein ſie breiten ſich ziemlich auseinander. Die Frucht, wenn ſie zeitig, ſiehet einer rothen Kirſche nicht ungleich. Wenn die Schale aufgemacht wird, ſo liegen zwo Bohnen aufeinander darinnen, welche nachgehends in der Sonne getrocknet, aufbehalten werden. Cacáo, wie auch Cravo, iſt die Frucht, womit am ſtärkſten Handlung getrieben wird. Der Cacáo wird auch gepflanzet, und dieſen nennen die Portugeſen cacáo manſo, da der andere, von welchem ganze Wälder voll ſind, cacáo bravo genennet wird. Um die Stadt Pará, wie auch 2 bis 3 Tagereiſen von derſelben trift man dergleichen Cacáo-Pflanzungen an. In dem erſt erwähnten ehemaligen Landgute der Jeſuiten, war ein Stück Feld mit Cacáo-Bäumen beſetzet. Wegen des weiſſen Grundes von dieſem Erdreiche war die Sammlung nicht gar reichlich. 1753 habe ich das erſtemal 2 bis 3 Tage von Maranhão gegen der Zukkermühle über in Maracú ein neuangepflanztes

Ca-

Cacáo-Wäldchen geſehen, welches ſehr ordentlich eingerichtet war. Dieſes Landgut in Maracú, ſo ehedeſſen den Jeſuiten gehörte, war bey 2 Stunden lang, allwo zwey Häuſer weit von einander lagen. In dem erſten war eine Viehzucht, in dem andern wurden die Zuckerrohre zubereitet. Es lag bey dieſem zweyten Hauſe ein kleiner See, ebenfalls Maracú genannt: auf der andern Seite war die Miſſion der Jeſuiten, gleiches Namens. Von dieſem Dorfe fieng ſich der Weg an zu Lande nach Pará: daher mußten ſich alle, ſo dieſe Reiſe machen wollten, in dieſe Miſſion verfügen. Einige gehen zu Fuß, das aber ſehr beſchwerlich iſt: denn ſie bringen oft einen ganzen Monat zu. Andere reuten, einige, welche ſehr ſchwach ſind, laſſen ſich von zween Indianern in einem Netze tragen.

Ebendaſ. Welche Frucht (cacáo) damals noch die Stelle des Geldes vertrat. Für Maranhão und Pará wird beſonderes Geld geſchlagen, welches dinheiro da provincia heißt. Es iſt verbotten, ſolches nach Portugal zu bringen. Wenn jemand auf dem Rückwege nach Europa dergleichen Geld noch bey ſich hat, ſo muß er es auf dem Schiffe in die königliche Caſſa liefern, und bekommt nachgehends zu Liſſabon den Werth mit europäiſchem Gelde bezahlet. Viele Sorten von Geld ſind in dieſem portugeſiſchen Amerika bekannt: eine Kupfermünze mit dem Zeichen XX, das iſt, 20 rees, faſt ſo viel als ein Groſchen

ſche, nach Rechnung der Ausländer, welche 400 Rees, ſo ein Cruzado iſt, für einen Gulden gerechnet haben; eine gangbare Silbermünze pataca, und zwo Goldmünzen, eine mit der Zahl 2000, nämlich rees, oder 5 cruzados, die andere mit der Zahl 4000. (rees, das iſt 10 cruzados.) In den Miſſionen und Dörfern ſah man wenig Geld: zuweilen brachte ein Portugeſe etwas. Von den Amerikanern konnte man alles haben für baumwollen Tuch, oder auch Garn, welches gewogen wurde, und ſeinen gewiſſen Preis hatte; beſonders aber war man ihnen ſehr angenehm, wenn man um Brandtewein, deſſen ſie überaus große Liebhaber ſind, einige oder andere Waaren einkaufte oder eintauſchte.

S. 497. Der Pater Acunja nennet ſie (Pará) ſchon 1640 die große Feſtung der Portugeſen. Wenn die von Liſſabon kommende Schiffe in den Seehafen zu Pará einlaufen, ſo war zur rechten Hand der Stadt bey dem Soldatenhoſpital eine kleine Feſtung. Auf dem Walle von dieſem Fort war ein Schnellgalgen für diejenigen aufgerichtet, welche von der Garniſon etwas verwürket hatten. Sie wurden auf einmal hinauf gezogen und jählings wieder herunter geworfen. Zur linken Hand neben dem Kloſter der Mercenarien war ein anderes, ebenfalls nicht beträchtliches Bollwerk.

Ebendaſ. Damals hielt ſich der Statthalter zu St. Luis de Maranhão auf. Mit der

Zeit

Zeit hatte ſowohl die Hauptmannſchaft von Maranhão, als die von Parà, ihren beſondern Gouverneur. Der Maragnoneſer war der vornehmſte welches nachgehends iſt geändert worden, ſo daß dem Statthalter von Parà jener von Maranhão unterworfen war, oder wie die Portugeſen ſagen, Governadór Subalterno.

Ebendaſ. Weit bequemer zum Hauptſitz der Handlung ſo wohl als der Regierung ſcheint ihm die Sonneninſel zu ſeyn. Eben dieſes habe ich zu Parà im Diſcours vernommen. Es iſt auch aus der Sonneninſel, oder ſogenannten Bahía do Sol eine weit ſchönere Ausſicht. Ich kannte einen portugeſiſchen Geiſtlichen, von welchem andere wegen ſeiner allzugroßen Sorgfalt für ſeine Geſundheit ſagten, daß, wenn er in dieſer Bahía ankäme, und vernähme, es wären einige zu Parà von einer Krankheit behaftet, er ſchon allda anfange, Arzney zu nehmen, damit er auch nicht von ſolchem Nebel möchte angeſteckt werden. Herr Andres Schwebel, *) königlich portugeſiſcher Hauptmann, von Nürnberg gebürtig,

*) Er war der Bruder meines unvergeßlichen Lehrers, des großen Griechen, Herrn Nikolaus Schwebels, der als Profeſſor und Rector am Carolo-Alexandrino zu Onolzbach 1773 ſtarb. Herr Andreas Schwebel gieng als K. K. Ingenieurhauptmann in portugeſiſche Dienſte nach Braſilien, und kam 1758 wieder nach Liſſabon zurück, allwo er 1759 oder 60 ſtarb, und daſelbſt eine Wittwe hinterließ. Er ſtudierte die Mathematik in Altdorf unter Kelſch und Adelbulner. M.

tig, hat einen überaus ſchönen Riß von der Stadt Parà, ſamt allen Kirchen und Behauſungen gemacht, mit einer ſo geſchickten Hand, daß es ſchien, als ob ſolcher Entwurf in Kupfer geſtochen wäre. Er hat mir ihn ſelbſt gezeiget, und iſt derſelbe nachgehends nach Liſſabon an den König geſchickt worden.

S. 497. **Einen Ueberfluß an Lebensmitteln, Seefiſchen, Krabben, (der ordentlichen Speiſe der Indianer und Armen) und Wildprät.** An Rindfleiſch hat Parà keinen Mangel, wegen der großen Viehzucht in der benachbarten großen Inſel Marajó; allein die Seefiſche ſind allda ſehr rar. In den Dörfern und Landgütern iſt durchgehends der Gebrauch, Abends Fiſche zu ſpeiſen; die Schildkröten wurden von andern mehr entfernten Oertern dahin gebracht, und eine für einen Cruzado oder Gulden verkaufet. Mit einer Schildkröte, wenn ſie von den größern iſt, kann man ein ganzes Tractament von unterſchiedlichen Speiſen anſtellen. Das Fleiſch wird geſotten, geröſtet, und gebraten. Die, ſo an dem Fluſſe Xingú gefangen werden, und ein zartes Fleiſch haben, pflegen ſamt der untern Schale gebraten zu werden, in welcher man ſo viel von der Schildkröte läſſet, als man will gebraten haben; nachgehends theilen ſie das Gebratene in der Mitte; das eine hacken ſie ganz klein gleich einem Lungenmuße, das andere bleibet ganz, und iſt, weil es in dem Fette gebraten wird, mit

Zuthun des Citronenſafts, ein delicates Gericht. Einer von den beſten Fiſchen zu Parà nennet ſich tainha. Er iſt nicht gar groß. Von dieſer Gattung bekam das Jeſuitercollegium jährlich ein paar hundert, der alten Stiftung zu folge, für einen Magiſter der unterſten Schulen. Von Parà gegen Maranhão zu bis auf Cäeté, iſt in den meiſten Orten eine Menge Krabben oder Krebſe. Sie ſind eine bekannte Speiſe bey den Indianern, ſo wohl als Europäern; aber von Parà gegen die ſüße Flüſſe Tocantins, Xingú &c. hinauf, weis man nichts von dergleichen Krebſen. In der Landesſprache iſt das allgemeine Wort eines Krebſes, uçá, woher vielleicht das in dieſer Krabbengegend liegende Ort curuçá ſeinen Namen hat. Diejenige, ſo im Grunde und zwiſchen den Steinen gefangen werden, nennen die Braſilianer ciri, die andern, welche die Bäume hinaufklettern, heißen carará. Wildpret ſind Hirſche und wilde Schweine. In Cäeté brachte mir der Jäger von der Miſſion alle Sonnabende ein wildes Schwein, womit ich und die jungen Amerikaner, ſo das Haus und die Kirche beſorgten, genug hatten; ja es blieb noch übrig, den Portugeſen in dem nächſtgelegenen Flecken mitzutheilen. Der gemeine Name von einem Schweine iſt tajaçú. Von den wilden Schweinen giebt es eine Art, welche kleiner als die andere, und ſelbe pfleget den Feldern, wo Mandioca gepflanzet iſt, oft großen Schaden zu thun: dieſe Art wird Taytetu genennet.

Man

Man erzählet von einem gewiſſen Portugeſen, daß er, nachdem er von dieſem Amerika wieder nach Europa gereiſet, und zu Liſſabon gefragt wurde, was er denn in dieſen neuen Landſchaften zu eſſen bekommen, antwortete, man müßte allhier, um den Hunger zu ſtillen, allerhand Thiere hineinworgen, und als die, ſo da gefragt, wiſſen wollten, wie dergleichen Thiere hießen, ſo ſagte jener: tajaçú, çuaçú, çapucaja &c. das iſt, Schweine, Hirſchen, Hühner ꝛc. Diejenigen aber, welche dieſe Frage geſtellet, als ſie dieſe fremde Namen vernommen, vermeinten, es wären ſolche häßliche Thiere, die in unſern Ländern zu keiner Nahrung dienen.

S. 498. Cabo de Maracana. In dieſem Dorfe Maracaná, ſo eine Miſſion der Jeſuiten geweſen, habe ich mich einige Stunden aufgehalten. Die Kirche allda, und jene zu Caëté ſcheinen einerley Baumeiſter gehabt zu haben. Die Indianer an dieſem Orte ſind gute Seeleute, und führen die von Pará nach Maranhão abgehende Schiffe, daß ſie nicht außer den ſichern Weg kommen, und an einer Sandbank anſtoßen. In dieſer Gegend iſt das Zu- und Ablaufen des Meers, das ich auf meiner caaetenſiſchen Reiſe das erſtemal recht geſehen: um die Mittagszeit fieng das Ablaufen an, und dauerte bey 3 oder 4 Stunden, daß man ſehr weit von allen Seiten des Schiffs kein Waſſer mehr wahrgenommen. Die Indianer, ſo mich geführet, ſprangen aus dem Schiffe

und machten auf dem naſſen Grunde das Mittagseſſen zurechte. Es iſt angenehm zu ſehen, wie nach Verlauf einiger Stunden das Waſſer nach und nach mit einem Geräuſche wieder anläuft. Nahe bey Maracaná ſind die königliche Salzgruben. Es iſt ſelbes nicht weiß, ſondern röthlicht; dennoch thut es gute Dienſte, beſonders wenn wenig Schiffe mit Salz beladen von Liſſabon kommen, und alſo das weiſſe ſehr theuer verkaufet wird. Nicht weit von Cäáeté ſind ebenfalls Salinen, ſo den König zugehören, und muß der Verwalter von 6 Maltern eines demſelben zurücklaſſen. Unterſchiedliche Indianer von Cäáeté hatten auch ihre beſondere Salzgruben. Der Vorſteher von der Miſſion bekam auch ſo viel Salz als ihm zu ſeiner Haushaltung nothwendig war. Wenn um Chriſttag ein Regen einfällt, ſo iſt, nachdem der Regen kurz oder anhaltend, gar kein oder wenig Salz zu hoffen.

S. 499. **Die Inſel Maranhão, die mit einer Menge kleiner Inſeln und Klippen angefüllet iſt ꝛc.** Eine von dieſen Klippen hat den Namen itá çurumi, ein Steinknabe; weil die Geſtalt dieſes Felſen einen auf der Steinklippe ſitzenden Jungen vorſtellet. Ehe man etwas näher nach Maranhão kommet, ſind einige gefährliche Oerter. Ich erinnere mich, daß unſer von Liſſabon 1753 ankommendes Schiff in dieſer Gegend einmal ein ſolches Geräuſch von ſich gegeben, als wenn es neben einem ſteinichten Boden fahre.

Wahr-

Wahrſcheinlich aber iſt San Luis jetzt in einem ſchlechten Zuſtande. Noch bis 1757 als ich aus dieſem Amerika abgereiſet, hat Pará den Vorzug gehabt; allein die letztern Jahre hat Maranhão an dem Handel, und folglich an Reichthum ſehr ſtark zugenommen, wie dieſes klar aus einem Schreiben P. Benedicts de Fonſeca, ehemaligen Generalprocurators von der ganzen Viceprovinz der Jeſuiten in Maranhão und Pará erhellet, welches zu Annadia bey Coimbra den 11 Auguſt 1779 datirt iſt. Die eigene Worte deſſelben ſind folgende: A Capitania do Maranhão, que era pobre, eſtà hoje tão rica, que rodão nella 20 Sejes, alguns pacabotes, e mais de 50 cadeirinhas: carrega para Lisboa 20 navios de frutos, quando antes ſò carregava hum: commercía para o Pará, Pernambuco, Bahia &c. No ſeu porto eſtão ſempre 7 e 8 navios à carga &c. Parece iſto incrivel, e eu o não podia crer, ſe não o viſſe. O Pará mais algum augmento tem; mas pouco. *) Der

*) Das iſt: Die Capitanía von Marañon, welche arm war, iſt jetzt ſo reich, daß man 20 zweyräderige Chaiſen, einige Paquetboote, und mehr als 50 Trageſeſſel oder Sänften allda ſieht. Vormals wurde nur ein Fruchtſchiff nach Liſſabon geladen, jetzt 20 Handel iſt daſelbſt mit Pará, Pernambuc, Bahia ꝛc. In dem Hafen ſind immer ſieben bis acht Frachtſchiffe. Es ſcheint dieſes unglaublich, wenn man es nicht mit Augen ſähe. Pará wird zwar etwas beſſer; allein es bedeutet nicht viel. M.

Dom zu Maranhão iſt eine alte Kirche, welche unter der Regierung Don Pedro des 2ten, Königs von Portugal, erbauet worden. Das Jeſuitercollegium war allda zahlreich; denn nebſt den Novizen befanden ſich in dieſem Hauſe die ſogenannte Scholaſtici, welche die untern Schulen wiederholten, und Philoſophie und Theologie ſtudierten. Es hatten die Jeſuiten vor der Stadt ein anderes Haus, wo die geiſtliche Exercitia dem geiſt- und weltlichen Stande gegeben wurden. Die Capuciner haben zu Maranhão ein Convent, wie auch Carmeliter. Die Wohnung des Gouverneurs iſt ein ziemlich groſſes, aber ſchon ein altes Gebäude. Die übrige Häuſer in der Stadt, viele nur ein Stockwerk hoch, wollten zu meiner Zeit nicht viel ſagen. Das ſchönſte Haus, welches mit dem Belvedere 4 Stockwerk hatte, gehörte einem Irländer mit Namen Belforte, einem ſehr reichen Kaufmanne. Dieſer kam als ein Bootsknecht kaum mit 2 Gulden auf dieſer Inſel mit einem engländiſchen Schiffe an, welches durch einen Sturm hieher getrieben wurde. Als nun dieſes ausländiſche Schiff Erlaubnis erhielt, ſich mit friſchen Lebensmitteln zu verſehen, logierte Belforte bey einem reichen Portugeſen, welchem er ſehr wohl gefiel. Belforte entſchloß ſich, allda zu verbleiben, und nach einigen Jahren, zur Belohnung ſeiner treugeleiſteten Dienſte, bekam er die Tochter des Hauſes. Im Jahr 1777 hielt er ſich in Liſſabon auf, und als er von einer ſchweren

Krank-

Krankheit überfallen wurde, ſo beſichtigten ihn einige Jeſuiten, welche damals ſchon frey geweſen. Denn er war ein großer Freund der Väter der Geſellſchaft Jeſu. Ferner iſt zu Maranhão ein Kloſter der Urſulinerinnen zur Erziehung junger Mädchen, welches von dem apoſtoliſchen Miſſionar P. Gabriel Malagrida fundirt wurde. Er ſtiftete auch allda ein Seminarium für die ſtudierende Jugend, wie auch zu Pará, welche beyde Häuſer unter der Direction der Jeſuiten geweſen. Vor ohngefähr 20 Jahren wurde Maranhão von einem in dieſer Gegend gelegenen Marktflekken Tapuytapéra ernähret. Dieſes Wort heißt ſo viel, als ein geweſenes Dorf der Tapuyer, von Tapúya, ein wilder im Walde erzogener Braſilianer. Tába, ein Dorf, und éra, durch Abkürzung, von göéra, geweſen. Eben dieſer Ort führet auch den Namen São João.

S. 500. Die daher kommenden Waaren ſind Färbeholz, Safran ꝛc. Der gröſte Handel, der zu meiner Zeit in Maranhão iſt getrieben worden, und ohne Zweifel annoch getrieben wird, beſtehet in Ochſen, und Kühhäuten, nebſt der Baumwolle. Durch dieſe Ledergerberey iſt auch erſterwähnter Irländer Belforte zu ſolchem Reichthume gelanget. Er hatte eine große Menge Sklaven; als ihm einer entlaufen, ſuchte er ihn in dem Schiffe, welches 1753 die PP. Malagrida, Schwarz, und auch von Maranhão nach Pará geführet. Er war zugleich Landes-

hauptmann. Seine Wohnzimmer waren mit koſtbaren Tapezereyen, damaſtenen Vorhängen, Stühlen und Seſſeln mit Sammet überzogen, vielem Silber ꝛc. ausgezieret.

Ebendaſ. **Vortreflicher Taback und Pfeffer.** Taback wird von den Braſilianern wenig oder gar nicht geſchnupft, aber ſtark gerauchet; noch ſtärker aber von den Portugeſen, die faſt den ganzen Tag ihre ſehr lange Tabackspfeife in dem Munde herumtragen, deren einige ſchön gemalt und mit Silber beſchlagen ſind. Der amerikaniſche Taback iſt ein reichliches Einkommen für die königliche Kammer. Don Pedro der II. König von Portugal, pflegte zu ſagen, er habe ein Kräutlein in Braſilien, das ihm jährlich ſo viel 1000 Rees eintrage; und dennoch kam alsdann die ganze Summa kaum bis auf 20 oder 30000 Cruzaden. Heutiges Tags aber kann es ſich leicht bis auf anderthalb Millionen belaufen. Es wird der braſilianiſche Taback in Liſſabon ſehr theuer verkaufet. Denn das Pfund koſtet 3 Gulden. Alle, ſo da ſchnupfen wollen, ſind genöthiget, dieſen zu nehmen, wegen des ſogenannten Eſtanqúe, oder Monopolium. Alle 3 Jahre wird der Verkauf des Tabacks verſteigert. Wer dem Könige am meiſten giebt, dem wird er zugeſprochen. Wenn ein Schiff zu Liſſabon ankommt, erſcheinen ſogleich 2 oder 3 von der Tabacksfabrik Beorderte auf demſelben, welche Malſins genennet werden. Sie geben genau acht, daß niemand Taback aus

dem

dem Schiffe trage. Von andern Herren wird auch eine fleißige Nachſuchung, a viſita do tabaco, vorgenommen. Alle im Schiffe befindliche müſſen ſich einfinden: es wird die Bagage unterſuchet: aller Taback, ſo gefunden wird, wenn es auch nicht gar viel iſt, wird in das Waſſer geworfen. Wenn es gnädig hergehet, ſo laſſen noch die Herren Viſitatores den Ankommenden den Taback in ihren Büchſen. Von dem Pfeffer ſind die Portugeſen ſowohl, als auch die Amerikaner, ſehr große Liebhaber. In der Landſprache heißt Pfeffer Kyynha; deſſen ſind unterſchiedliche Gattungen, als der länglichte, der kleine, der zur Arzeney gebraucht wird, und ſolchen nennen die Braſilianer Kyynhaavi; der runde und gelbe Pfeffer hat den Namen Kyynhai. Die Amerikaner tragen jederzeit ihr Gewürz in Blätter eingewickelt mit ſich. Es iſt eine Vermiſchung mit Salz, Pfeffer, und einem andern Kraute, welches von ihnen juxatája genennet wird. Die Portugeſen brauchen auch in einem Wort zuſammengezogen Salz und Pfeffer, da ſie ſagen: Salpimenta; und eine Speiſe mit Salz und Pfeffer beſtreuen, heißt ſalpimentar. Der aſiatiſche Pfeffer wird in Portugal haufenweiſe, ungeſtoſſen in die Speiſen geworfen.

S. 501. Ingenios heißen Zuckermühlen. Die erſte Zuckermühle, ſo die Portugeſen Engenho do açucar nennen, bekam ich in Maracú zu ſehen 1753, welche von 2 Ochſen her-

umgetrieben wird. Auf einem ſitzet ein junger Afrikaner mit einer Peitſche, daß dieſe harte Arbeit deſto beſſer von ſtatten gehe. Es iſt bey Tag und Nacht ein Geſchrey der Schwarzen und des ziehenden Viehes, wie auch ein unangenehmes Knarren dieſer Kelterpreſſe. Es iſt ein ſolches Landgut, ſo von der Zuckermühle, gemeiniglich nur Engenho genennet wird, einem Dorfe zu vergleichen. Es arbeiten viele von den Schwarzen auf den cannaveaes oder Zuckerfeldern. Es war allezeit an ſolchen Orten ein Pater, ſo das Geiſtliche beſorgte, und ein Layenbruder, welcher die Haushaltung führte. 1757 bey unſerer Abreiſe aus Amerika, waren ſolche Zuckerrohre die tägliche Nahrung 20 und mehrerer Ochſen, ſo auf dem Schiffe geweſen: mit dieſen waren die Geländer auf beyden Seiten des Schiffs völlig angefüllet: ſie dienten aber nur, daß ſie nicht vor Hunger verſchmachteten.

S. 507. Einige Gegenden ſind wegen der Verheerungen der Ameiſen nicht anzubauen. Eben dieſe Plage iſt in der paraenſiſchen Hauptmannſchaft. Nebſt der erſtaunlichen Menge der Ameiſen, giebt es auch unterſchiedliche Gattungen derſelben. Einige ſind groß und roth, und nagen die Pflanzen ab: dieſe heißen yçaúba: andere ſind dieſen gleich; haben aber einen kleinern Kopf: die werden Aryry genennet; andere, ſo ebenfalls dem Erdgewächſe ſehr ſchädlich, ſind die Tanárga, Juvá, Ikijú. Die ſchwar-

gen und übelriechenden, deren Gröſſe mittelmäſſig, haben den Namen Taracoá. Die groſſen Ameiſen von gemeldeter Farbe, wenn ſie beiſſen, verurſachen einen groſſen Schmerzen, ja ſogar, nach einiger Ausſage, das Fieber, tocankyra genannt. Eine andere Gattung dieſer ſchwarzen Ameiſen iſt noch gröſſer, als die vorhergehende; ſie heiſſt Tapiaí. Noch eine Art, ſo kleiner als alle die übrige, heiſſt Taçúba; wenn ſie beiſſet hinterläſſet ſie ſehr groſſen Schmerzen ſamt einer Entzündung; die cupii verderben das Holz und Kleiderzeug. Eine fürchterliche Gattung der Ameiſen iſt jene, ſo mit zwo Scheeren bewafnet, und im Stande ſind, in einer Nacht einen ganzen Baum von allen Blättern zu entblöſſen, gleichwie ich in dem Dorfe Piraguirí, am Fluſſe Xingú ſelbſten geſehen an einem Baum, ſo bey dem Miſſionshauſe ſtund, ihr Name iſt Taóca. Eben allda hatte der Miſſionarius ſchon 2 Jahre einen Feigenbaum gepflanzet; allein wegen dieſes alles abfreſſenden Ungeziefers konnte er nicht aufkommen. In Abacaxis am Fluſſe Madeira, war es nöthig, um einiges Gemüße von den Ameiſen zu erhalten, ein groſſes, auf Stützen erhöhetes und langes Schiff zu bauen, es mit Erdreich zu füllen, und die Pflanzen darein zu ſetzen.

S. 510. Una oder Juna. Una heiſſt in der braſilianiſchen Sprache ſchwarz; daher die Amerikaner die Afrikaner Tapujúna, das iſt, ſchwarze Tapuyer nennen. Auch die Jeſuiten nann-

ten ſie Päi-úna, ſchwarze Patres. Die Carmeliter bekamen von ihnen den Namen Paí-Carmo; die Mercenarii Päi-Mercé; die Capuciner Päi-tucúra, auf portugeſiſch gafanhoto oder Heuſchrecke, wegen der Aehnlichkeit mit dem kahlen Kopfe und ſpitzigen Kappe. Am Fluſſe Xingú war eine Nation Jurúna genannt, das iſt, Schwarzmaul, von jurú, Maul, und úna, ſchwarz. Denn alle von dieſem Geſchlechte hatten ſchon von den erſten Jahren her dieſe Farbe um den Mund herum ſo ſtark mit ſchneiden eingeſetzt, daß ſelbe keineswegs mehr konnte abgewaſchen werden. An eben dieſem Fluſſe in der geweſenen Miſſion Piraguiri, war ein gewiſſes Volk, mit Namen Coriberé, welches an Weiſſe viele Europäer übertraf. Es war ſehr zu verwundern, da ſonſt die eigentliche Farbe ſolcher Amerikaner röthlich, und etwas verbrennt iſt, theils wegen der ſtarken Sonnenhitze, theils wegen ihres öftern Waſchens. Alle Indianer gehen zum wenigſten des Tags dreymal in den Fluß, um ſich abzukühlen, erſtlich Morgens vor Sonnenaufgang, ſo bald ſie aufſtehen, wiederum nach dem Mittageſſen, und endlich Abends wenn ſie Schlafen gehen. Die Sonne, wie bekannt, gehet das ganze Jahr um 6 Uhr auf, und um 6 Uhr nieder. Es ſind, einige Minuten ausgenommen, Tag und Nacht allezeit gleich.

§. 521. **Weil die Regierung jedem groſſe Reviere unentgeltlich anweiſen läßt.** An

Ge-

Gegenden, in dieſem Lande ſich anzubauen, fehlet es nicht: Es haben ſo wohl die Europäer als Amerikaner ſehr weitſchichtige Felder, beſonders für ihr Mandióca. Wenn ein Feld gewiſſe Jahre lang dieſes amerikaniſche Brod gebracht hat, ſo laſſen ſie es einige Jahre lang ausruhen, und bauen ein neues Erdreich an.

§. 523. Ihre (der Kirchen) innere Verzierungen, woran das Gold recht verſchwendet iſt, ſind zu gehäuft, und um ſo viel weniger für das Auge des Kenners gemacht, weil ſie das Sonnenlicht nur durch ein Fenſter bekommen. Nebſt dem Getäfel, wie ſchon oben gemeldet worden, abſonderlich in dem Chore, ſind durchgehends alle Altäre völlig mit Gold überzogen. Eben dieſer Gebrauch iſt in den meiſten Kirchen in Portugal. In Amerika wenigſtens bis zu meiner Zeit, iſt das Glas ſehr rar geweſen. In dem obern Chore ſiehet man zuweilen ein und anderes kleines Fenſter von Spiegelſcheiben, durch welches doch oft kein Licht in die Kirche fällt. Bey dem Eingange der Kirche iſt gemeiniglich ein gröſſeres Fenſter, welches aber nicht hinreicht, die ganze Kirche zu beleuchten. Die Nebenaltäre ſind in den durch die Kirche gegeneinander über geſetzten Kapellen, welches eine große Verdunklung verurſachet. Wenn um die Kirche herum einige Fenſter anzutreffen, ſo ſind ſie nur aus Gittern gemacht, um die bey nächtlicher Weile haufenweiſe herumfliegende, überausgroße Fledermäuße

mäuſe abzuhalten, welche mehrmalen den Kirchenauszierungen ſehr ſchaden.

S. 540. Unterdeß war den 25 Februar der König Johann von Portugal geſtorben. Wiewohl er mehrere Namen gehabt, ſo war doch der erſte, wie er gemeiniglich genannt wurde, Joſeph.

Ebendaſ. Die neue Königinn von Portugal erhielt im Friedensſchluſſe, gegen Bewilligung wichtiger Vortheile, die St. Catharinеninſel wieder. Der oben S. 515 gemeldete Brief des P. Benedict de Fonſeca giebt davon auch eine kleine Nachricht mit folgenden Worten: Tem havido grandes guerras na Colónia, que tandem acabárão por hum Tratado de Paz, no qual cedemos à Caſtelha a Colonia, e toda a coſta desde eſta Colonia atè quaſi ao Rio grande do S. Pedro. Pello mesmo Tratado ſe divide o interior dos dominios Portuguezes, e Caſtelhanos pouco mais, ou menos ſegundo o Tratado de 1750 feito ainda pello Senhor D. Joáo o V°. Andáo commiſſarios, fazendo os divizoens; mas náo com os eſtrondos, e gaſtos, com que as querião fazer os Carvalhos. Fazem ſe pellos governadores, e Miniſtros das Provincias reſpectivas de ambas as Coroas. *)

Ich

*) Das iſt: „In der Colonie war viel Krieg, welcher endlich einen Friedenstractat (1777) verurſachte;

in

Ich hörte ehedeſſen einen von Liſſabon zu Pará angekommenen portugeſiſchen Hauptmann gegen die unnöthige Koſten reden, ſo Mendonça Furtado der königlichen Kammer machte. Zu was Ende, ſagte

in welchem wir die Colonie nebſt der Küſte bis faſt an den Rio Grande do San Pedro, an Spanien abtretten. Eben dieſem Tractat zufolge wird das Innere der portugeſiſchen und ſpaniſchen Provinzen, nach dem unter K. Johann V, im Jahr 1750 geſchloſſenen Tractate, mit einigen Abänderungen, getheilet. Die Commiſſarien meſſen die Abtheilungen, aber nicht mit dem Lärmen und Koſten, wie bey den Carvalhos. Alles wird durch die Statthalter und Miniſter beyder Kronen berichtiget.„ Dieſer Präliminarfriedens- und Gränztractat von St. Ildefonſo, vom 1 October 1777 wurde im Originale zu Liſſabon am 1 December publiciret. Er findet ſich auch in der Storia dell' Anno 1777. Venezia, a Speſe di Franceſco Pitteri, p. 207 — 224. Deutſch hat ihn Herr Profeſſor Sprengel den Briefen über Portugal (Leipz. 1782. 8.) S. 75 — 93 beyfügen laſſen. Durch den Tractat von Pardo vom 24ſten März, 1778 (Anno hiſtorico 1778, p. 183 — 195) wurde ſowohl der Tractat von 1750 als 1777 beſtättiget. Herr Lopez, königlich ſpaniſcher Geograph, gab 1777 eine Karte heraus de la Entrada del Rio grande de San Pedro ſituado en la Coſta, N. E. del Rio de la Plata. En Madrid, 1777. Vorher kam ſchon zu Stande: Mapa de los Confines del Brezil, con la tierras de la Corona de Eſpaña en la America Meridional. 1743. Dieſe Karte wurde von den beyden Bevollmächtigten, Don Thomas de Silva Telles, und Don Joſe de Carvahal y Lancaſter, welche den Gränztractat 1750 ſchlieſſen ſollten, für richtig erkläret, ſo wohl, als die beyden Copien, wovon die eine auf portugeſiſch in den Archiven von Madrid, und die andere in ſpaniſcher Sprache in den Archiven von Liſſabon bleiben ſollte. M.

ſagte er, ſind ſo viele Fregatten, ſo viele Jagden, ſo viele Galeeren? An dieſen wurden mehrere Jahre gearbeitet: ſie waren alle mit ſehr ſchönen Farben angeſtrichen, mit vielem Golde ausgezieret, und jene Zimmer, für den Gouverneur und andere ſtandesmäßige Perſonen, ſind prächtig ausſtaffiret: und mit dieſem koſtſpielichen Pracht fähret Mendonça in die Wildniß; denn es ſind, die Stadt Pará ausgenommen, die übrige bewohnten Pläße faſt nicht zu rechnen, gegen ſo viele noch öde und wüſte gewordene Landſchaften. Es hat Mendonça ſehr geſchmerzt, daß, nachdem er ſich bey 2 oder 3 Jahren zu Mariva am Negroſluſſe aufgehalten, die Spanier nicht erſcheinen wollten, die da beſtimmt waren, den Landmeſſungen beyzuwohnen, und die portugeſiſche Herrlichkeit zu bewundern. Als er unverrichteter Sache von Mariva zu Pará wiederum ankam, gab es Gelegenheit, von dieſer Materie in ſeiner Statthalterey zu ſprechen. Er ſagte zu mir voll Ungeduld: Os diabos (os Caſtelhanos) ainda não querem apparecer. Dieſe ſpaniſche Teufel wollen nicht kommen.

S. 545. Von der Stadt Camutá, welche nahe am Einfluſſe des Tocantins. Camutá iſt eine portugeſiſche Bevölkerung in dieſer Gegend; allein nur ein Marktflecken, von den Portugeſen Villa genannt. Es war allda eine Stiftung für ein Seminarium, welches den Jeſuiten ſollte übertragen werden; allein durch Vertreibung derſelben iſt es nicht zu Stande gekommen. Eben

ſo hatte ſich in der Miſſion Piraguirl, deſſen leßter Vorſteher P. Lorenz Kaulen war, ſich ſchon eine Nation gemeldet, welche ihre Wildniſſe verlaſſen, und zu einem chriſtlichen Leben ſich bequemen wollte; aber ſie ſind in ihren Wäldern geblieben, weil die Patres ihre verwaltete Dörfer hergeben mußten, die zwar mit dem Namen eines Marktflecken beehret worden; aber doch kein Wachsthum erhielten; da ſie ſehr viele von den Indianern verlohren, welche ſich in ihre Wälder wieder verkrochen.

S. 545. Raynal erzählt, daß die Jeſuiten, als ſie die Miſſion geſtiftet, oft auf Bäumen, eben wegen der Ueberſchwemmungen, hätten wohnen müſſen ꝛc. Es iſt noch heutiges Tags der Gebrauch bey den Amerikanern, daß ſie zum wenigſten nächtlicher Weile ſich zwiſchen 2 Bäumen aufhalten, um auf der Reiſe von den wilden Thieren, beſonders den Tiegern ſicher zu ſeyn; zu welchem Ende ſie neben ihrem Neß, ſo ſie allezeit bey ſich tragen und in der Höhe ausſpannen, ein groſſes Feuer anmachen, welches, wie man ſagt, die Tieger fürchten, und ſich nicht getrauen, herbeyzunahen. Das Dorf Abacaxis am Fluſſe Madeira hatte ſchon das 2te Ort, wohin es einige Jahre vorher, als ich allda ankam, von dem P. Rochus Hundertpfund verleget wurde, und zwar auf eine ziemlich groſſe Anhöhe, um von dem ſumpfichten Gewäſſer befreyet zu ſeyn. Dennoch ſtund nach einiger Zeit

faſt

faſt die ganze Gegend im Waſſer. Es war alſo das Sprüchwort wahr, daß man die Verſtorbene nicht in die Erde, ſondern in das Waſſer begrabe. Denn wenn man 3 bis 4 Schuhe gegraben, traf man ſchon das häufige Gewäſſer an. Aus dieſer Urſache wollte zu meiner Zeit P. Anton Meiſterburg dieſe Miſſion an ein bequemeres Ort verſetzen; allein der alsdann in Mariva reſidirende Statthalter Mendonça Furtado, verhinderte die Veränderung.

S. 546. Vom Steinreiche hat man nur ſehr unvollſtändige Kenntniſſe. An dem Fluſſe Topajós iſt eine Gegend, wo eine Erde gegraben wird, welche, wo nicht Silber, doch vieles Zinn ſcheinet bey ſich zu haben.

S. 547. Von den übrigen Bäumen des Landes merke ich noch folgende: 1 den Genipabaum ꝛc. Jenipába iſt eine ſehr bekannte Frucht, womit die Amerikaner, ſo in den Miſſionen wohnen, ſich mehrmalen beſtreichen, beſonders Kinder und junge Leute. Einige malen mit dieſem Safte auf ihre Hemden und Beinkleider, die gemeiniglich aus baumwollenem Tuche beſtehen, unterſchiedliche Figuren von Vögeln und andern Thieren, wie auch Sonne, Mond und Sterne. Etwelche färben damit völlig ihre Hemden, ſo daß ſie allezeit ſchwarz bleiben.

Embeyba iſt ein Baum mit breiten Blättern. Aus deſſen Rinde wird ein Saft ausgedrückt, welcher ſehr dienlich iſt, Pflaſter daraus

zu machen, um Beinbrüche oder ſonſt andere Schäden des Leibes, zu heilen.

Itaîba iſt ein Baum von gelber Farbe.

Cääoby, die Blätter von dieſem Baume dienen, eine himmelblaue Farbe daraus zu verfertigen.

Caraná, dieſer Baum hat große und ſternichte Blätter, und pflegt zum Zierrathe in die Kirchen geſtellet zu werden.

Comarú, dieſer Baum hat ſehr hartes Holz. Der Saame von ſolchem Baume hat eine Arzneykraft, die Hauptſchmerzen zu ſtillen, oder zum wenigſten zu lindern. Der Saame wird zerſtoßen, mit Frauenmilch vermiſcht, und alſo in die Oßren geſchüttet.

Zu dieſem Baumgewächſe kann auch wohl der Timbó gezählt werden, deſſen Holz ſo dick, als wie ein Arm oder Fuß. Es hat eine beſondere Kraft; denn wenn es in einen Fluß gehalten wird, ſo laufen haufenweiſe die Fiſche herbey, welche von dem aus dieſem Holze ausgehenden Geruche ganz dumm, und eingeſchläfert werden, ſo daß man ſie mit der Hand ganz leicht aus dem Waſſer ziehen kann. Als ich 1757 von Cääeté nach Pará fuhr, traf ich mehrere Indianer auf dieſer Reiſe an, welche mit Beyhülfe benannten Holzes eine überaus große Menge Fiſche fiengen. Es iſt aber der Gebrauch dieſes Holzes von der Landesregierung ſcharf verbotten, weil auf ſolche

Weiſe in kurzer Zeit der Fiſchlaich könnte ausgehen.

Es giebt noch eine andere Gattung des Timbó; ſie wird timbó titica genennet; und dienet den Amerikanern anſtatt des Bindfadens: denn es iſt ſehr zart, und biegſam; auch dienet es zu den ſogenannten panacaricas oder Schiffdecken, welche die Indianer ſehr wohl und ſtark daraus flechten, und mit großen Blättern dicht anfüllen, um darinn ihre Farinha de páo und ſonſt andere Waaren, trocken zu erhalten. Auf ſolche Art geflochtene Decken ſind beſonders gebräuchlich auf den Fahrzeugen, mit welchen man in die certão oder wilde Gegend fährt, wo der cacáo, cravo, und übrige Landesſpezereyen geſammelt werden. Dergleichen Schiffe ſind ſehr groß, und haben gemeiniglich 25 Ruder. Der das Hauptruder führt, iſt in braſilianiſcher Sprache der Jacymayba. Die 2 erſten und geſchickteſten am Vordertheile des Schiffes, bey den Portugeſen proeiros, heißen bey den hieſigen Indianern ygatîyba; welches Wort aus 3 Wörtern zuſammengezogen iſt, von ygára ein Schiff, von tî eine Naſe, und von dem gemeinen yba. Es iſt zu verwundern, wie lange Zeit, ohne aufzuhören, dieſe Amerikaner rudern können. Kaum ruhen ſie des Nachts 2 Stunden, und zuweilen gar nicht; es ſind die Ruder kaum 6 Spannen lang. Es iſt ein beſtändiges anhaltendes Schiffergeſchrey. Die zween vordern fangen an, und

alle

alle übrige antworten, und geben zugleich mit ihrem Ruder einen Stoß.

S. 549. **Puchiri, deren Früchte beynahe von der Größe einer Olive ſind.** Puxiri von den Portugeſen geſchrieben, (denn die Braſilianer ſprechen es aus puſchiri) ſind von unterſchiedlicher Größe. Einige kommen den Oliven bey, andere ſind noch größer, etwelche (welche aber rar) ſind ſchier einen halben Finger lang. Es finden ſich in der Schaale allezeit zwey beyſammen, gleichwie bey den Caffebohnen. Puxiri gehöret zur Arzney, und hat, wie bekannt, einen aromatiſchen Geſchmack. Es iſt ein treffliches Mittel gegen die rothe Ruhr. **P. Anton Meiſterburg** meldet in einem Schreiben an mich vom J. 1779 von dieſer amerikaniſchen Gewürzbohne: Fabæ *puxiri* effectus præcipuus eſt, dyſenteriæ morbo mederi; quem quidem ſæpiùs ab Indis hoc remedio depuli. Bene comminutis ſex, vel octo fabis vinum crematum infudi in lagena: Ex hac infuſione vitrum ordinarium à medio plenam, bibendum laborantibus dedi. Cæterùm non memini amplius particularium effectuum. In cibis ſervire poteſt pro aliis condimentis. Es iſt auch geſund, frühe an dieſen Bohnen ein wenig zu nagen. Ferner habe ich geſehen, daß einige mit pulveriſirten puxiri ihren Tabak vermiſchet haben, und es giebt

ihm einen beſondern Geſchmack und Geruch, welcher allezeit ſehr ſtark iſt.

Piraricú iſt ein gewiſſes Kraut gegen das Fieber.

Tajá iſt ebenfalls ein Kraut, und heilſam für Wunden, ſo von vergiften Thieren ſind verurſachet worden.

Goandú iſt ein keines Bäumchen. Es träget eine Art runder Bohnen.

Die Amerikaner eſſen durchgehends keine Kräuter, keinen Salat ꝛc. Sie ſagen, dieſes wäre für das Vieh, und nennen es caápî, oder Gras. Jambú iſt ein Kraut, ſo zur Geſundheit dienlich, und wird gegeſſen. Unter den Kräutern iſt nur eine Art, welche wie ein Salat angemacht wird, deſſen Namen mir nicht beyfällt.

Mururé iſt eine Milch, ſo aus einem Holze flieſet, welches für giftig gehalten wird, und dennoch iſt ſie medicinal.

S. 549. Baumwolle, die hier ſo gut als in Oſtindien ſeyn ſoll. Baumwolle, in der Landesſprache Amandijú, oder, wie man heutiges Tags pflegt zu ſagen, Amanijú, wächſet gleich einer Staude. Die Frucht iſt ein brauner, länglichter Kern, einer Olive ähnlich, welcher ringsherum mit der ſogenannten Baumwolle umgeben iſt. Dieſes iſt auf den Dörfern frühe eine tägliche Muſik, wenn die amerikaniſche Weiber mit 2 Stöckchen die Wolle von dem Kerne abſchlagen. Es wird daraus grobes, feines und

feine

feineres Tuch verfertiget; doch kommt es der oſtindiſchen Baumwolle nicht bey. Ich weis alſo nicht, ob der Fehler an der Güte der Wolle, oder an der Zubereitung, liegt. Dieſes war auf den Miſſionen, nach dem Brode, das nothwendigſte; daher erſparten diejenigen, welche Baumwolle ſelbſt pflanzen ließen, (gleichwie auch ich in Cääeté that) viele Unkoſten. Die Elle vom ſchlechten und groben Tuche wird für einen halben Gulden verkaufet; ja, wie oben S. 509 geſagt, dieſe Baumwolle war baares Geld in den Miſſionen.

Das Kraut, ſo die Portugeſen Anil nennen, woraus die ſchöne blaue Farbe gemacht wird, hat zwar ehedeſſen in Maranhão ſtark angefangen, gepflanzet zu werden; allein da die Unkoſten groß waren, und kein Gewinn herauskam, ſo hat die weitere Fortpflanzung aufgehört. In Abacaxis ſah ich einmal den Anil zubereiten. Aus einem ſehr großen Büſchel wurde ſehr wenig von dieſer Farbe herausgezogen.

S. 549. Ananás **wächſt hier ſo häufig, daß man ſie wohl den Schweinen vorwirft.** Das iſt die Königinn der Eßfrüchte; ſie bringt ihre Kerne oder Buſch ſchon mit ſich. Es ſind hauptſächlich zwo Gattungen: die eine weiß und gelblich, die andere ganz weiß. Dieſe letztere Gattung iſt zuckerſüße, beſonders in Abacaxis; welche in dieſer Gegend wachſen, werden den andern vorgezogen. Ich hatte ſie allda in meinem

nächſt wegzuwerfen. Wenn dieſe Frucht anfänget zeitig zu werden, ſo wird der ganze ſchwere Stengel abgeſchnitten und in dem Hauſe verwahret, allwo eine Frucht um die andere zu ihrer völligen Zeitigung gelanget. So bald ein Baum getragen, ſo wächſet ſchon am Fuß deſſelben ein neues Bäumlein, und der alte verdorret. Es pfleget auch die bacova an der Sonne oder Feuer getrocknet und gebraten zu werden, nachdem ſie in der Mitte durchgeſchnitten wird. Mit Zucker und Zimmet beſtreuet iſt ſie eine ſehr angenehme Speiſe. Auf dem Schiffe von Pará nach Liſſabon im Jahre 1757 haben wir dieſe Zubereitung öfters gehabt. Als ich im Jahr 1753 dieſe Frucht das erſtemal gekoſtet, kam mir der Geſchmack vor, wie von einer überzeitigen Birne.

Die amerikaniſche Pomeranze war die erſte Frucht, die ich zu Maranhão zu ſehen bekam; allein ſie kann nicht malum aureum genennet werden, denn die Schaale iſt völlig grün. Die Portugeſen heißen ſie laranja da terra, und iſt der Geſchmack ſauer; ſie wird auch für geſünder gehalten, als die ſüße Pommeranze, auf portugeſiſch laranja da China. Dieſe Gattung eſſen die Indianer überaus gern, und ſo häufig, daß ſie oft mit der Ruhr behaftet dahin ſterben.

Nebſt den gewöhnlichen Citronen giebt es allda eine Art, ſo ſehr klein, aber voll Saftes iſt. In Cäeté hatte ich bey dem Miſſionshauſe einen ſehr groſſen Baum von dieſer Gattung. Die in

der

Das gemeine Obſt in Amerika, gleichwie bey
ns Aepfel und Birne, iſt die bacóva. Der
aum, an welchem dieſe Frucht wächſet, hat et-
as beſonders. Denn die Blätter ſind ſo groß,
aß man mit zweyen ſich faſt bedecken kann. Der
tamm iſt innwendig hohl, und ſo zart, daß er
it einem Meſſer mit leichter Mühe kann durch-
nitten werden. Die Frucht iſt klumpenweiſe
ſammen, alſo, daß an einem Stengel 40 bis
o bacóva hangen, die ſo ſchwer ſind, daß ſie
um von einem Manne getragen werden können.
s iſt dieſe Frucht das ganze Jahr hindurch zu
ben, und von unterſchiedlicher Größe. Eine
ſo groß und dick, daß zwo von ſolchen wohl
n Hunger ſtillen können. Eine andere iſt et-
as kleiner und dünner; daher ſie bacóvai ge-
nnet wird. Der Buchſtabe i am Ende eines
orts deutet in vielen braſilianiſchen Wörtern
was kleines an. Eine dritte Gattung iſt
ch kleiner, als bacóvai, aber viel dicker, und
ißet bey den Portugeſen San Thomé, weil,
e einige wollen, nach etwelchen Urkunden in
n Geſchichten von Braſilien, dieſer Apoſtel auch
dieſem Lande geweſen. Aus dieſer letztern
attung wird auch ein guter Eßig gemacht. Die
ucht bacóva iſt länglicht rund, zuweilen et-
is eingebogen, gleich einer Gurke oder großen
cumer. In der Mitte läufet eine große ſchwar-
Ader, welche herausgeſchnitten wird; ja ſo-
die Papageyen pflegen dieſes lange innere Ge-

wächs wegzuwerfen. Wenn dieſe Frucht anfänget zeitig zu werden, ſo wird der ganze ſchwere Stengel abgeſchnitten und in dem Hauſe verwahret, allwo eine Frucht um die andere zu ihrer völligen Zeitigung gelanget. So bald ein Baum getragen, ſo wächſet ſchon am Fuß deſſelben ein neues Bäumlein, und der alte verdorret. Es pfleget auch die bacóva an der Sonne oder Feuer getrocknet und gebraten zu werden, nachdem ſie in der Mitte durchgeſchnitten wird. Mit Zucker und Zimmet beſtreuet iſt ſie eine ſehr angenehme Speiſe. Auf dem Schiffe von Pará nach Liſſabon im Jahre 1757 haben wir dieſe Zubereitung öfters gehabt. Als ich im Jahr 1753 dieſe Frucht das erſtemal gekoſtet, kam mir der Geſchmack vor, wie von einer überzeitigen Birne.

Die amerikaniſche Pommeranze war die erſte Frucht, die ich zu Maranhão zu ſehen bekam; allein ſie kann nicht malum aureum genennet werden, denn die Schaale iſt völlig grün. Die Portugeſen heißen ſie laranja da terra, und iſt der Geſchmack ſauer; ſie wird auch für geſünder gehalten, als die ſüße Pommeranze, auf portugeſiſch laranja da China. Dieſe Gattung eſſen die Indianer überaus gern, und ſo häufig, daß ſie oft mit der Ruhr behaftet dahin ſterben.

Nebſt den gewöhnlichen Citronen giebt es allda eine Art, ſo ſehr klein, aber voll Saftes iſt. In Cäeté hatte ich bey dem Miſſionshauſe einen ſehr groſſen Baum von dieſer Gattung. Die in

der

der Nachbarſchaft wohnende Portugeſen kamen mehrmal und begehrten einige von dieſen Citronen: der vierte Theil von dieſer ſo kleinen Frucht iſt ſchon im Stande, einer ganzen Schüſſel die nothwendige Säurung mitzutheilen. Da der Eßig in dieſem Lande ſehr theuer iſt, ſo wird ſehr ſtark der Saft von ſolchen kleinen Citronen zu den Speiſen gebraucht. Zu Aricará am Fluſſe Xingu hatte der Miſſionarius ſeinen Hausgarten völlig mit Citronenbäumen eingeſchloſſen.

Abacáti; dieſe Frucht hat die Geſtalt einer Birne. Sie iſt inn- und auswendig grün, voll von einer ganz weichen Maſſa, ſo man mit einem Löffel heraus iſſet. Einige thun Zucker dazu, andere Salz und Pfeffer. Der Geſchmack iſt ſehr gut.

Bacurí iſt einem großen Apfel nicht ungleich; hat eine ſehr dicke Schale, und einen mehr als einen halben Finger langen, ſehr dicken, faſt runden Kern: ſo wohl die Fläche von außen, als auch das innere von der Schale iſt mit einem dicken und angenehmen Saft umgeben, welchen die Portugeſen lambuge nennen: weil man mehr zu lecken, als recht zu eſſen findet. Der Geſchmack von ſolchem Safte kann mit einem ſüſſen Apfel verglichen werden.

Biribá iſt noch etwas größer, als bacuri. Die äußere Farbe von dieſer Frucht kommt beynahe auf die ananás heraus. Sie iſt innwendig voll von einem ſchleimichten ganz weiſſen

Safte, der auch mit Löffeln gegeſſen wird und überaus kühlet; daher es nicht für geſund gehalten wird, viel von dergleichen Früchten zu eſſen.

Maracajá hat die Größe einer Pomeranze. Die Schale iſt dünn, und goldgelb von außen: das innere iſt eine wäſſerige, dicklichte Subſtanz, von blauer Farbe. Es hat einen nicht unangenehmen Geſchmack.

Pàma iſt eine ſehr kleine Frucht, ſo mir in der geweſenen Miſſion Trocano ein Indianer zu verkoſten brachte. Sie iſt einer Kirſche nicht ungleich; hat aber einen ganz andern Geſchmack.

Pepúnha hat die Figur, wie auch die Größe eines kleinen Apfels. Sie iſt mir etwas mehlicht und trocken vorgekommen, wiewohl ſie dem portugeſiſchen Pater, mit welchem ich in der Miſſion Piraguiri ein halbes Jahr gewohnet, ſehr gut ſchmeckte.

Mangába, oder der amerikaniſche Speyerling, von welcher Frucht ſchon oben Meldung geſchehen, wächſet ſo häufig, daß große Schiffe damit könnten gefüllet werden.

Acaju, einem länglichten kleinern Apfel gleich. Dieſe Frucht iſt oben mit mehrern in die Höhe ſteigenden Knöpfen gleichſam gekrönt. Sie wird nur einmal im Jahre zeitig. Aus dieſer Urſache nennen die Braſilianer das Jahr ebenfalls acajú. Die berühmte Nation Topinambá, welche die ächte braſilianiſche Sprache annoch redet, leget dem Jahre das Wort ceixú bey; welches

ches, wie dieſe Amerikaner ſagen, ein Geſtirn iſt, ſo das Jahr nur einmal pfleget aufzugehen.

Jurumú, eine Art von Kürbis, ſo die Portugeſen abóbora nennen, wird von ihnen ſehr ſtark zum Eſſen gebraucht. Es ſind verſchiedene Gattungen: die große jurumúgoaçú, die kleine jurumú miri, die flache jurumú péba &c.

Die gewöhnlichen Melonen, wie auch die ſogenannten Waſſermelonen, ſo die Portugeſen melancias heißen, werden häufig gepflanzet. An den Häuſern findet man einige Trauben. Die erſte ſah ich in der Zuckermühle zu Moracú, allwo einer ſagte, daß wenn die Reben wohl gehalten werden, ſie des Jahrs drey bis viermal tragen. Ein Weltgeiſtlicher zu Maranhão, welcher mehrere Planken voll Weinreben hatte, probirte es, und preßte einen Wein heraus: ob aber dieſer lange gut geblieben, kann ich nicht ſagen.

S. 549. **Von den vierfüßigen Thieren.** 1 Affen in unzähliger Menge. Die ganz groſſen Affen darf man wegen gewiſſer Urſachen nicht nach Liſſabon bringen. Im Jahr 1757 hatten wir in unſerer Rückreiſe nach Europa unterſchiedliche Affen auf dem Schiffe; inſonderheit war ein ganz kleines Aeffchen, das keine Spanne groß geweſen, und pechſchwarz war, ſehr artig anzuſehen. Ein Portugeſe hatte es immer in ſeinem Buſen. Es iſt aber dieſes ſehr ſchöne Thierchen auf der dritthalb Monat langen Reiſe endlich crepirt.

S. 550.

S. 550. 2 Fledermäuſe ſind eine Plage dieſes Landes. Sie ſind überaus groß: jeder Flügel iſt wohl eine Spanne lang. Wenn die Sonne untergehet, ſo erſcheinen ſchon dergleichen fliegende Geiſter, und rauſchen einem bey den Ohren vorüber. Des Abends wenn man ein Licht in dem Zimmer hat, und ſolches Geſpenſt *) hineinflieget, (auf braſilianiſch andirá) ſo wirft es einen ungemein großen und ſchreckbaren Schatten. Die amerikaniſche Jungen, mit Stangen bewafnet, hatten zuweilen lang zu thun, bis ſie dieſes Spectrum aus dem Zimmer verjaget, um mit Ruhe ſchlafen zu können. Daß dergleichen Fledermäuſe den Schlafenden das Blut aus den Adern ſaugen, iſt nichts neues. Wegen des großen Schaden, welchen ſie dem Viehe verurſachen, werden beſondere Katzen abgerichtet, welche des Nachts von einem Stück Viehe zu dem andern herum ſpringen, und dieſe grauſame Blutigel entweder verjagen, oder ihnen einen tödtlichen Biß verſetzen. Das zahme Vieh auf dem Lande iſt allezeit unter dem freyen Himmel: des Nachts nur in einem Bezirke mit einem Zaun eingeſchloſſen.

S. 550. 3 Das Faulthier, Ai. Ein häßliches Thier; ein Sinnbild, wie man ſagt, der

*) Veſpertilio ſpectrum *Linn.* Der Flatterer. Die Trichternaſe Schreber, Säugethiere, I, p. 159. n. 3. tab. 45. Andira aca Braſilienſibus *Marcgraf.* Braſil. p. 213. Andira guacu *Piſo* Ind. p. 290. *M.*

der faulen Braſilianer, wie auch vieler andern, die ihnen nachfolgen. Bis ſolches Thier einen Baum hinaufklettert, koſtet es viele Mühe. Es ſoll einer Katze etwas ähnlich ſeyn. Es erzählte mir einer, der ein junges ai genommen, was die alte für ein zorniges und zugleich betrübtes Geſicht gemacht, daß ſie dem gefangenen nicht helfen konnte.

6. Das Gürtelthier Daſypus, braſilianiſch Tatú. Das Fleiſch von dieſem Thiere hat einen ſehr guten Geſchmack; allein es iſt ſchwer zu verdauen.

7. Seehunde, von ſolchen erinnere ich mich nicht, einen in dem paraenſiſchen Lande geſehen zu haben.

8. Hunde. So viel ich gemerket, haben faſt alle Hunde allhier ſpitze Mäuler, und ſind treflich auf der Jagd. Da nun alle Amerikaner gute Jäger ſind, ſo iſt eine große Menge von dergleichen Hunden anzutreffen. Auch des Nachts bey ihrem Netze lieget der Hund: ja ich habe geſehen, daß dieſer ſein beſonders Netz habe, deſto gemächlicher ruhen zu können.

Ob der Jagoáruçú auch eine Hundart ſey, weis ich nicht. In der Landesſprache heißt Jagoáruçú ein großer Hund; zuſammengezogen von Jagoára, Hund, und dem abgekürzten Worte turuçú, groß. Groß heißt auch göaçú: hauptſächlich aber wird göaçú gebraucht, um die Größe einer in Würde ſtehenden Perſon anzuzeigen;

aus dem Waſſer in die Höhe geſtreckten Köpfen ſehen, und ſchwammen eine zeitlang nach.

Ebendaſ. 14 **Der Pag**, Páca. In der Miſſion Trocáno ſchmälte einſtens ein Cazick oder Principal, in meiner Gegenwart über ſeine ihm Untergebene, daß ſie dem Pater noch keine páca gebracht hätten: und bald darauf kamen dieſelben von ihrer Jagd, und brachten eine: der Geſchmack des Fleiſches iſt ſehr gut.

Aguti. In dem Dorfe Abacaxis hatten wir eines gleich einem jungen Hunde, in dem Hauſe herumlaufen. Ein Kaninchen überhaupt wird in der Landesſprache Tapití oder Tapiixi genennet.

Ebendaſ. 16 **Von den Hirſcharten** Seovaſſu. Der allgemeine braſilianiſche Name eines Hirſchen iſt çuaçú. **Ein großer Hirſch mit kleinem Geweihe** wollte, als ich in Piraguiri war, durch den Fluß Xingú ſchwimmen; er wurde aber mit einem ihm nachgeſchickten Schifflein gefangen. Es iſt die Farbe und der Geſchmack des Fleiſches dem Rindfleiſche ſehr ähnlich.

S. 552. II. **Aus der Klaſſe der Vögel.** Unter ſo vielen amerikaniſchen Vögeln iſt in den paraenſiſchen Landen nur ein einziger Vogel, nämlich der Tinting, welcher gleich den europäiſchen pfeifet, und in einem Käfig pfleget aufbehalten zu werden; die übrigen alle haben ihren wilden Geſang. Tinting iſt pechſchwarz.

Ebendaſ. **Die Papageyen.** Das erſte, was ſie lernen, wenn ſie nach Liſſabon gebracht werden,

den, (allwo ehedeſſen eine Gaſſe war, ſo man nannte rua dos papagayos) iſt: Papagayo Real de Portugal. Der allgemeine Name der Papageyen in der Landesſprache iſt Paragóa. Das Kauffarthenſchiff, in welchem ich 1753 von Maranhão auf Pará fuhr, war auf beyden Seiten ſo voll dieſer ſchönen Vögel, daß, wenn ſie anfiengen, zuſammenzuſchreyen, man ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte. Einige redeten, andere ſangen, etliche pfiffen, etwelche weinten, wiederum andere lachten, etliche ahmten nach den Geiſtlichen in dem Chore, zween waren abgerichtet, der eine fragte, der andere antwortete: welches zu hören ſehr angenehm war.

Ebendaſ. Der kleine blaugefleckte Parkit. Dieſer wird durchgehends Pirixíto genennet.

Der mit vielfärbigen Federn prangende Arára hat zwar eine ſehr unangenehme Stimme; dannoch lernet er auch reden.

Es giebt auch eine kleine Art von Vögeln, welche goldgelb ſind. Sie pflegen ausgenommen zu werden, und wird die Haut ſammt den Federn nach Liſſabon gebracht. Sie dienet dem Frauenzimmer anſtatt des Pelzes, ihre Kleider auszuzieren. Ich hatte ein paar von dieſen ſchönen Vögeln mitgenommen; allein zu Almeida ſind ſie mir mit vielen andern Sachen hinweggenommen worden.

S. 553. 4 Von den Stelzenläufern. Der rothe braſilianiſche Löffler Ayagu ſcheint

von dieſer Art zu ſeyn, von welcher ich auf der Reiſe nach dem Fluſſe Xingú eine ganze Heerde an dem Ufer angetroffen habe. Dieſe Vögel hatten ſehr hohe Beine, lange Schnäbel, und waren gänzlich roth. Aus ihren ſchönen Federn werden große Blumenſträuße gemacht, um die Kirchen damit auszuzieren.

Inambú iſt ein Vogel ſo groß als ein Huhn. Sein braſilianiſcher Name iſt çapucaja. Es kann dieſes Wort von Açapuçái, ſchreyen, hergeleitet werden, welches den Hühnern ſehr gewöhnlich iſt. Den Hahn, der gemeiniglich çapucája apyába, der Hühnermann, heißt, nennen auch dieſe Amerikaner guyrá pajé (portugeſiſch Ave adivinhador) das iſt, ein Vogel, der vorherſaget, nämlich den Tag.

Jacú, ein ſchöner Vogel in der Gröſſe eines welſchen Hahns; deſſen Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt.

Mutú, dieſer Vogel iſt eben ſo groß, als der Jacú, und hat eine ganz ſchwarze Farbe, welche glänzet. Der Schnabel iſt völlig roth. Gebraten iſt dieſer Vogel ſehr gut.

Atiatí, iſt ein Vogel, der die Fiſche verfolget. 1753 in dem Engenho (Zuckermühle) zu Maracú, allwo ein See iſt, kam mehrmal eine ſo große Menge dieſer Vögel, daß faſt die Sonne verfinſtert wurde. Sie giengen, wie in einer Schlachtordnung, gegen die Fiſche los.

Jaca-

Jacami hält ſich gerne auf, wo viele Leute zugegen ſind. Er wird deshalben für einen Menſchenfreund gehalten.

Toukán hat den Namen von ſeinem wilden Geſchrey. Dieſer Vogel pfleget von ferne die Schiffende zu begleiten, und weil er viele Stunden vorher flieget; ſo wußte man ſchon lange zuvor, wann auf den Miſſionen ein Schiff annahete.

Urubú, der Rabe, iſt gröſſer, als in unſern Landen. Von dieſen Raubvögeln iſt alles voll. Im Dorfe Abacaxis konnten ſie als ein Wecker dienen, da ſelbe vor Sonnenaufgange ſich hauffenweiſe in unſerem Hofe verſammelten. Es giebt auch ganz weiſſe Raben, ſo aber ſehr rar ſind.

S. 553. III. Von den Amphibien, 1 Schildkröten, als: Jurucua. Der gemeine Name der Schildkröten bey den Paraenſern iſt Jurará. Jene, ſo einen langen Hals haben, heißen Maramatá. Eine andere Art wird Tracaja genennet.

Eine eßbare Meerſchildkröte. Alle, ſo in dem ſüßen Waſſer gefangen werden, werden häufig gegeſſen, als in den Flüſſen Tocantins, Xingú, Topaiós, Madeira. In dieſem letzten Fluße ſind die Schildkröten ſo groß, daß von einer viele Perſonen können ſatt werden. Das Fleiſch aber iſt nicht ſo zart, als wie bey de-

nen am Fluſſe Xingú. *) In der Gegend bey Madeira wird jährlich der groſſe Schildkrötenfang gehalten im October, und zugleich die Schildkrötenbutter gemacht. Um dieſe Zeit legen ſie ihre Eyer in den Sand, und vergraben ſie tief hinein. Allda kommen von Pará und den übrigen Orten eine groſſe Menge Schiffe zuſammen, und halten ſich 3 bis 4 Wochen auf. Es bringen die Portugeſen ihre groſſe dickbäuchige irdene Geſchirre von 4 bis 5 Maaßen, ſammt einem weiten Keſſel. Die Indianer merken ſogleich aus dem erhöheten Sande, wo die Eyer verborgen liegen: ſolche ſind ganz rund, haben aber keine harte Schaale; ſondern ſind nur mit einer dicklichen Haut überzogen. Zuweilen hat eine Schildkröte bey 100 Eyer, welche, nach angezündetem Feuer, in dem Keſſel ſo lang gerührt werden, bis ſie zerlaſſen, und gleich einem Oele flieſſend ſind. Dieß iſt ſo wohl in den hieſigen Städten, als Flecken und Dörfern die gemeine Butter, ſo in der Haushaltung zu dem Schmelzen gebraucht wird: denn Kühbutter iſt in dieſem portugeſiſchen Amerika etwas ſeltenes. Ich wenigſtens habe keine geſehen. Die ſo aus Portugal dahin gebracht wird, iſt ſehr theuer. Ein ſolches irdenes Geſchirr mit zwo Handhaben (die Braſilianer nennen es camutí oder çurú) mit Schildkrötenbutter gefüllet, wird zu Pará für 3 bis 4 Cruzados verkaufet.

Die

*) Man ſehe davon S. 481 nach. M.

Die Schildkröten, welche ſich in dem geſalzenen Waſſer aufhalten, werden nicht gegeſſen, als nur von einem andern Indianer, wenn er einen groſſen Hunger hat; und alsdann (wie ich einmal geſehen) iſſet er auch Affenfleiſch. Die Schaalen von dieſen Schildkröten (welche Art nicht gar häufig iſt) werden nach Europa gebracht, und kommen theuer. Vor meiner Abreiſe von Cäáeté brachte mir ein Indianer die Schale von einer ſolchen Schildkröte, die er gefangen hatte. Es ſind 10 oder 11 Stücke, deren einige gröſſer, andere kleiner ſind.

S. 553. Jaboti, eine Landſchildkröte. Der eigentliche Name iſt Jabuti. Dieſe ſind nicht ſo groß, als die andere. Es iſt gemeiniglich die Gröſſe von einer oder anderthalb Spanne: ſie freſſen gern die bacóva, mit welcher ſie in den Häuſern ſo lange pflegen aufbehalten zu werden, bis ſie fett werden. Es iſt ſonderbar, daß dieſes Thier eine ſehr große Leber hat. Man kann mit einer einen großen Teller füllen, und iſt ſie von gar gutem Geſchmack, alſo, daß ſie, wo nicht der Schweinsleber vorgezogen, doch mit dieſer verglichen werden kann. Das Fleiſch von der jabuti, wenn nicht ein geſchickter Koch dazu kommt, iſt nicht ſo appetitlich.

Ebendaſ. Eidechſen, der Krokodil, Jacaré. Iſt, wie genugſam bekannt, ein ungeheuer groſſes, fürchterliches und grimmiges Raubthier. 1753, da ich zu Pará angekommen, und den

erſten Beſuch bey dem Gouverneur Mendonça Furtado abſtattete, ſah ich in ſeinem Vorſaale ein Jacaré, ſo ausgenommen und mit andern Sachen geſtopft geweſen. Das Maul iſt ſo weit, daß gar leicht ein kleines Kind auf einmal kann verſchlungen werden. Die größern Zähne ſind ſo groß, daß ſie zu einem Streichbeine dienen. In dem Landgute Jagoarari bey Pará ſtund ich einmal nach dem Nachteſſen auf dem Erker des Hauſes: da kam mir gähling ein ſehr angenehmer Geruch von dem vorbeyfließenden Waſſer; als ich fragte, wo ſolcher herkäme, ſagte ein Portugeſe, es wäre allewel ein Krokodil allhier vorüber geſchwommen, und dies wäre die Urſache eines ſo lieblichen Geruchs. Den ganzen Leib von einem Jacaré in dem Waſſer habe ich niemal geſehen, ſondern nur den Kopf, welchen ſie heran ſtrecken, und alſobald wieder hinuntertauchen. An dem Geſtade pflegen ſie oft vorüber zu ſchwimmen, und Acht zu geben, ob ſie etwas erhaſchen können. Ein Hund iſt ein Leckerbiſſen für ſie, woher denn auch das bekannte Sprüchwort: ut canis e Nilo; welcher Fluß auch wegen Menge der Krokodille verſchrien iſt. *) Dennoch gehen ſie auch dem Menſchenfleiſche nach; wie denn ein kleiner Jun-

ge,

*) Das Nilkrokodil hat fünf freye Zähen an den Vorderfüßen, und vier an den Hinterfüßen, deren drey mit Klauen bewafnet ſind. Hingegen hat das amerikaniſche Krokodil ſo wohl an den vordern als hintern Füßen fünf Zähen, alle mit Klauen. M.

ge, auf einem kleinen Schiffe ſitzend, von ihnen verſchlungen worden. Im Dorfe Trocano kam einſt ein Indianer zu mir, und hatte an dem linken Arm das Hemd ſo weit herunter hangen, daß man keine Hand ſah; als ich ihm ſagte, er ſollte das Hemd beſſer hinaufziehen, gab er zur Antwort, daß er keine Hand hätte: denn als er fiſchen wollte, wäre jählings ein jacaré hervorgekommen, der ihm die ganze Hand abgebiſſen. In einem andern Lande von Amerika wird der jacaré auch caiman genennet, und wenn einer dem andern etwas übels wünſchet, ſagt er: daß dich der caiman freſſe!

S. 554. **Der Kammleguan, Senembi,** ſcheinet der Chamäleon, oder die ſogenannte Rattenеidechſe zu ſeyn. Die Braſilianer ſagen: cenembú. Auf der Reiſe nach Abacaxis ſaß einer auf einem Baume, welchen die Indianer aus dem Schiffe mit einem Pfeile glücklich erlegten. Sie haben ſich von dieſem Fleiſche ein gutes Mittagmahl gemacht. Es iſt ganz weiß gleich einem Kalb, oder Hühnerfleiſche. Der Geſchmack iſt gar nicht unangenehm.

Tejúguaçú. Dieſe Eidechſenart hält ſich gemeiniglich auf dem Lande auf: daher wird ſie von den Portugeſen genennet: Lagarto da terra.

Lagarto do braço, weil die Füße einem menſchlichen Arme gleichförmig ſind, heißt braſilianiſch

lianiſch Jybaypí oder gibaypí; da hingegen Lagarto da perna genennet wird Ubypú.

S. 554. 3 Schlangen. Die Klapperſchlange. Dieſe Schlangenart iſt von keiner ſonderbaren Größe. Die größte Schlange, ſo ich zu Piraguirí geſehen, war ohngefehr fünf Ellen lang. Sie kam von dem Fluſſe Xingú gegen das Miſſionshaus dahergekrochen; wurde aber alſobald von den herbeylaufenden amerikaniſchen Knaben mit großen Stangen getödtet. Sie geben beſonders acht, daß ſie gleich den Kopf treffen.

Ebendaſ. Die Königsſchlange, Bóiguaçu, heißt ſo viel, als eine große Schlange, von Bója, das der allgemeine Schlangenname iſt, und von guaçie, groß. P. Malagrida erzählte, daß er einſt jenſeits des Fluſſes eine dergleichen ungemein große Schlange mit einem Krokodil kämpfen ſehen. Von einem Portugeſen wird erzählet, daß, als er durch einen Wald gieng, und auf einen abgehauenen (wie er ſich einbildete) Baumſtamm ſich niederſetzte, um etwas auszuruhen, er vermerkte, daß ſein Sitz ſich anfange zu bewegen, ſo da ein im Kreiſe zuſammengewundene Schlange geweſen: worauf er ſich ſpornſtreichs wiederum auf den Weg gemacht. Es giebt ſehr viele Gattungen der Schlangen; allein von jenen, ſo einen tödtlichen Biß haben, findet man in der braſilianiſchen Sprache 6 mit folgenden Namen: Jararáca, Boipéba, çurucucú, Bóicoaitára, ybyjára, Piririón.

Auf

ist 2 bis 3 Finger hoch. Geröstet oder gebraten, in kleine aber dicke Stücke zerschnitten, mit Butter übergossen, wird er lange Zeit in großen Geschirren aufbehalten; und könnte auf solche Weise, ohne einen übeln Geruch zu bekommen, auch nach Europa gebracht werden. In dem Dorfe Abacaxis und dessen Gegend, werden viele von solchen Fischochsen gefangen. Der Indianer wirft auf den daherschwimmenden einen großen Angel, welcher in dem fetten Fleische tief stecken bleibet; und wird also dieser ungeheure Fisch mit leichter Mühe, und einem kleinen Schifflein an das Land gebracht, wo er sich völlig verblutet. In gemeldetem Dorfe kam einstens ein solcher Fisch an, welcher, da er eröfnet wurde, einen jungen, anderthalb Ellen langen in dem Leibe hatte.

Piraricú ist ein sehr großer Fisch: die Zunge ist fast einer Spanne lang, sehr rauh, und dienet wegen der durchauslaufenden Spitzchen anstatt eines Reibeisens. Es ist sonst eine grobe Speise, gleichwie unser Stockfisch, oder vielmehr der in Portugal und anderswo bekannte, und schier tägliche bacalhão. In Piraguiri sah ich einstens unsern jungen Amerikanern in dem Hause zu, mit was für einer Geschicklichkeit sie dergleichen Fisch zubereitet haben. Sie begaben sich auf eine Anhöhe im Hofe, die von juçára gemacht war. Von diesem Holze werden allhier die Latten verfertiget: sie breiteten erstlich einige große Blätter von dem Bacova-Baum aus, auf daß

alles ſauber möchte hergehen bey dem Aufſchneiden, Ausnehmen, und Zerlegen.

Piraïba iſt ebenfalls ein großer Fiſch von gutem Geſchmacke. Er hat alſo den Namen nicht mit der That: denn dieſes Wort ſcheinet von 2 Wörtern zuſammengezogen zu ſeyn, Pirá, Fiſch, und äïba, böß oder übel.

Curubí iſt ein kleinerer Fiſch, aber ſehr delicat, und findet ſich ſtark in dem Fluſſe Xingú. Eben ſo ſchmackhaft iſt der Jandiá.

Taconaré. Dieſer Fiſch, wie auch die zween vorhergehenden, müßen friſch gegeſſen werden: denn ſie fangen gar geſchwind an, übelriechend zu werden. Durchgehends bleibet in dieſer Landſchaft kein Fiſch viele Stunden friſch wegen der allzugroßen Hitze. Es muß alſo, was man auf den andern Tag aufheben will, entweder gebacken oder mit Salz wohl beſtreuet werden.

Tamaki iſt auch ein guter Fiſch, und hat eine Gleichförmigkeit mit unſern Karpfen.

Piranambú, Piramytá, ſind gleichfalls braſilianiſche Fiſche, welche nicht zu verwerfen.

Piránha iſt ein kleiner Fiſch, hat aber ein ſcharfſchneidendes Maul, daher er auch dieſen Namen führet, der in der braſilianiſchen Sprache ſo viel heißt, als eine Scheere. Auf der Reiſe fieng einſtens einer von den indianiſchen Schiffern einen ſolchen, und wurde von ihm ſo ſtark gebiſſen, daß man lange zu thun hatte, ihm das häufig herausfließende Blut zu ſtillen.

Der Fiſch Lamprete heißt in der Landſprache caramurú.

Der breite Fiſch Roche, ſonſt Raja genannt, iſt bey den Braſilianern der goabibúra.

Auch findet man allhier den Meerkrebs, auf portugeſiſch camarão, auf braſilianiſch Poti; wie auch Auſtern, welche Rerí genennet werden. Aus den Schalen wird ein guter Kalk gebrennet mit dem Namen Rericüi.

S. 554. Die Geſchlechter der Inſekten und Würmer muß ich übergehen. Von dieſen erſtern iſt an allen Orten eine erſtaunliche Menge. *) Von den Arabé, einer Käferart, (die

*) Von den Krebſen iſt bereits oben S. 496 und 512 Meldung geſchehen, und von den Ameiſen S. 520. Eine Spinne, größer, als der ſogenannte Colibrifreſſer (Aranea avicularia *Linn.*) iſt ſo groß, daß die Portugeſen die klauenartigen Stacheln am Munde, als Zahnſtocher in Gold faſſen laſſen. Die Portugeſen nennen ſie, wie mich Herr Abbe Eckart belehret, Aranha caranguejeira, die Krebsſpinne. Aranei hujus, in Braſilia maximi, unicus pilus, ſchrieb er mir 1780, ſi tantum carnem tetigerit, ut ſæpius audivi, (nec eam tam prope contemplatus fui) cauſa eſt dolorum maximorum. Es iſt wohl eben eine ſolche Spinnengattung, wie die im benachbarten Paraquay, von welcher Herr Abbe Martin Dobrizhoffer im zweyten Theile ſeiner Geſchichte der Abiponer in Paraquay, S. 407, der deutſchen Ueberſetzung, alſo ſchreibet: „ Am meiſten hat man ſich vor gewiſſen großen „ Spinnen in acht zu nehmen, welche die Spa„ nier Arañas peludas, d. i. die behaarten, und „ die Quaranier ñanduquazù, die großen, nen„ nen. Ihr Körper iſt drey Zolle lang, und „ beſteht aus zween Theilen. Der vordere iſt „ größer,

(die Portugeſen ſagen Barátta) läuft alles voll, beſonders in den Verſchlägen, Schränken, Küſten, Flaſchenkellern ꝛc. In Trocano kam ich einsmals des Abends mit einem Lichte in eine Kammer, allwo ein Haufen von dem türkiſchen Weitzen oder Milho lag. Es war alles mit dieſem Ungeziefer ſo überzogen, daß man nichts von der

„ größer, ungefähr zween Zolle lang, andert-
„ halb breit, und etwas flach gedrückt; der an-
„ dere hingegen ſieht runder aus und iſt an
„ Größe und Geſtalt einer Muskatnuß gleich.
„ Ihr durchlöcherter Rücken vertritt die Stelle
„ eines Nabels. Ihre blitzenden Augen beſtehen
„ in kleinen Punkten. Ihre langen und überaus
„ ſpitzigen Zähne (Fangezangen) laſſen viele, ih-
„ rer beſondern Schönheit wegen, in Gold faſ-
„ ſen, und brauchen ſie zum Zahnputzen und zu
„ andern Dingen. Die ganze Haut dieſer Spin-
„ ne iſt mit kurzen und ſchwärzlichten Haaren
„ überdeckt, die aber ſo zart und weich anzufüh-
„ len ſind, daß man ſie für Seide halten möch-
„ te. Sie hat zehn lange, behaarte, und mit
„ mehr oder wenigern Knötchen verſehene Füße,
„ denen allen am Ende eine Art von Krebsſcheo-
„ re angefüget iſt. Dieſe Beine thun ihnen den
„ Dienſt der Hände und Füße. Im Zorne beißt
„ ſie jedermann. Den kaum ſichtbaren Biß ver-
„ rathen eine gewiſſe Feuchtigkeit, ſchwarzblaue
„ Geſchwulſt, und der darauf folgende heftige
„ Schmerz. Das Spinnengift haben wir für
„ den menſchlichen Körper, wenn es in ſelben ge-
„ drungen war, nicht nur gefährlich, ſondern
„ auch tödtlich gefunden. Kaum konnten wir
„ den von der groſſen Spinne Gebiſſenen mit allen
„ Arzneymitteln, welche ſonſt wider das Schlan-
„ gengift vortreflich wirkten, ihr Leben retten.
„ Dieſe Spinne hält ſich meiſt in Zäunen, Baum-
„ höhlen, und Ritzen der Mauern auf, wo ſie
„ ſich, wie die andern alle, mit Weben abgiebt. M.

der Farbe des Weißens wahrgenommen; auf einmal verſchwanden, oder vielmehr verkrochen ſich alle dieſe ſchwarze Käfer. *) Mit dem milho (die Braſilianer ſagen Abatí) pflegen gemeiniglich die Hühner, wie auch die Schweine, gemäſtet zu werden.

Tombúra, eine Art von einem Flohe. Dieſer verfolget beſonders die Füße. Die aus Europa nach dieſem Amerika neu Ankommende werden von denſelben vor andern verfolget. Wer alſo fremd da anlanget, und nichts von ſolchem Ungeziefer weis, empfindet den erſten Tag Schmerzen an dem Fuße, des andern Tags thut es ihm ſchon weniger weh: und nach mehrern Tagen ſpüret er gar nichts mehr. Währender Zeit aber bohret dieſer Floh ein Loch in den Fuß ſo groß, daß man eine ganze Erbſe kann hineinlegen. Die amerikaniſche Jungen wiſſen mit der Spitze eines kleinen Meſſers gar geſchickt dieſen Floh herauszunehmen, der ſammt ſeinen Eyern in einer kleinen Kugel, mit einer weißen Haut überzogen ſitzet. Man füllet hernach das Loch mit Tabak, und in wenig Tagen iſt die Wunde wieder geheilet. Die in unſern Landen ſonſt häufige Flöhe ſind nicht allhier; ausgenommen eine oder die andere Woche, wann aus Europa portugeſiſche Schiffe

*) Vermuthlich die bey uns in Franken und in Oeſtreich ſogenannte Schwabenkäfer, oder Kakerlaken, Blatta americana L. welche kein Licht vertragen können. Die Ruſſen nennen ſie Tarakanen. M.

Schiffe anländen. Auch von den überläſtigen Wanzen iſt dieſes Land befreyet.

Der Erdwurm heißt yçoca.

Coreá iſt der Wurm, welcher in dem Zwiebacke wächſet, etwas rund, und von rother Farbe.

Turú hält ſich in dem Holze auf; Tapurú in dem faulen Fleiſche und Fiſchen; yreçá in dem ſtehenden Waſſer.

Coçóca findet ſich in dem türkiſchen Weihen: Es iſt dieſer Wurm etwas lang und von ſchwarzer Farbe.

Von Mücken und Schnaken iſt alles voll. Eine gemeine Mücke oder Fliege wird Merú genennet. Die große, von welcher das Vieh geqväl let wird, heißt Mutucuçú.

Piú iſt eine ganz kleine Mücke, welche kaum mit dem Auge erreicht wird; und doch beißet ſie ſehr empfindlich.

Carapaná iſt eine Schnake mit langen Füſſen und großem Stachel, wovon auch eine Art den Namen hat carapanátîba, wegen der allzugroßen Menge derſelben.

Mariguí iſt eine kleine Schnake. Von dieſen iſt der Weg nach Maranhão völlig beſäet.

Mocuí iſt eine Schnakenart, welche ſich an den Füßen anſetzet und großen Schmerzen verurſachet.

Von den Ameiſen iſt ſchon oben S. 520 und 521 gemeldet worden.

Ikejú

Ikejú iſt eine Gattung von einer Grille. Sie iſt ein ſehr gutes Mittel gegen die Harnſtrenge, wenn nur zween Füße von ſolcher gedörret, zu Pulver geſtoßen, und alſo genommen werden.

S. 554. 1 Einheimiſche Braſilianer. Die erſten Europäer fanden an der Küſte Braſiliens ſehr viele kleine Nationen, die faſt alle in Anſehung der Sprache und Sitten ſich unterſchieden. Es iſt nicht genug zu bewundern, was für eine Menge Sprachen, die mit andern gar nichts gemein haben, ſchon ſind entdecket worden. In dem vorigen Jahrhunderte hat der ruhmvolle und beredſame portugeſiſche Miſſionair P. Anton Vieyra *) mehr als 70 ganz unterſchiedliche Sprachen angetroffen, welchen die an dem Amazonfluſſe geſtandene Miſſionen theils ihren Urſprung, theils ihren Wachsthum und Erweiterung zu danken haben. Zuweilen iſt eine Völkerſchaft von der andern nur 3 oder 4 Tage weit

*) P. Vieyra ſagte dieſes in ſeiner Predigt, vom heiligen Geiſte. Sermon, . Part. pag. 409, §. 4. Dieſe Reden ſind auch ſpaniſch gedruckt. Sermones y Obras diferentes de *Ant. de Vieyra*. En Barcelona, 1752. f. l. Er ſchrieb in ſieben braſilianiſchen Sprachen Katechismen. Vida do P. Antonio Vieyra &c Lisboa, 1746. 4. maj. pag. 551. Von den Sprachen in Braſilien habe ich im ſechſten Theile meines Journals zur Litteratur S. 195 u f. und im ſiebenten, S 121 Nachrichten geliefert, allwo ich auch Proben von der gemeinen Sprache Braſiliens mittheilte die ich der Gefälligkeit des Herrn Abbe Anſelm Eckarts zu danken habe. M.

weit entfernet, und redet ſchon eine ganz fremde Sprache. Als ich mich in der Miſſion von Abacaxis befand, habe ich mit großer Mühe einen kleinen Katechismus, oder Unterweiſung in Glaubensſachen zuſammengetragen in den Sprachen zwoer Nationen, ſo geweſen Ariquéna und Baré, um Kranke und ſehr betagte Perſonen (welche wegen ihres hohen Alters nicht mehr im Stande waren, die allgemeine Sprache zu erlernen) taufen zu können. Dieſes Büchlein iſt mir mit mehreren andern Schriften 1759 in der portugeſiſchen Gränzfeſtung Almeida hinweggenommen worden. Da die paraenſiſche Miſſionen durchgehends aus verſchiedenen Völkerſchaften beſtunden, ſo redeten zwar die daſelbſt gebohrne Indianer mit dem Pater die allgemeine braſilianiſche Sprache; in ihren Häuſern aber redete jede Nation unter ſich die beſondere von ihrem Geſchlechte.

S. 555. Topinambas und Tapuyes. In dieſem Hauptſtamme Topinambá iſt noch die ächte braſilianiſche Sprache zu finden, welche auch zu meiner Zeit noch von den Amerikanern zu Cääeté, in den Miſſionen zu Maranhão, und noch vielmehr in dem eigentlichen Braſilien geſprochen wurde.

S. 555. Tapuyes. Durch dieſes Wort werden hauptſächlich alle Indianer verſtanden, welche in dem Innern des braſilianiſchen Landes wohnen, und ſich keinem europäiſchen Oberherrn unterworfen haben. Wenn ein in den

Miſ-

Miſſionen ſich befindlicher Indianer zu dem andern will ſagen: du biſt ein grober, ungeſchlachter, wilder Menſch, ſo ſchelten ſie ihn mit dieſem Ausdrucke: Du biſt ein rechter Tapuyer.

S. 556. Die Jeſuiten und überhaupt die Miſſionairs, beſchuldigten die Statthalter und andere Perſonen von der Regierung, ſolcher Grauſamkeiten an ihren Höfen gewiß auf eine übertriebene Art, um dadurch zu bewirken, daß ihnen die Schutzgerechtigkeit über dieſe Völker gegeben würde. Was allhier den Jeſuiten aufgebürdet wird, auf dieſes wird wohl ſchon längſt geantwortet ſeyn in den unparteyiſchen Geſchichten von Braſil, *) und in einer neuern Chronik von der geweſenen Viceprovinz der Jeſuiten zu Pará und Maranhão, allwo alles, was zu dieſen Miſſionen gehöret, mit glaubhaften Beweißthümern dargethan wird. Sie könnte auch durch den Druck bekannt gemacht werden, wenn ſolches die betrübte Umſtände gegenwärtiger Zeiten zuließen. Der obenerwähnte, durch lange Erfahrung geprüfte P. Vieyra ſagt in ſeinen Briefen an den König von Portugal ausdrücklich, daß die Neigung dieſer Braſilianer keine andere Regierungsform dulte, als eine gelinde, unter der Aufſicht eiferiger Ordensgeiſtlichen.

*) Auch in der kritiſchen Geſchichte aus Quellen, zur Beleuchtung der Harenbergiſchen pragmatiſchen Hiſtorie. Frankf. am Mayn, 1765. 8. M

Daß er die Wahrheit geredet, zeigte ſich ſeit hundert und mehreren Jahren in den Völkerſchaften, welche, nachdem ſie längere Zeit auf ſolche Weiſe regieret wurden, Gott und dem Könige getreu verblieben ſind. Noch zu meiner Zeit, wenn ein Befehl von dem Statthalter Mendonça Furtado angekommen, wurde er zwar an die Principalen und Oberſte der Dörfer geſtellet; doch mit dem Zuſatze, den Befehl ihrem Pater Miſſionar zu zeigen: Aus keiner andern Urſache, als weil ſie von den Portugeſen ſelbſten für untauglich erkennet wurden, dergleichen Befehl allein zu vollbringen. Viele von dergleichen Vorſtehern würden ihre Untergebene für eine Flaſche Brandtwein den Europäern hingegeben haben, nicht allein ihnen ein und andern Monat zu dienen, ſondern ganze Jahre. Ja ſie würden ſie ſogar um einen ganz geringen Preiß, als Leibeigene verkauft haben. , Hierinn beſtund ſonderlich die ganze Jurisdiction in Temporalibus, ſo die Miſſionarien in den Dorfſchaften hatten, und von welcher in Europa ſo großer Lärmen iſt gemacht worden; da doch die Patres zur Belohnung ihrer beſtändigen Arbeiten, nichts als Verdruß und Beſchwerlichkeiten eingeſammelt haben. Denn wenn einige von denen zu dem Dienſte des Königs begehrten Indianern wieder hinwegliefen, ſo wurde die Schuld nicht den amerikaniſchen Principalen von den Miſſionen, ſondern dem Pater gegeben, als wären ſie von ihm beſchwätzet worden,

den, von dem Orte, wo ſie zu arbeiten hingeſchicket wurden, zu entfliehen, und mußte er die Flüchtige wieder aufſuchen laſſen, und andere an deren Platz liefern. Dieſe Regierungsart nahm in dem verſchrienen Dorfe Trocano, nachgehends Borba a nova genannt, 1756 eine Endſchaft, ſo wie das folgende Jahr in allen andern, unter der Obſorge der Ordensgeiſtlichen ſtehenden Miſſionen. Es iſt von Mendonça Furtado ein weltlicher Portugeſe, als Director der mit einem leeren Titel prangenden Marktflecken beſtimmet worden, der das Zeitliche beſorgen ſollte. Dieſem wurde das geweſene Miſſionshaus zu ſeiner Wohnung gegeben; auch mußte bey dem verheyratheten Regierer, bey ſeiner Frau und Kindern, der Weltgeiſtliche, als angeſtellter Pfarrer wohnen. Es wurde ein weltliches Gericht aufgeſtellet: der Juiz oder Richter, zween von den Portugeſen ſo genannte Vereadores, (Beyſitzer, Schöppen) und ſo weiter. In dieſen Rath wurden auch aufgenommen die Principalen und Oberſten der Amerikaner. Wenn der andere, in der neuen Welt auferſtandene Lykurg den Indianern, welche ein ihnen ganz fremdes obrigkeitliches Amt begleiten ſollten, zugleich mehr Witz und Verſtand mitgetheilt hätte, ſo würde er ein großes Wunder gewürkt haben; allein dieſes ſtund nicht in ſeiner Gewalt, welche doch mehr als königlich geweſen. Würde die Fähigkeit in dieſem Stücke den Amerikanern nicht abgehen, ſo würden ſie vielleicht

nimmer zugelaſſen haben, daß die Europäer über ſie die Oberherrſchaft erhalten. Als einſtens der Juiz de fora, (das iſt, nach dem Ouvidór, die zwote befehlshabende Perſon in den Städten und ganz portugeſiſchen Marktflecken,) zu Bahia nach ſolchem in den Miſſionen von Braſil eingeführten neuen Regimente zurückkam, fragte ihn Don Marcos de Noronha, Conde de Arcos, der Vicekönig daſelbſt, was er von dieſer neuen Art der Regierung, zu welcher auch die Braſilianer ſollen gebraucht werden, halte, er antwortete: A mim parece hum jogo dos rapazes; d. i. mir ſcheint ſie ein Kinderſpiel zu ſeyn. Er ſagte hierauf der Vicekönig: Voſſa Mercé berichte hievon unſern Hof. Es wiederholte der Juiz de fora: Ich bin meiner Inſtruction nach gekommen: ob ſolches gut oder übel befohlen geweſen, das kommt Eurer Excellenz zu, dem Könige davon Nachricht zu ertheilen. Nichtsdeſtoweniger ſagte einſtens der Statthalter von Gran-Pará zu Trocano zu mir, als er von den Principaes das aldêas ſprach: Elles ſão ſoberanos: Sie ſind unabhängig. Er wollte auch einmal mit denen in der Wildniß ſich noch befindlichen Indianern einen Frieden, und Freundſchaftstractat ſchließen, und ſchickte, gegen die Meinung aller, die er darum befragte, einen Officier mit etlichen andern als Abgeſandten Seiner getreueſten Majeſtät zu dergleichen Tapuyern ab, welche aber ihrer wilden und grauſamen Art noch nicht

ver-

vergaßen, und den königlichen Embaixadór ſammt ſeinen Gefährten ſchlachteten und aufzehrten. Eben dieſer große Mendonça, als er eines Tags auf dem Amazonenfluſſe fuhr, ſo kamen ihm zween indianiſche Vorſteher auf dem Wege entgegen. (In der Landesſprache heißen ſie Morobixába.) Er grüßte ſie mit ganz ausnehmender Höflichkeit, und lud ſie in ſein Schiff ein, ließ ſie neben ſich ſetzen, und überhäufte ſie mit großmächtigen Titeln von Oberherren, Fürſten, Königen und Potentaten; allein die zween Morobixábas, ſo nichts von dem Portugeſiſchen verſtunden, redeten in der braſilianiſchen Sprache von deſſen Schienbeinen, welches einen dieſer Sprache kundigen, der den Statthalter begleitete, zum Lachen bewog. Als Mendonça die Urſache dieſes Lachens wiſſen wollte, ſagte er ihm, die zween Principaes ſprächen von den Schienbeinen Seiner Excellenz, daß ſie ſehr tauglich wären, ein paar Pfeifen daraus zu machen. Der Gouverneur, um ſeine Beine (die würklich einem paar Stecken nicht viel ungleich waren,) in Sicherheit zu ſetzen, ſchafte alſobald die zween amerikaniſchen Fürſten aus dem Schiffe, denen er kurz vorher ſo höflich, und mit ſo großen Ehrentiteln begegnet hatte. Eine andere merkwürdige Geſchichte trug ſich mit gemeldetem Statthalter zu, als das zu Liſſabon geprägte Geld in dem paraenſer Staate ankam. Er gab einige Silbermünzen einem und anderm Indianer, und hielt ihnen

eine kurze Rede von dem Nutzen und Vortreflichkeit des Geldes in der ganzen Welt. Dieſe giengen nach Hauſe, durchbohrten das Geld, und hiengen es an einer Schnur an den Hals. Als Mendonça dieſes vernahm, wurde er faſt raſend, daß er mit aller ſeiner Beredſamkeit und gemachten Lobſprüchen von einem ſo koſtbaren Metalle, ſo grobe und unverſtändige Leute zur Hochſchätzung und Liebe des Geldes nicht bewegen konnte.

Wieder auf die neue, in die Miſſionen eingeführte Regierung zu kommen, ſo iſt zur Genüge bekannt, daß ſie die erwünſchte Früchte gar nicht gebracht habe. Die von Mendonça aufgerichtete Marktflecken verdienen nicht mehr, mit dem Namen eines ſchlechten Dorfes beehret zu werden. Denn die Amerikaner, der weltlichen, oft gar zu ſtrengen Gerichtbarkeit überdrüßig, verließen Haus und Hof, und begaben ſich wieder in das wilde Vaterland ihrer Vorfahren und Menſchenfreſſer. Dieſes verſicherte 1777 in der Feſtung von S. Juliáo bey Liſſabon, ſelbſt der geweſene Commendant daſelbſt, Emmanuel da Sylva Alvarez, welcher einige Jahre vorher von dem Marques von Pombal, als er noch Graf von Oeyras hieß, nach Maranhão und Pará geſchicket worden, als Viſitator und Oberinſpector, um dieſe verſchriene, von den Portugeſen genannte Villas in Augenſchein zu nehmen. Eben dieſes bezeugte auch der 1781 verſtorbene Generalprocurator der Miſſionen in beyden Capitanien,

unter

unter der Obſicht der Jeſuiten, P. Fonſeca, in einem 1779 datirten Briefe, wie ſchon zu Anfange dieſer kurzen Anmerkungen S. 461 Meldung gethan worden. Dieſer in dieſen Landſchaften ſehr bekannte Pater, beſchreibet mit wenigen Worten den großen Wachsthum der ſonſt ſo geringen Stadt S. Luiz von Maranhão, ſo wie auch das erſtaunliche Abnehmen der 1757 errichteten Marktflecken, von welchem einige ganz erloſchen ſind. Gleich zu Anfange dieſer Aenderung, als ich mich noch in Amerika befand, mußte ein nach dem Fluße Topajós abgeſandter Director die Flucht nehmen, um nicht von ſeinen neuen Untergebenen umgebracht zu werden. Von einem andern Orte hat der angeſtellte Pfarrherr aus eben dieſer Urſache ſich müßen aus dem Staube machen. Der Weltgeiſtliche, der mir in Trocano, nachgehends Borba a nova, nachgefolget, ſagte, man ſollte ihm ſeinen Namen, (denn er nennte ſich Felician) wegnehmen, weil er es für das gröſte Unglück hielt, daß er unter ſolches Amerikanervolk gerathen. Mit einem Worte alle, ſo geſchickt worden, um die geiſtliche Obſorge der Indianer zu haben, ſind von höherer Gewalt dazu genöthiget worden. Denn ſie bekannten öffentlich, daß ihnen Luſt und Geiſt abgieng, bey dergleichen Leuten zu wohnen. Wegen Mangel derer zu dieſem Amte tauglichen Seelſorger aus dem weltgeiſtlichen Stande (die neue Regierung wollte keine Prieſter aus den geiſtlichen Orden mehr haben) wurden aus Portugal

die Pfarrer berufen. Es wurde an alle Bischöfe dieſes Königreichs ein Einladungsbrief abgeſendet, und um dieſen Weltgeiſtlichen Luſt und Muth zu machen, ſo wurden ihnen die beſte, und einträglichſte Pfarreyſtellen verſprochen, wenn ſie nach Verlauf von 6 Jahren (ſo lang ſollten ſie in dieſen neuen amerikaniſchen Marktflecken verbleiben) zurück kommen würden. Allein von ſo vielen Hunderten waren kaum 3 oder 4, welche ſich dazu verſtehen wollten. Es iſt nicht allen gegeben, ein ſo beſchwerliches Leben zu führen. Weil keine andere da waren, ſind die Capucinet wiederum zu den Pfarreyen gebraucht worden. Wenn Mendonça Furtado noch bey Leben wäre, ſo würde er nicht viel darnach fragen, daß ſo viele hundert Indianer ihre Ortſchaften verlaſſen: denn er ſagte einſt zu mir, daß ihm an dem Ausſterben aller dieſer Amerikaner wenig gelegen wäre, wenn nur die Landſchaften theils mit Portugeſen, theils mit Meſtißen und Mulaten bevölkert wären, und ſelbige gleich den engliſchen Colonien florirten.

S. 556. **Man muß es geſtehen, daß viele von den urſprünglichen Einwohnern auf eine grauſame Art ermordet worden ſind.** Noch zu unſern Zeiten haben wir höchſt traurige Beyſpiele davon, als nämlich die unglückſelige Paraguayaner mit Gewalt gezwungen wurden, ihre ſo viele Jahre rechtmäßig beſeſſene Landſchaft zu verlaſſen, und da ſie vermerkten, daß die ge-

gen

gen ſie losgegangene Spanier und Portugeſen die Oberhand gewonnen, ſo ſtreckten ſie das Gewehr; und dennoch wurden alle (es waren ein paar tauſend) ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Im Jahr 1758, als ich mich in der Reſidenz, San Fins genannt, bey Gallicien, befand, ſchrieb ein portugeſiſcher Officier von Rio Janeiro an ſeinen geiſtlichen Bruder, und rühmte ſich, was die Europäer für einen herrlichen Sieg von den Amerikanern erhalten. Es iſt wohl ein ewiger Schandfleck für beyde europäiſche Nationen, und keine Ehre, Glorie und Ruhm, da er mit ſo vielem unſchuldigen Blute iſt erkaufet und beflecket worden.

Ebendaſ. **Indem Schaaren von ihnen gefangen genommen, und zu Arbeiten gezwungen worden.** Die Arbeit verabſcheuen die Amerikaner durchgehends, noch vielmehr aber, wenn ſie genöthiget werden, für andere, die nicht von ihrer Nation ſind, zu arbeiten. In dem 1757 neu eingeführten Regierungsplane wurden zwar die Indianer mit einigen Privilegien begnadigt, und den Portugeſen gleich gehalten; allein ſie mußten, wie vorher, für die Portugeſen arbeiten, welche, wenn ſie aus ihrem Reiche in dieſe Länder kommen, lauter große Herren ſpielen wollen. Ja ſie wurden mit dergleichen Dienſten noch mehr beläſtiget, als zur Zeit der geweſenen Miſſionen: und das iſt ohne Zweifel die eigentliche Urſache,

daß

daß ſo viele mit dem leeren Namen prangende Marktflecken öde, und verwüſtet ſind.

S. 557. **Der Braſilianer geht, wie der Caraibe, ganz nackend.** Dennoch bedecket er mehrmalen das nothwendigſte, was zu bedecken iſt, mit Blättern, Federn oder mit ſonſt etwas anders. Wenn allhier durch dieſes Wort Caraibe ein Portugeſe verſtanden wird, ſo iſt er gekleidet. Das Wort Caraiba, womit dieſe Amerikaner die Portugeſen beehren, kommt her von Amongaraíb, welches ſo viel heißt, als ich weihe ein. Vielleicht geben ſie ihnen ſolchen Namen, weil ſie von ihnen ſind geſegnet, eingeweihet, und zum chriſtlichen Glauben befördert worden. Es iſt zwar wahr, daß die Kleidung der Caraiben oder Brancos, (Weißen) wie ſie allda auch pflegen genennet zu werden, ſehr gering, und für das hitzige Clima eingerichtet iſt. Sie beſtehet im Hauſe in einem Hemde und einem paar Beinkleidern, die bis auf die Füße herunterhangen, und zugleich anſtatt der Strümpfe dienen. Einige gehen barfüßig; andere tragen nur Pantoffeln. Wenn der Caraibe in ſeiner Behauſung etwas beſſer bekleidet iſt, ſo hat er ein Bruſtleibchen von geſtreiftem Zeuge. Auf der Reiß nimmt er einen Schlafrock ſammt dem Degen und Hut; und in ſolchem Aufzuge kamen ſie auch gemeiniglich in die Miſſionen, wenn ſie entweder Leute zum arbeiten haben wollten, oder das braſilianiſche Holzmehl, Farinha do páo einkauften. Wenn

ein

ein Portugeſe in dieſen Landen mit einem damaſtenen oder ſammetnen Kleide, wie die reichere tragen, verſehen iſt, ſo hat er eine Kleidung für ſeine Lebetage: denn in ſolcher erſcheinet er nur des Jahrs dreymal, an Weihnachten, Oſtern und Pfingſten, zu welcher Zeit man ſie auch in der Stadt ſiehet. Sie halten ſich gemeinlich auf ihren ſogenannten roças oder Feldgütern auf.

S. 557. **Keiner leidet an irgend einem Theile des Körpers ein Haar, außer an dem Kopfe.** Dennoch habe ich beobachtet, daß, wenn einer aus ihrer Freundſchaft mit Tod abgehet, ſie, um größeres Leidweſen zu bezeugen, ihre Haare zu ſcheeren pflegen.

Ebendaſ. **Alle bemalen die Haut ihres Körpers.** Beſonders mit der ſchwarzen Farbe von der Frucht Jenipába. In Braſil wird ſie auch Nhanipába genannt. Der Saft von dieſer Frucht dringet ſo tief ein, daß, wenn ſie ſolche Farbe wieder wollen hinweg wiſchen, ſie bey 15 Tage damit zu thun haben, wenn ſie ſich auch einen ganzen Tag ſollten waſchen. Aber die überaus ſchöne rothe Farbe, urucú genannt, iſt mit leichter Mühe auszutilgen.

Ebendaſ. **Der Braſilianer macht ſich wohl einen Mantel von ſchönen Federn.** Annoch in den Miſſionen, wenn ſie ihre Feſte halten, wobey Tanz iſt, bekleiden ſie ſich mit kleinen aus Federn gemachten Schürzen, an welchen unterſchiedliche Kugeln hangen, welche, da ſie in dem

Tan-

Tanzen zuſammenſtoßen, ein groſſes Getöſſe machen.

Ebendaſ. **Die Männer machen ſich ein Loch in der Unterlippe, um darein einen grünen Stein legen zu können.** Andere brauchen auch einen weiſſen Stein, einem Marmor gleich, oben mit zween Haken ausgeſchärft, auf daß er deſto feſter in der Lefze hangen bleibe.

Ebendaſ. **Dies giebt ihnen das Anſehen eines andern Menſchengeſchlechts, das mit einem doppelten Munde verſehen iſt.** Noch abſcheulicher kommt einem eine Nation bey Maranhão vor, welcher die Portugeſen den Namen Gamella beygelegt haben, von einer aus gemaltem Holze gemachten kleinen Schüſſel, welche dieſe Braſilianer in den ganz ausgedehnten Mund legen; die Unterlippen ſind ſo weich und heruntergezogen, daß wenn ſie dieſe Gamella aus dem Munde thun, ſelbe ganz herabhangen, ſo daß ſie, ohne ſolche wieder hineinzuſtecken, weder wohl eſſen noch trinken können. 1753 ſah ich in dem Hofe von unſerm Collegio in gemeldeter Stadt einen ſo verungeſtalteten Indianer, mit ſeinem Bogen und Pfeilen bewafnet, tanzen. Der Geſang, den er dazu gebraucht, war mehr der Stimme eines wilden Thiers, als eines vernünftigen Menſchen, ähnlich. Einen grünen Stein tragen ſehr häufig die Amerikaner in dem paraenſer Gebiete an dem Halſe oder an dem Arme. Die Portugeſen nennen ihn pedra nephritica, und

ſoll er, an ſolchen Theilen des Leibes getragen, ein ſehr gutes Mittel ſeyn gegen den Schlag. Wie mir erzählt worden, ſo haben die Franzoſen, als ſie die braſilianiſchen Landſchaften eroberten, dergleichen Stein nach dem Goldgewichte geſchätzet und gekaufet. Nebſt dieſem grünen Steine wird auch von den Indianern ſehr gewöhnlich ein oder anderer Krocodilzahn angehangen. In Trocano, als ein kleines Kind eines Principalen, aus dem Ariquéna-Geſchlechte geſtorben, brachte mir der Vater faſt einen ganzen Roſenkranz von allerhand dergleichen Sachen und Zierrathen, ſo das Kind an dem Halſe gehabt; unter andern waren auch unterſchiedliche Bildpfennige. (die Portugeſen ſagen Veronicas) Er ſagte, er hätte wollen nach dem Tode ſeines Töchterleins dieſen Halsgeſchmuck in den Fluß werfen; dennoch hätte er ſich beſonnen, und hätte mir ſolchen wollen zuſtellen, wenn ich davon etwas brauchen könnte.

Ebendaſ. **Sie ſind alle gaſtfrey gegen die Fremden.** Auf den Reiſen habe ich in Obacht genommen, daß wenn drey oder vier miteinander ihr Mittagmahl nehmen, ſie zwar keinen andern, der etwa weniger zu eſſen hat, dazu einladen; dennoch wenn er ſich ihnen zugeſellet, ſo reden ſie kein Wort, und laſſen ihn, was ſie haben, mit verzehren.

Ebendaſ. **Die Unmäßigkeit bey allen ihren Schmauſereyen überſteiget alle Vorſtellungen.** Gleichwie ſie 3 bis 4 Tage können den

ſchwar-

ſchwarzen Hunger leiden, und alsdann den Bauch mit einem Gürtel feſt zuſammenſtrengen: alſo auch, wenn eine ſo lange Zeit vorüber, ſo löſen ſie das um den Leib gewundene Band wiederum auf, und es freſſen 3 oder 4 ſolcher Heißhungerigen einen ganzen Ochſen zu einer Mahlzeit hinein. Uebrigens eſſen die Braſilianer die friſcheſten Fiſche und das beſte Fleiſch. Wo ſie fiſchen oder jagen, wenn ihnen der Luſt ankommt, da wird mit gröſter Behendigkeit alles zubereitet. Feuerzeug tragen ſie allezeit bey ſich. Das Feuer wird durch Zuſammenſchlagung zwey kleiner und harten Hölzer angezündet. Auch ihr amerikaniſches Mehl ſammt den in Salz und Pfeffer beſtehenden Gewürzen, nehmen ſie mit ſich.

Ebendaſ. **Bey allen Feſten müſſen ſie tanzen und ſingen.** Dieſes geſchiehet nach dem Trommelſchlage, und dauret die ganze Nacht; da vergeſſen ſie den Schlaf. Die Trommel rühret nur ein einziger, der, ohne aufzuhören mit ſeiner Muſik fortfähret, bis der helle Tag anbricht.

Ebendaſ. **Der Takt und der Geſang, ob er gleich nur aus ein paar abwechſelnden Tönen beſtehet.** Ein Geſang von ihnen iſt dieſer: xé rybyretá iporangeté guyrá júba cocé: das iſt: Meine jüngern Brüder ſind ſchöner, als ein gelber Vogel. Dieſe Worte werden immerfort wiederholt. Sie bleiben alſo bey einerley Leyer. Archilochi melos canunt. Wenn

ſie

ſie des Nachts auf dem Waſſer fahren, ſo bedienen ſie ſich großer Hörner zum Blaſen. Sie ſind auch Liebhaber der Zwergpfeifen und Maultrommeln. Sie haben ein ſehr großes und fürchterlichlautendes Inſtrument. Es iſt ein ausgehöhlter Baum, ſehr dick, und mit Löchern, in welche lange Stecken geſteckt werden, und damit wird die ganze Maſchine herumgedrehet. Dieſes war in Trocano einem alten und halbblinden Amerikaner ſeine tägliche Morgenmuſik; ſolches hölzerne Geheule ſcheinet ein den Tapuyern in dem Walde gewöhnliches muſikaliſches Werkzeug zu ſeyn. Sie haben auch einige in der Nachbarſchaft herumgehende Feſte. Wenn dieſe in einem Hauſe ein Ende haben, ſo ſtecken ſie auf das Dach des andern Hauſes einen großen Strauß, zum Zeichen, daß nächſtens die Feyerlichkeit allda gehalten werde.

§. 558. **Kein Wilder kommt und verlangt die Bequemlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens.** Wie ich von Miſſionarien, die in den Wäldern bey ihnen geweſen, vernommen habe, ſo leben ſie allda auch in Geſellſchaft, haben ihre Häuſer, leben in einer Ordnung, und ſind dem Vornehmſten von der Nation unterworfen; wie dann auch einer mir ſagte, daß er an einem Orte allda ein ſehr großes Haus angetroffen habe, allwo die noch unverheurathete Perſonen allein wohnten, das männliche Geſchlecht von dem weiblichen abgeſondert. Allein ſie aus der Wildniß

herauszubringen, koſtet viele Mühe, daher manche lachten, da ſie in dem, wegen der neuen eingeführten Regierung in den geweſenen Miſſionen 1757. herausgegebenen Decrete geleſen, daß, wenn die in dem Walde ſich noch befindliche Amerikaner hören würden, wie die ſchon cultivirte Indianer gehalten werden, ſo würden ſie auch ihr wildes Leben verlaſſen, und ſich bemühen, die ſüße Früchte dieſer erneuerten Geſellſchaft genießen zu können. Es ſind aber nicht nur keine neue Tapuyer angekommen, ſondern auch jene, welche ſchon ſo viele Jahre in den Dörfern geſtanden, haben die Flucht genommen, um ſich von der harten Arbeit, zu welcher ſie mehr als vorher von den herrſchenden Portugeſen angeſtrenget worden, zu befreyen.

S. 558. **Ein Netz oder Hangematte, darinn er ſchläft.** Die Braſilianer, wie ich geſehen, wenn ſie zu Schiffe gehen, um anderswo hinzureiſen, pflegen ihre Ruder auf der Achſel zu tragen, und das Netz daran zu hengen. Der gemeine Name eines Netzes in der Landſprache iſt kyçába. Ein Fiſchernetz, welches allda etwas ſeltenes iſt, wird Pyçá genennet. Das Tuch, in welchem die Weiber ihre Kinder tragen, iſt auch wie ein kleines Netz verfertiget, und heiſſet Typója. Weil die Nächte allhier ſehr kühl ſind, ſo haben ſie allezeit Feuer neben dem Netze; dabey liegt der Hund. Zuweilen hat er ſein beſonderes Netz. Die Tapuyer in dem innern ei-

gent-

gentlichen Braſil richten ſich eine Bettſtatt auf, gleich einem Roſte, aus groben Hölzern 5 oder 6 Schuhe hoch, füllen ſie mit Blättern aus, und ſchlafen darauf ſo ſanft, als wenn ſie auf dem weichſten Federbette lägen. Einige legen ſich in einen tiefen Sand, vergraben ſich darinn bis an den Hals, und ſchlafen ganz herrlich. Zu dieſen gehören jene nicht weit von Maranhão in der Gegend Tertóya, allwo auch die Jeſuiten ehemals eine Reſidenz gehabt haben. Allda iſt einige Tage lang daurender Sandboden, und alſo für die dahin Reiſenden ſehr beſchwerlich. Man erzählet von einem ſolchen Amerikaner, der in dem Sande pflegte ſeine Tag- und Nachtruhe zu nehmen, als er nahe am Tode geweſen, und der Miſſionarius ihm zuſprach, und von dem Himmel redete, ſo fragte der Sterbende, ob auch im Himmel Sand wäre: worauf der Pater geantwortet, daß er allda alles hätte, was er nur verlangte. Und ſo ſchied er ganz zufrieden und voll Troſt von dieſer Welt.

S. 558. **Ein oder ein paar irdene Töpfe zum Kochen.** Dergleichen Küchengeſchirr machen ſie ſehr gut: auch fehlet es ihnen nicht an Gummi, Harz ꝛc. dieſe zu überſtreichen, und ihnen einen Glanz zu geben, welchen Harz ſie Háycica nennen. Das Wort ycica iſt der allgemeine Name von ſolchen fließenden Materien; ſie pflegen alſo, um einen Gummi von dem andern zu unterſcheiden, nur den Baum vorherzuſetzen,

woraus dieſer fließet; z. B. Jutáycica, acajúycica &c. Das Schiffpech iſt cycâtâ. Eine andere Gattung, welche noch härter und ſchwarz iſt, heißt Iraitúna.

Ebendaſ. **Schalen von Kürbißen.** Die ausgehöhlte Kürbiße pflegen ſie eigentlich für friſches Trinkwaſſer aufzubehalten, beſonders auf der Reiſe von Cääeté nach Pará, wegen des geſalzenen Waſſers. Auf den portugeſiſchen Schiffen hängen die Maſtbäume voll von ſolchen Kürbißen. Es iſt ſonſt die gewöhnliche Schale, ſo dieſe Indianer brauchen, ſo wohl zum Trinken als zum Eſſen, aus einer großen und runden Frucht, wovon ſchon an einem andern Orte vermeine gemeldet zu haben. Dieſe ausgehöhlt und in der Mitte von einander geſchnitten, dienet zu zwo Schalen: ſolche wird von ihnen cuja genennet. Sie ſtreichen ſie aus, und innwendig mit einer ſchwarzen ſammt dem Gummi vermiſchten Farbe an, ſo daß ſie völlig, wie lackirt oder mit einem Firniße überfahren, ausſieht. Andere machen dergleichen Schalen noch viel ſchöner: malen allerhand Figuren von Bäumen, von Vögeln, und andern Thieren hinein. Die ſchönſten und mit unterſchiedlichen Farben wurden in der Reſidenz coruparîba gemacht, welche unter der Obſicht der PP. Capuciner geſtanden. Dieſe Reſidenz war von dem Ufer, woran ſchon durchgehends bevölkerte Oerter geweſen, ſo weit entfernet, daß einige ſcherzweiſe ſagten, man müßte erſt von dem

Bache

Bache trinken, der an dem Wege floß, um den Durſt zu löſchen, bis man dahin käme. An dem Feſte St. Peter und Paul 1756, als ich von dem verſtörten Trocano nach Para zurückreißte, bin ich allda eingekehret, und habe in der Kirche, ſo ſehr nett zugerichtet war, Meſſe geleſen. Nach dem Gebrauche dieſes ſeraphiſchen Ordens, waren in der Höhe, wo das Langhaus der Kirche anfängt, in Lebensgröße der heilige Franciſcus und Antonius gemalet. Die Häuſer dieſes Orts waren auch viel beſſer gebauet, als ſonſten dieſe Amerikaner zu bauen pflegen. Gegen corapatyba hinüber ſiehet man von weitem die Feſtung Pauxis genannt. Noch koſtbarer werden auch gemeldete Trink- und Eßgeſchirre oder cújas gemacht, wie ich geſehen, nebſt ſchönen Figuren mit Silber und Gold eingeleget.

Ebendaſ. Zange, Meſſer. Das Eiſenwerk, ſo allein in ihren Wildnißen abgehet, wird von ihnen, wie genugſam bekannt, überaus hoch geachtet. Sie ſuchen alle Stückchen Eiſen ſehr ſorgfältig zuſammen, und verwahren ſie gleich einem großen Schatz. Die Meſſer pflegen Junge und Alte allezeit bey ſich zu tragen, ſo ſie neben ihren Beinkleidern hinſtecken. Schon die kleinen Jungen befleißigen ſich, ihre Meſſer, wenn ſie etwas breiter ſind, ſchmäler zu ſchleifen, ſie zu ſchärfen und recht ſpitzig zu machen.

Ebendaſ. Doch verfertigen ſie auch verſchiedene Arten von Wein aus Früchten und

Wurzeln. In dieſem Stücke ſind die Amerikaner Meiſter. Es ſchrieb ſchon vor mehr als 100 Jahren ein Portuges in ſeiner braſilianiſchen Chronik: Es ſcheine Bakchus, der Gott des Weins, ſelbſt dieſe Völker gelehrt zu haben, wie ſie dergleichen berauſchende Getränke zubereiten ſollten. Der gemeine Name ſolches Fruchtweins iſt Mocoroto. In Trocano zeigte mir einſtens ein Unterbeamter von den daſigen Indianern die Größe jenes Geſchirrs, worinn dieſes Getränke aufbehalten war. Er wollte mir aber zu verſtehen geben, daß die Portion nicht gar groß wäre, und da viele davon tränken, ſo würde keine Gefahr ſeyn, daß viele berauſchet würden. Aus dem Mandióca, wird ſowohl von den Europäern als Amerikanern ein guter Brandtwein herausgepreſſet. In Abacaxís, allwo das tägliche Brod friſch, gleich einem großen Kuchen gebacken wird, legt man 7 bis 8 dergleichen Kuchen aufeinander in ein breites Geſchirr, mit Waſſer ſtark übergoſſen, bis die ganze Maſſe anfängt zu fermentiren; alsdann in eine Deſtilirkolbe gethan: ſo iſt der gebrannte Wein fertig. Den erſten, ſo herausgepreßt wird, nennen die Portugeſen Agua ardente de cabeça, die Braſilianer Caói acánga. Der letzte heißet Agua ardente commua auf portugeſiſch; braſilianiſch, caói tatá.

Ebendaſ. Einige Völkerſchaften haben auch Könige oder Caziquen. Die Vornehmſten unter ihnen in den kleinern Oertern werden

Tu-

Tubixába genennet; die Portugeſen ſagen Principaes: Iſt es aber der Vorſteher von einem ganzen und großen Volke, ſo iſt der Titel Morobixába, welcher auch von den Indianern dem portugeſiſchen Gouverneur beygelegt wird. Der König heißt Morobixába uçúeté, das iſt, ein ſehr großer oder der gröſte Volksbeherrſcher. Die von einem Caziquen oder Regenten abſtammen, heurathen auch keine andere, als von ſolchem Geſchlechte. In Cääeté befand ſich eine noch junge Wittwe von einem adelichen Herkommen, die ſie nennen cunhâ moacára, eine adeliche Frau oder Matrone. Da ſie von dem Pater befragt wurde, warum ſie keinen andern Mann nähme, ſo antwortete ſie: Nitiu abá, das iſt: Es iſt kein Mann da, nämlich für mich aus einem Principalengeſchlechte.

Ebendaſ. **Von Religion wiſſen ſie nichts.** Zum wenigſten in dem portugeſiſchen Amerika haben ſie keine Tempel gehabt, noch Götzenbilder, und aus dieſer Urſache ſind ſie leicht zu dem chriſtlichen Glauben zu bekehren: dennoch ſcheinen auch die Wilde etwas weniges von einer Religion zu haben. Es erzählte mir P. **Petrus Tedoldi**, der mit P. **Gabriel Malagrida** eine zeitlang in einem Walde bey ſolchen Tapuyern in der Gegend von Maranhão ſich aufgehalten, daß er vermerket, daß ſie in ihrer verwildeten Heimath eine große und tiefe Grube gehabt, allwo ſie bey anbrechendem Tage ſich verſammelten, da ſie dann

um dieſe Grube getanzet, und mit großem Geſchrey herumgeſprungen.

Ebendaſ. **Sie haben nicht einmal einen Namen für die Gottheit; es müßte denn der Name Tupan ſeyn, womit ſie Donner und Blitz bezeichnen** Es iſt zwar wahr, daß unter dieſen 2 Wörtern, **Gott** und **Donner**, bey den Braſilianern kein großer Unterſchied iſt; dennoch iſt einiger: Denn das Wort **Gott** auszudrücken, ſagen ſie Tupà, und iſt nach der portugeſiſchen Ausſprache Tupan. Sie pflegen auch noch ein a am Ende zu ſetzen, und ſagen Tupána. Für die Bedeutung des **Donners** iſt nur Tupá. Dieſes Wort **Donner** beſchreiben ſie auch mit zwey Wörtern, ſagend: Tupà oder Tupána-pororóca, und heißt ſo viel, als Gottesgetöße oder Geräuſche. Dieſes Wort pororóca gebrauchen die Amerikaner auch, um den ſchröckbaren Anlauf des Waſſers anzubedeuten, ſo auf dem Fluße von Maranhão nach Maracú zu gewiſſen Stunden des Tags geſchiehet. Wenn dieſes fürchterlich anprellende Gewäſſer ankommt, ſo müßen ſich alle Schiffe mit groſter Geſchwindigkeit an das Land flüchten, damit ſie nicht von dieſem räuſchenden Waſſer, ſo noch allerhand Unrath pflegt mit ſich zu führen, überwälziget, und zu Grunde geriſſen werden. Daß aber dieſe Völker etwas höheres erkennen, und einen, der über ſie iſt, welchen ſie zu fürchten haben, erhellet aus dem, daß, wenn es donnert, die Eltern ihren Kindern mit dem

Fin-

Finger den Himmel zeigen und ſprechen: Tupána, der Donnernde, Tonans: unter welchem Worte ſchon ehedeſſen von den alten Heiden der Gott des Donners verſtanden wurde. Den Blitz nennen ſie nicht Tupá, gleichwie den Donner; ſondern ſie ſagen: Tupána berába, das iſt, Gotteswetterleuchtung. Alſo auch die Kirche wird von ihnen genennt Tupáoía oder Tupánaróca, Gotteshaus. Ein Almoſen, Tupána potába, iſt ſo viel geſagt, als etwas, das um Gotteswillen gegeben wird.

Ebendaſ. Vor böſen Geiſtern fürchten ſie ſich ſehr. Der gemeine Name ſolcher Geiſter iſt Anhánga. Die beſondere ſind folgende drey: Jurupari, Tagoaíba oder Taguaíba und Gurupíra. Die Hölle benennen ſie Anhángaratá, das iſt, Teufelsfeuer. Dieſes Wort Jurupari kommt wahrſcheinlich her von Jurú, ein Maul, und apára krumm. Solche Wahrſcheinlichkeit kann bekräftiget werden aus dem, was ſich mit einem jungen Indianer in der Miſſion Abacaxís, der der Nation nach ein Comandai geweſen, zugetragen. Er ſah auf dem Altare das Bildniß des heil. Johannes des Täufers: ſo ſagte er, es wäre der Jurúparí, der böſe Geiſt: und als er gefragt wurde, warum? ſo war ſeine Antwort, er habe ja ein krummes Maul, wie auch das Bild in der That hatte. Unter dem Namen Taguaiba, war vor Zeiten ein gewiſſer Cazik auf dem Berge ybyapába berühmt: dieſer, um bey ſei-

nen Unterthanen eine gröſsere Ehrfurcht zu erhalten, legte ſich dieſen ſchwarzen Namen bey, und nannte ſich Taguaibúnuçû, welche Benennung von drey Wörtern zuſammengeſetzt, als Taguáiba, der hölliſche Geiſt, úna, ſchwarz, und uçû, groß. Es war alſo dieſer amerikaniſche König der ſchwarze groſse Teufel. Gurupirá iſt der eigentliche Name des Waldteufels, welcher, wie man ſagt, denen noch in ihrer Wildniß wohnenden Indianern öfters erſcheint. Ein Principal von dem langöhrigen Geſchlechte Ariquéna erzählte mir einſtens in Trocano viel Fabelhaftes von demſelben. Er ſagte, daß die ältern Tapuyer, ſo ihn ſchon kennen, und mehrmal geſehen, wenn er ankäme, ſtille ſtehen bleiben; die jüngern aber nähmen die Flucht. Seinen Aufzug und Kleidung beſchrieb er folgendermaßen: Erſtlich iſt er, den Kopf allein ausgenommen, völlig mit Haar überzogen; ſeine Hauptzierde iſt der amerikaniſche Bund, aus ſchönen Federn verfertiget. Eben daraus beſtehet der Halskragen, die Armbänder und das Schürzlein. In einer Hand trägt er Bogen und Pfeile, in der andern einen Stock von dem koſtbaren Holze ybycá pinima. Wenn er kommt, ſagte dieſer Principal weiters, ſo fragt er die Umſtehenden, ob ſie etwas zu eſſen hätten: wenn ſie antworten, daß nichts vorhanden, ſo ſchieſst er einen Pfeil ab, und alſobald lieget ein Hirſch oder wildes Schwein zu ſeinen Füßen. Die Zähne des Waldteufels

ſind

ſind ſchneeweiß; von denen er zuweilen einen herausnimmt, und damit die Augen eines oder andern Indianers berührt. Alsdann ſpricht er zu denſelben, ſie ſollten auf einen gewiſſen Ort, den er ihnen zeiget, hinſehen; da ſie hinſchauten, ſahen ſie in der ganzen Gegend von ferne bis in alle Höhe hinaufſteigende Flammen ſtehen. Es geſchieht auch, fuhr der Tubixába weiter fort, daß der Gurupirá einen von den allda Verſammelten mit ſich hinwegführet: und als ich fragte, wohin er ihn dann führe, antwortete er: cetáme, in ſein Vaterland, in ſeine Heimat. Das Wort cetáme beſteht eigentlich aus drey Wörtern, nämlich, Tetáma, Vaterland, das c iſt das zurückkehrende Fürwort ſein, mé heißt in: gemeiniglich aber Pé. Wenn alle Buchſtaben geſetzt wären, ſo müßte man ſagen Cetámamé: das iſt aber dem Braſilianer übellautend: derowegen wird, mit Auslaſſung des am, nur cetáme geſagt. In Trocáno hörte ich noch einen andern Teufelsnamen, welcher an dem Geſtade und in den Feldern herumzugehen pflegt. Die Trocaneſer brachten eine halbtodte Perſon in das Dorf, welche, wie ſie ſagten, von dieſem böſen Geiſte wäre geſchlagen worden: Es wurde ſolche Perſon mit mehrern andern in dem Katechismus von mir noch unterwieſen, um nach altem Gebrauche der chriſtlichen Kirche, an dem Tage der Vigil vor Pfingſten getaufet zu werden. Dieſe Geſchichte, ob ſie wahr geweſen, will ich laſſen

dahin

dahin geſtellet ſeyn. Sie gab mir Gelegenheit, den Katechumenen eine kurze Rede zu halten, was der Satan für eine große Gewalt habe über ſolche, welche mit dem heil. Taufwaſſer noch nicht abgewaſchen ſind.

Ebendaſ. Verehren ſie aber (die böſen Geiſter) unter keinem Bilde. Ich erinnere mich doch, in den Briefen des großen Miſſionairs P. Anton Vieyra, geleſen zu haben, daß zu ſeiner Zeit ein lebendiges Bild verehret worden. *) Es war

*) P. Vieyra ſchreibt 1661 in dieſem Briefe aus Pará an den König von Portugal unter andern alſo: A eſto propoſito nam deixarey de repreſentar a V. Mageſtade, por ſer exemplo proximo, o que os dios paſſados ſuccedeo nas Cabeceiras do rio de S. Franciſco em diſtancia de 150 leguas deſta Cidade, onde dous Miſſionarios doutrinam várias Naçoens de Tapuyas nóvos, e muito menos domeſticos, que eſtes. — Dos Barbaros ſe reſolvêram alguns a facer outro Deos, que os livraſſe, eſcolhendo para iſſo, o que entre elles tinha melhor preſença, e mais avultada eſtatura. Para o conſtituîrem na divindade, o incenſáram com tabaco, que elle recebia com a boca aberta, e logo lhe fizéram ſua Igreja ao modo das noſſas, fabricada de ramos de palmas. *Vida do apoſtolico Padre* Antonio Vieyra, *da Companhia de Jeſus, chamado por antonomaſia o Grande. Pelo P.* André de Barros, *S. I. Em* Lisboa, 1746. Na nova Officina Sylviana. fol. min. fig. pag. 576. D. i. Ich muß auch Eurer Majeſtät etwas berichten, welches ſich verwichene Tage in den Wohnungen am St. Franciſcusfluſſe, 150 Meilen von dieſer Stadt (Pará) zutrug, allwo zween Glaubensprediger verſchiedene Nationen der neuen Tapujer belehrten, und noch wilderer, als dieſe ſind. Von den Barbaren entſchloßen ſich einige, ſich einen andern Gott zu wählen, der ſie befreye.

war ein Cazik, welchen ſeine Untergebene auf eine Schaubühne geſtellet, um ihn herumgetanzt, und als ihren Regenten, noch andere Ehren bewieſen haben. Das Crucifix dieſes apoſtoliſchen Mannes habe ich 1777 in den Katakumben von St. Juliáo bey Liſſabon geſehen. Es ſtund lange Jahre auf dem hohen Altar in der Jeſuiterkirche zu Pará. *) P. Vieyra, als er am Fluß Tocantins in der Gegend, wo die Miſſion Guaricurú iſt, ſich eine zeitlang mit den Tapuyern in dem Walde aufgehalten, ließ ihnen das Bild des gekreuzigten Chriſtus da; damit ſie von dem, der dadurch vorgeſtellet wird, in ihrem gottſeligen Vorhaben, den ſeligmachenden Glauben anzunehmen, möchten geſtärkt werden. Nach Verlauf einiger Monate kamen die neubekehrten Chriſten in mehreren Schiffen gegen die Stadt Pará, hatten das von dem Pater in der Wildniß zurückgelaſſene Crucifixbild auf dem Maſtbaume des vornehmſten Schiffs gepflanzet, und brach-

befreye. Hiezu ſuchten ſie einen unter ihnen aus, der das beſte Anſehen und die gröſte Statur hatte, machten ihn zu ihrer Gottheit, und beräucherten ihn mit Tabak, den er mit offenem Munde einſchluckte Auch errichteten ſie ihm eine Kirche, wie die unſrigen, aus Palmzweigen.

*) *Ibid.* pag. 293, 294: Trazia agora comſigo o Padre Antonio Vieyra aquella Sagrado Crucifixo — recebido em triunfo — no Pará, na Igreja do pequeno Collegio da Companhia de Jeſus, onde ſe conſerva, e guarda a Sagrada Imagem com particular culto, e reſpeitóza veneraçam. *M.*

brachten es gleich einem Siegszeichen, in die Kirche.

Ebendaſ. **Sie haben auch Zauberer und Wahrſager, die zugleich ihre Aerzte ſind.** Die in den Miſſionen ſtehende Indianer brauchten gemeiniglich die Arzneymittel, ſo ihnen vom Pater gegeben wurden, der jährlich eine kleine Apotheke für die Miſſion kommen ließ. Bey einigen war es nicht genug, daß man ihnen die Medicin in das Haus geſchicket, ſondern man muſte ſelbſt dabey ſtehen, und ſehen, ob ſolche genommen werde. Die ordinaire Arzney war Brandtwein mit puxari oder andern amerikaniſchen Gewächſen, als butua &c. Gegen den Anfall eines ſtarken und gefährlichen Fiebers wurde ihnen eine gute Portion Brandtwein, mit zerſtoßenem Pfeffer vermiſcht, zubereitet. Nachdem ſie dieſes eingenommen, wurden ſie in ihrem Netze mit einer Decke völlig eingewickelt, und mußten alſo liegen bleiben, bis der häufige Schweiß an dem ganzen Leibe ausbrach. Dieſes war ein gemeines und ſehr gutes Mittel. Die meiſten Amerikaner wiſſen auch mit unterſchiedlichen Kräutern ſich ſelbſt zu helfen. Vor den Zauberern hatten die Neubekehrte eine große Furcht, und wenn ſie eine Krankheit befiel, ſo vermeinten viele, ſolche wäre ihnen durch Zauberkunſt auf den Hals gekommen. Einen, der mit ſeinen Zaubereyen die Leute umbringet, nennen ſie Pajé aiba. Wo die Braſilianer Gift hernehmen können, wiſſen ſie wohl.

Eine

Eine Gattung von Gift iſt ſo ſtark, daß, wenn ſie damit die Spitze ihres Pfeils beſtreichen, und ihn nach Geflügel oder Wildpret abſchießen, ſelbes alſobald todt hinfällt, und iſt es ſchon genug, wenn nur eine Feder oder ein paar mit ſolchem berühret wird.

§. 559. **Auch ihnen iſt die Beerdigung der Todten und die Achtung ihrer verſtorbenen Verwandten, und ihrer Güter eine heilige Pflicht.** Von der Manier die Verſtorbene in ihren wilden Wohnungen zu beerdigen, kann ich nichts Gewiſſes melden. In den Miſſionen wurden die Todte völlig in ein weißes Tuch eingenähet: unter dieſes ſteckten einige von ihren Verwandten unterſchiedliche Sachen, ſo jene in ihrem Leben gebraucht haben, beſonders das Netz, worinn ſie geſchlafen. Die Patres haben ſolches ihnen verbotten, um einigen Aberglauben, der hierinn mit einſchleichen könnte, zu verhindern. Bey den Sterbenden habe ich vermerket, daß ſie noch vor dem Tode ihre Befreundte und Bekannte zuſammenrufen laſſen; ſo bald einer verſchieden, fangen ſie an ihn zu rütteln, das Netz hin und her zu bewegen, und ein lange Zeit daurendes Todtenlied mit einem großen Geſchrey, (es mag nun des Tags oder Nachts ſeyn) abzuſingen. Sie haben auch dieſen Gebrauch, daß, wenn einer aus den Blutsfreunden, der nicht bey dem Sterbenden zugegen geweſen, nach mehrern Monaten (ſollte es auch ein ganzes Jahr ſeyn) ankommt, ſo fan-

gen alle in dem Sterbhauſe wieder an zu weinen, und zu heulen. Der zweyte November, als aller Seelentag, wird von ihnen ſehr hoch gehalten und gefeyert. An dieſem Tage wird kein Indianer aus der Kirche bleiben, und ſollte dieſe zu klein ſeyn, alle zu faſſen, ſo werden ſie ſich doch haufenweiſe vor der Kirche verſammeln. An gemeldetem Tage breiten ſie mitten in der Kirche ein großes ſchwarzes Tuch aus, und bringen unterſchiedliche Früchte, auch in kleinen Körben ihr Mandióca-Brod, auf mancherley Art zubereitet. Nach verrichtetem Gottesdienſte brachten ſie, was ſie in der Kirche geopfert hatten, ihrem Vater. Alle Montage pflegten ſie auch die ſowohl in der Kirche, als außer derſelben ſich befindliche Gräber zu beſuchen, und dem gewöhnlichen Kirchengebete für die Abgeſtorbene beyzuwohnen.

Ebendaſ. **Mehrere Weiber zu haben, iſt eine Ehre.** Wiewohl ſie in den Wäldern mit mehrern Weibern zu thun haben, ſo erkennen ſie doch eine, welche vor andern den Vorzug hat. Wenn ſie daher mit mehrern Weibern in die Miſſionen kamen, wurde ihnen die Wahl gelaſſen, eine aus dieſen zu nehmen, womit ſie ſich befriedigen muſten.

Ebendaſ. **Die Weiber verſtehen auch die Kunſt, Baumwolle zu ſpinnen, und eine Art Zeug daraus zu verfertigen.** Beſonders ſchön machen ſie ihre ſtarke Netze, wovon ſchon oben geredet, die ſie tapurána nennen. Sie weben

mit

mit unterſchiedlichen Farben Blumen, Vögel und andere amerikaniſche Thiere hinein.

Ebendaſ. **Creolen, die ſeit 1755 gleiche Rechte mit den Portugeſen genießen.** Noch mehr Recht haben die Portugeſen erhalten, welche ſich mit einer Indianerinn verheyrathen: denn ſolche haben noch den Vorzug vor andern gebornen Portugeſen, ſo daß, wenn ſie einen Dienſt ſuchen, ſie dieſen vorgezogen werden. **Als ſich Franciſcus Mendonça,** der Gouverneur, 1755 im December und 1756 im Jäner in Trocano (nachgehends Borba a nova) aufhielt, ſchickte er mir das königliche Decret zu, in welchem von ſolchen ertheilten Gnaden und Privilegien gehandelt wurde. Es war von dem Statthalter unterſchrieben, und folgendes Wort beygeſetzt: cumpra-ſe: **Es ſoll vollzogen werden.** Nach einer kurzen Zeit kam er ſelbſt, beſuchte mich und führte den Diſcours über dieſen Befehl des Königs. Unter andern ſagte er: El Rey he Senhor das honras; **der König iſt Herr der Privilegien und Vorzüge.**

Ebendaſ. **Viele Portugeſen ſtammen von jüdiſchen Aeltern ab.** Dieſer Satz kann nicht wohl geläugnet werden: dennoch haben ſie den höchſten Abſcheu vor allem, was nach einem Juden ſchmeckt. Es fragte einer ſcherzweiſe einen kleinen Portugeſen, ob er lieber wollte ein Judengeſicht oder ein Eſelsgeſicht haben; er antwortete ſogleich: o roſto de hum burro, ein Eſels-

gen alle in dem Sterbhauſe wieder an zu weinen, und zu heulen. Der zweyte November, als aller Seelentag, wird von ihnen ſehr hoch gehalten und gefeyert. An dieſem Tage wird kein Indianer aus der Kirche bleiben, und ſollte dieſe zu klein ſeyn, alle zu faſſen, ſo werden ſie ſich doch haufenweiſe vor der Kirche verſammeln. An gemeldetem Tage breiten ſie mitten in der Kirche ein großes ſchwarzes Tuch aus, und bringen unterſchiedliche Früchte, auch in kleinen Körben ihr Mandióca-Brod, auf mancherley Art zubereitet. Nach verrichtetem Gottesdienſte brachten ſie, was ſie in der Kirche geopfert hatten, ihrem Vater. Alle Montage pflegten ſie auch die ſowohl in der Kirche, als außer derſelben ſich befindliche Gräber zu beſuchen, und dem gewöhnlichen Kirchengebete für die Abgeſtorbene beyzuwohnen.

Ebendaſ. **Mehrere Weiber zu haben, iſt eine Ehre.** Wiewohl ſie in den Wäldern mit mehrern Weibern zu thun haben, ſo erkennen ſie doch eine, welche vor andern den Vorzug hat. Wenn ſie daher mit mehrern Weibern in die Miſſionen kamen, wurde ihnen die Wahl gelaſſen, eine aus dieſen zu nehmen, womit ſie ſich befriedigen muſten.

Ebendaſ. **Die Weiber verſtehen auch die Kunſt, Baumwolle zu ſpinnen, und eine Art Zeug daraus zu verfertigen.** Beſonders ſchön machen ſie ihre ſtarke Netze, wovon ſchon oben geredet, die ſie tapurána nennen. Sie weben

mit

che Schwarze allezeit begleiten) zu verſehen. Er brachte auch zween Amerikaner, als ſeine Bediente, mit ſich; (denn die Sklaverey der Amerikaner war damals ſchon aufgehoben) zeigte ſie dem Mendonça Furtado, und ſagte, da bring ich auch zween Schwarze mit mir; worauf er einen ſtarken Verweiß von dem Statthalter bekam, daß er ſie Negers oder Schwarze nannte, die doch nach königlichem Befehl den Weiſen, das iſt, den Portugeſen, ſollten gleich gehalten werden. Zudem war der Herr Porteiro kohlſchwarz, und ſeine Trabanten nur roth oder bräunlicht. In Parà war ein afrikaniſcher Stadtchirurgus, der gleich einem vornehmen Portugeſen gekleidet, mit Stock und Degen daher ſpazierte.

S. 560. **Die zahlloſe Geiſtlichkeit.** In Parà, ausgenommen die in der Domkirche waren, iſt die Zahl der Weltgeiſtlichen nicht gar groß geweſen.

Ebendaſ. **Zur Sicherheit des Landes ſind verſchiedene regulirte Regimenter in den feſten Städten.** Im Jahre 1753, als die Flotte von Liſſabon zu Parà mit den portugeſiſchen, deutſchen *) und italiäniſchen Ingenieurs einlief, wegen der bekannten Landesmeſſung, waren auch unterſchiedliche Compagnien Soldaten darauf, um die Beſatzung der Stadt, wie auch der übri-

*) Unter dieſen befand ſich Herr Andreas Schwebel aus Nürnberg. Man leſe eben a. d. vor. Seite die Anmerkung. M.

geſicht. Daß ſie ſo große Liebhaber des Schweinenfleiſches ſind, daß ſie bey ihrem täglichen Rindfleiſche allezeit ein Stück Speck dabey haben; dieſes könnte wohl auch eine Urſache ſeyn, daß ſie nichts mit dem Judengeſchlechte wollen zu thun haben. Sie pflegen zwar zu ſagen: *Caro porcina in Luſitania eſt medicina.* Como ſe não faz hum Sermão ſem texto do St. Agoſtinho; aſſim não ſe come carne de vacca ſem toucinho. So wie niemand eine Predigt macht, ohne Text aus dem heil. Auguſtin; eben ſo ißt man kein Kühfleiſch ohne Speck oder Schinken. Ich ſagte einſtens zu einem portugeſiſchen Geiſtlichen, die portugeſiſchen Juden, und verſtund ſolche, ſo ehedeſſen allda geweſen, und vielleicht noch jetzt da gebohren werden; ſeine Antwort war: dieſe wären keine Portugeſen, ſondern Iſraeliten: da man doch durchgehends zu ſagen pflegt, die deutſchen Juden, die polniſchen Juden ꝛc. weil man ſie von dem Lande und Reiche, wo ſie geduldet werden, benennet.

Ebendaſ. Daß viele (Negers) darunter ſich wieder andere Sklaven halten. Als Trocano zu einem Marktflecken erhoben wurde, kam auch ein wohlhabender Neger dahin, das Amt eines Porteiro oder Pregoeiro *) (welches ſolche

*) Das Amt eines Porteiro iſt eigentlich auszurufen, wenn etwas auf dem Rathhauſe zu verſteigern iſt. Pregoeiro bedeutet eben dieſes.

che Schwarze allezeit begleiten) zu verſehen. Er brachte auch zween Amerikaner, als ſeine Bediente, mit ſich; (denn die Sklaverey der Amerikaner war damals ſchon aufgehoben) zeigte ſie dem Mendonça Furtado, und ſagte, da bring ich auch zween Schwarze mit mir; worauf er einen ſtarken Verweiß von dem Statthalter bekam, daß er ſie Negers oder Schwarze nannte, die doch nach königlichem Befehl den Weiſen, das iſt, den Portugeſen, ſollten gleich gehalten werden. Zudem war der Herr Porteiro kohlſchwarz, und ſeine Trabanten nur roth oder bräunlicht. In Parà war ein afrikaniſcher Stadtchirurgus, der gleich einem vornehmen Portugeſen gekleidet, mit Stock und Degen daher ſpazierte.

S. 560. **Die zahlloſe Geiſtlichkeit.** In Parà, ausgenommen die in der Domkirche waren, iſt die Zahl der Weltgeiſtlichen nicht gar groß geweſen.

Ebendaſ. **Zur Sicherheit des Landes ſind verſchiedene regulirte Regimenter in den feſten Städten.** Im Jahre 1753, als die Flotte von Liſſabon zu Parà mit den portugeſiſchen, deutſchen *) und italiäniſchen Ingenieurs einlief, wegen der bekannten Landesmeſſung, waren auch unterſchiedliche Compagnien Soldaten darauf, um die Beſatzung der Stadt, wie auch der übri-

*) Unter dieſen befand ſich Herr Andreas Schwebel aus Nürnberg. Man leſe eben a. d. vor. Seite die Anmerkung. M.

gen kleinen Festungen der paraensischen Hauptmannschaft, zu verstärken. Zwischen der Domkirche und dem Jesuitercollegium ist ein großer Platz: allda wurden die Soldaten täglich exercirt. Ich hörte einsmals einen Officier zu einem Gemeinen sagen, der von der Kriegsübung noch wenig verstund: Assim has de matar muitos Castelhanos: **Wenn du es so macheſt, wirſt du viele Spanier erlegen.** Mit Spaniern wollen die Portugesen nicht viel zu thun haben. Ein gemeines Sprüchwort ist bey ihnen: De Castella nem vento, nem casamento: **Aus Spanien weder Wind, noch Heurath.** Denn der Wind von Spanien gegen Portugal ist der Nordwind; und mit dem letzten zielen sie auf die Vermählungen spanischer Prinzessinnen oder Infanten mit portugesischen. Eben diese Flotte brachte auch die Markſteine mit, welche so groß und so schwer gewesen, daß von einem Ingenieur eine Maschine, gleich einem Krane, muste errichtet werden, sie aus den Schiffen zu bringen. Es sind diese theils zu Pará, theils an andern Orten liegen geblieben, weil sie, wegen ihrer Schwere, nicht so weit, als sie haben kommen sollen, gebracht werden konnten.

Anhang.

Zu Seite 67. Anmerkung.

Schon lange vor Herrn Adaire hatte Thomas Thorowgood eben dieſe Meinung geäuſert, in ſeinen Probabilities that the Americans are Jews. London, 1650. 4.

Zu Seite 455.

Robertſons weitläuftiger, und in der neuen Geſchichte von ihm wahrlich ſehr wenig benutzten Anzahl ſpaniſcher und portugeſiſcher Schriftſteller ꝛc.

Don Juan Baptiſta Muñoz, Koſmograph von Indien, arbeitet ſeit vielen Jahren an einer Geſchichte von Amerika, wobey ihm die vom Könige verſchaften Documente, und das Reichsarchiv im Schloſſe von Simancas, im Königreiche Leon, welches auf Phillipps II Befehl 1566 angelegt worden, und ihm offen ſteht, groſſe Vortheile vor allen andern Hiſtorikern verſchaffen. *) Die amerikaniſchen Urkunden nehmen

*) Don A. J. Cavanilles über den gegenwärtigen Zuſtand von Spanien. Berlin, 1785. 8. S. 59.

daſelbſt das gröſte Zimmer ein, und machen 873 groſſe Päcke aus, die Robertſon vergeblich zu benutzen ſuchte.

Zu den angeführten Schriften gehören noch dieſe:

Bernardo Pereira de Berrido Annaes Hiſtoricos dõ eſtado do Maranhão. Lisboa, 1749. fol.

P. *Manuel Rodriguez* El Marañon y Amazonas, Hiſtoria de los Deſcubrimientos, Entradas y Reducion de Naciones. Madrid, 1684. fol.

Zu Seite 456.

Die ganze Aufſchrift des Sebaſtian Roche Pita heißt:

Hiſtoria da America Portugueza desde o Anno de 1500 de ſa Deſcobrimento ate o de 1724.

D *Joſef Euſebio Llano Zapata* Preliminar al Tomo primero de las Memorias hiſtorico-phyſicas, Critico-Apologeticas de la America meridional. Cadiz, 1759. 8.

Zu S. 465.

Fauſſetés de la Rélation Abrégée; *ou* Réponſe véridique & ſincere à ce Libelle diffamatoire; tirée de la Premiere Partie de *l'Apologie de la Compagnie de Jéſus dans le Royaume & Poſſeſſions de Portugal*; manuſcrite.

§. 94. Finalement nous avons dans le Maragnan une autre guerre déclarée, & avec plus d'appareil, que celle des Jéſuites avec les Carmes, qui véritablement étoit ridicule; nous trouvons encore dans le cours de cet ouvra-

ouvrage celle du Duc d'Aveiro avec les Jéſuites, & des Jéſuites avec lui, guerre faite à la Cour même de Lisbonne, pendant très long tems & ſous divers Regnes. Je me rappelle bien d'avoir vu à Evora, dans l'année 1734 l'Auteur de la Relation, en habit de ſoldat, & depuis j'ai entendu dire qu'à Portalegre il avoit été fait Caporal. De là ſans doute il lui eſt reſté une fantaiſie ſi guerriere, que tout lui paroit guerre, & qu'il la voit, & la trouve par tout. Il dit donc en gros, que des machinations artificieuſes les Jéſuites avoient paſſé à l'uſage des armes, voulant conjointement avec les Jéſuites Eſpagnols, & de concert ſe ſoutenir par la force dans les Campagnes de Trocano; de ſorte que lorsqu'on ſe propoſoit de fonder (qu'on examine bien cette expreſſion) dans le même endroit le Bourg de Borba Nova, dans le mois de Janvier 1756, il ſe trouva que peu de mois auparavant le Pere Anſelme Eckart, Allemand de nation, y étoit arrivé comme Miſſionaire, accompagné de deux pieces d'Artillerie. & qu'avec lui étoit auſſi venu un autre Pere Allemand, nommé Antoine Meiſterburg. L'auteur conclue en diſant que ces deux Peres firent & commirent tant de desordres, pendant ce peu de mois, qu'il auroit fallu une longue Rélation, auſſi bien faite & verifiée que la ſienne, pour les rapporter tous. Inférant delá, qu'il étoit vraiſemblable, & qu'on pouvoit ſoupçonner, qu'au lieu de Religieux, c'etoient des Ingénieurs déguiſés ſous la robe de Jéſuites. Vive l'auteur! Puisque jusqu'à l'article des ingénieurs deguiſés, il a arrangé un excellent paralelle entre

les deux Républiques du Paraguay & du Maragnan, en n'oubliant pas les pieces d'artillerie, pourque le tout fut complet & parfait. Commençons par celles-ci. Quiconque lira la Rélation, formera un jugement, & par les paroles on n'en peut former d'autre, que l'Auteur n'avoit jamais vu ces Peres, qui étoient nouveaux pour lui, & qu'il les a trouvés là inopinément. Que les campagnes de Trocano étoient dans ces tems là totalement déſertes; que le Pere Eckart & ſon Compagnon furent les premiers qui s'y établirent, & qu'ils arriverent ſur les lieux armés de deux pieces d'artillerie, qu'ils menoient avec eux. Mille fois lira-t-on la Rélation, mille fois on formera le même jugement, mais toujours, & en tout, il ſera faux, par ce que dans le Trocano il y avoit un grand & nombreux Village, fondé par le Jéſuite Manuel Fernandes presque trente années avant qu'il fut changé en Bourg, le premier de Janvier 1756. Le Pere Eckart, & ſon Compagnon, ſortirent le même jour de leurs Villages, le premier de Trocano, & l'autre de Abacaxis, où ils étoient allés dans le mois de Juin de l'année précédente, en prenant congé à Pará du même Gouverneur, comme s'il les eut envoyés, & il leur recommanda pluſieurs choſes de leur competence, qu'il déſiroit trouver prêtes, quand il paſſeroit par là. C'eſt ainſi qu'il les y trouva comme gens inconnus. Le Pere Anſelme a ſuccedé au Pere Antoine Joſeph que le même Gouverneur fit revenir pour le bannir. Il les vit bien. Tout Para ſavoit bien quels étoient ces Peres, il avoit traité avec eux pluſieurs fois, & n'i-

gno-

gnoroit pas qu'aucun d'eux n'étoit Ingénieur, ni Mathématicien, qu'ils avoient tous deux la vue courte, qu'ils n'avoient jamais étudié les Mathématiques, & finalement, qu'ils ne partoient pas armés, ni n'emportoient avec eux aucune piece d'Artillerie, ce que la Ville auroit ſu à l'heure méme. Les deux petites pieces qui étoient dans ce Village, y étoient depuis auſſi long-tems qu'exiſtoit le Village lui méme.

95. Le cas ſe trouve que le Pere Jéſuite Jean de Sampayo fonda un village dans l'isle Jamary, en l'année 1724. Les Murás, Nation des plus féroces, & inhumaine qui étoit voiſine & qui ne vouloit point ſouffrir d'établiſſement dans ce voiſinage, & inſultoit continuellement l'établiſſement, tuant & mangeant les Indiens civiliſés qu'elle pouvoit attraper. Les Jéſuites voulurent changer le village pour un autre endroit plus ſur & plus tranquille. Le Gouverneur Jean de Maya s'y oppoſa, & ne voulut pas, & le Conſeil des Miſſions, jugeant qu'il ſeroit ſuffiſant, pour éloigner les Barbares, d'avoir dans le Village deux pieces d'Artillerie, en les épouvantant par le bruit lorsqu'ils viendroient. Le Pere Jean de Sampayo acheta en effet à ſes depens deux petites pieces, dont la plus grande n'avoit pas quattre palmes de longueur, & la plus petite n'en avoit pas trois. Dans le commencement les choſes ſe paſſerent bien, mais les Murás voyant que les coups étoient ſeulement à poudre, n'y ayant point de boulets, & qu'ils n'en recevoient aucun mal, ils mepriſoient le bruit des pieces, tuoient & mangeoient comme auparavant. Au Pere Sam-

payo ſucceda dans l'adminiſtration du Village le Jéſuite Joſeph Tavaes; celui-ci une année après le remit au Pere Manuel Fritz, qui propoſant une autre fois au Gouverneur & au Conſeil la neceſſité du changement, tous y conſentirent, & il s'effectua pour un endroit diſtant de trente lieues du premier, en enlevant tout ce qu'il y avoit, & les deux Pieces. Les Murás vinrent neanmoins encore jusque là leur livrer des aſſauts continuels, ce qui donna lieu à changer encore le Village jusqu'à Trocano, établiſſement tranquille & ſur, où les deux pieces n'avoient plus d'autre uſage que celui de réjouir par quelques ſalves les Indiens les jours de fêtes, ſi toutes fois dans ces derniers tems on les employoit à cet uſage. Puiſqu'on les y voyoit par terre, ſans affuts, remplies de rats qui y faiſoient leur demeure en ſureté contre les chats. Au Pere Fernandes ſucceda le Pere Antoine Joſeph, & depuis après pluſieurs autres, le Pere Anſelm Eckart. De cette petite hiſtoire véritable en tous ſes points, & indubitable, eu égard à la connoiſſance encore toute recente qu'on en a dans le Pará, on connoît la fauſſeté de la Relation, & la mauvaiſe foi de celui qui l'a écrite. Il appart dont que les deux petites pieces furent menées au Trocano dans le tems où les Indiens vinrent s'y établir, & lorsque les deux Jéſuites Allemands ne penſoient pas encore à entrer dans la Compagnie, comme on le verra bientôt. Il appart par une conſequence néceſſaire qu'ils ne partirent point armés pour Trocano, ni qu'ils emmenerent les deux petites pieces qui y étoient déjà, comme ils ne s'éta-

s'établirent point dans des Campagnes déſertes, mais bien ſous le bon plaiſir du Calomniateur dans un Village fondé depuis long tems & peuplé.

96. La ſubſtance de la calomnie eſt juſqu'ici auſſi claire & manifeſte qu'elle eſt noire & affreuſe. Paſſons actuellement aux accidents dont l'a embellie & infectée l'Auteur. Que les Jéſuites de Trocano les vouluſſent ſoutenir à force d'armes, d'accord & de concert avec les Jéſuites Eſpagnols, eſt une contrarieté du premier ordre. S'il parle des Jéſuites de la Province de Quito, qui eſt la plus voiſine de la Vice-Province de Maragnan, Trocano fondée ſur la Riviere Madeira, & loin de ſon embouchure, quaſi de trente lieues, eſt éloigné des Villages des Jeſuites de Quito, qui ſont les plus voiſins, de plus de 300 lieues. Une auſſi énorme diſtance, qui rendoit inutile toute Confédération quelconque, ou accord, n'a pas empêché que les Jéſuites des deux Provinces ne s'accordaſſent, & ne conféderaſſent enſemble. Mais dans la Province de Quito, pendant tout ce tems, il n'y eut aucun trouble, encore moins de guerre, ou le moindre bruit à cet égard. Neanmoins elle ſe confédera avec celle de Maragnan, & il ſuffit que la Rélation & ſon auteur le diſe. Et s'il parle de la Province du Paraguay, & des Miſſionaires des Sept Villages cedés au Portugal, la Contrarieté eſt encore plus grande. Entre le Maragnan & le Paraguay qui forment presque toute l'étenduë de l'Amerique Méridionale, la diſtance

eſt

eſt presque de mille lieues. Les deux petites pieces étant de bronze auroient fait dans le Paraguay un meilleur effet que celles de Roſeau qui y étoient, encore bien mieux ſi les deux Ingénieurs Eckart & Meiſterburg, s'en euſſent ſû ſervir à la maniere des meilleurs artilleurs. Ils auroient multiplié ces deux pieces, en tirant avec elles 15 ou 20 coups par minute. Grand ſecours pour qui ayent à reſiſter à une auſſi nombreuſe & ſi groſſe artillerie de Bronze, ſe trouvoit n'avoir que des Roſeaux au lieu de pieces; mais la diſtance empéchoit totalement le ſécours. Actuellement l'Auteur verra la grande faute qu'il a commiſe de ne pas mettre auſſi dans cette guerre, avec le 7 Villages cédés, les 24 autres qui appartenoient à la même Republique. Il n'auroit pas été obligé de chercher des ſecours auſſi loin & auſſi impoſſibles, comme ceux du Maragnan. Oh! que cela ſeroit mentir dans une occaſion manifeſte & notoire, tout le Paraguay ſachant, que des 24 Villages aucun Indien n'a été à la Guerre. La choſe eſt ainſi, mais qu'auroit fait de plus un menſonge de cette eſpèce parmi le grand nombre de ceux dont eſt remplie la Relation? Quoique ce menſonge ſeroit enorme ſans doute, & effronté dans le Paraguay, il n'auroit pas été ſi manifeſte en Portugal, où le Paraguay eſt peu connu, mais mentir ſur choſes qui concernent le Maragnan qui touche presque au Portugal, dans un tems, où il y a une ſi grande partie de Portugais qui va & qui vient, & mentir en matiere auſſi peu vraiſemblable, comme auroit été l'accord

cord & la Conféderation avec les Jéſuites, ſoit ceux de Quito, ou ceux du Paraguay, n'eſt ce pas mettre bas toute honte, & le faire connoître à tout le Royaume pour un Calomniateur & un impoſteur?

97. Debrouillons un peu mieux ce ſujet. Les Jéſuites de Maragnan chercherent à ſe ſoutenir à force d'armes dans les Campagnes de Trocano, & de concert avec les Jéſuites Eſpagnols quels qu'ils fuſſent. Cela eſt fort bien. Mais qu'avoient ils pour faire réſiſtence dans le cas où ils auroient été attaqués par les troupes du Roi, pour les deloger du pays dont ils ſe ſeroient emparés? Deux petites pieces d'Artillerie, qui depuis trente années étoient dans le Village, & qui étoient ſans affut, comme choſe inutile & jettée par terre. Qu'avoit-ils encore de plus? Deux Allemands que l'on ſoupçonnoit étre Ingénieurs, il auroit mieux fallu dire Artilleurs, deguiſés en Jéſuites; & quel eſt le fondement du ſoupçon, qu'ils étoient dans une maiſon, où il y avoit deux pieces. Si cela eſt une preuve, Sa Majeſté eſt bien pourvuë d'Ingénieurs, & ſera diſpenſée d'en faire venir de dehors, tout Soldat ſera Ingénieur, & le Marquis de Pombal ſera le Général de ces gens déguiſés, dans le Palais qu'il a fait à Oeyras, & dans ſa Gallerie il en a beaucoup. Que faut-il de plus? Rien d'avantage, il n'étoit pas méme néceſſaire que la Rélation feignit ce qu'elle a ſuppoſé, & que ſon Auteur, dans ſa fantaiſie guerriere, fabrique une guerre comme celle des Carmes. Celle du Duc de Aveiro, celle des trois Florin-

rintins, & autres. Dieux pieces d'Artillerie, deux Ingénieurs ou Artilleurs, ſans poudre, ni boulets, ſans Infanterie, ſans Cavalerie, ſans fuſils, ſans épées, dans un païs ouvert, & ſans murailles, tout cela ſuffiſoit, étoit même de trop aux Jéſuites, pour prendra la reſolution de reſiſter, non ſeulement aux ordres de ſa Majeſté, mais à ſes armes, quand finalement par force on auroit voulu les mettre dehors de Trocano. L'on pourra même rémarquer, que cette fameuſe guerre de Maragnan, s'allegue comme un fait certain & indubitable dans la ſentence du 12 Janvier de 1759 & eſt un des principaux fondemens de la même ſentence, comme on le verra en ſon lieu.

98. Ce grand Capitaine Général de Sa Majeſté dans le Maragnan eût beaucoup de courage, quand, dans ſon Voyage de la Riviere Noire, il n'eût pas peur d'aller viſiter ces deux dangereux Ingénieurs. Sachant qu'ils étoient munis de deux pieces d'Artillerie, qu'il n'en ammenoit point pour ſe défendre, & quoiqu'il ſut, comme on le ſoupçonne plus haut, qu'ils étoient deux excellens Ingénieurs en état de l'inſulter, & de ſe defendre dans ces fôrets. Je ne ſais pas comment il ne les envoya point arréter. Il manqua ſans doute de précaution, & à ſon dévoir, puiſqu'il ammenoit avec lui une Compagnie de Grénadiers, beaucoup de poudre, des balles, des Grénades, c'étoit là le moment de les entourer, les bloquer, & les obliger à ſe rendre, avant qu'ils ſe retranchaſſent & ſe fortifiaſſent davantage. Entre tous

tous les grands ſervices qu'il a rendus à Sa Majeſté, celui-ci eut augmenté le nombre, au lieu de laiſſer l'Etat ruiné, comme il a fait. De même ſes Grénadiers qu'on n'avoit jamais vus dans ces régions, avec leurs bonnets & leurs mouſtaches poſtiches, auroient inſpiré la crainte aux Indiens, qui auroient perdu le courage pour faire reſiſtance, et défendre les Peres. Mais ce héros qui marchoit de fier les Murâs, Nation barbare & forte, auroit eu peur de ces deux Ingénieurs. Il prit une autre réſolution, & crut meilleur d'aller lui même en perſonne, en qualité de Généraliſſime, reconnoître le lieu, voir les forces de l'ennemi, & la poſition des Troupes. Il arriva, il vit, & fut fort ſurpris de trouver que tout étoit tranquille. On l'apperçut lors de ſon arrivée. Tous les Indiens s'aſſemblerent, grands, petits, hommes & femmes, des rameaux verds à la main, en ſignal de joie & de paix, conduiſant à leur tête leur Capitaine de Guerre, avec Jéſus Chriſt pendant ſur la poitrine, ſans autre arme qu'un Roſaire ou un Chapelet à ſa ceinture en place d'épée, & vinrent à ſa rencontre ſur le bord de la Riviere. Ils l'entourerent & le firent priſonnier, non d'une guerre ſanglante à laquelle ils n'étoient point inſtruits, mais de charité, & de l'amour de Chrétiens bien endoctrinés. Le Gouverneur fut tout ſurpris des nouveautés qu'il vit, & qu'il entendit; des politeſſes des Indiens, des Complimens des Principaux de la peuplade, qui étoit des Abacaxis, la premiere qui ſe rencontre & avoit pour Miſſionaire le Pere Antoine Meiſterburg, du ſon des clo-

cloches, & des *Vivat* répétés de la jeuneſſe &c. &c. Il ſe rendit ſans crainte, & comme c'eſt l'uſage dans les Cérémonies, en ſe gonflant & avec le viſage de *Plenae Majeſtatis* en marchant presque ſur la pointe des pieds, accompagné & conduit à la droite du Pere Miſſionaire, dont il étoit l'ennemi juré & caché, il ſe rendit entre deux hayes de peuple depuis la Riviere jusqu'à l'Egliſe pour rendre graces à Dieu de ſon heureuſe arrivée. C'eſt ainſi qu'il ſe vit reçu avec plus d'honneur qu'il n'en pouvoit eſperer, & qu'il n'en avoit reçu de ſa vie, au ſon continuel de cloches, ſalué pendant tout le Chemin par les principaux, applaudi des Vaſſaux, porté comme en triomphe dans les rues, en paſſant ſous des arcs de palmiers & de fleurs, & enſuite à la maiſon où il reçût les préſens de tout ce peuple ſimple & ſincere, & l'accueil que l'on pouvoit attendre dans les contrées. Mais comme il portoit avec lui un eſprit aliené des Peres, tout ce qu'il voyoit lui paroiſſoit des ſonges. Enfin tout étonné, il demand en particulier à ſes Officiers, s'il y avoit eû peu de jours avant quelque fête, ne pouvant ſe perſuader que le Pere ſe fut tant fatigué à lui procurer ces honneurs, & que toute la décoration du lieu lui étoit deſtinée; ſe reſſouvenant bien que deux années auparavant il avoit gravement offenſé & calomnié le Pere, dans la Ville, ne ſachant point de moyen de ſe venger des Jéſuites, ainſi que ſon frere Sébaſtien Joſeph, qui après les avoir bannis, volés, empriſonnés, infamés, & détruits, attint même encore peur de leurs os & de leurs cendres, crioit toujours

jours qu'ils étoient vindicatifs, les meſurant ſelon ſon propre génie, qui les lui fit pourſuivre par toute la terre. Mais continuons le voyage de notre ami. De ce Village il fut à Trocano, qui étoit plus éloigné & où reſidoit le Pere Anſelme Eckart. Il y fut reçu une autre fois avec toute la décence poſſible, non, comme il le dit, de cet Ingénieur déguiſé, mais bien ſous l'habit de Jéſuite, d'un noble de la Cour de Mayence. Il ſe plut tant aux bonnes manieres du Pere qui dans toutes ſes actions montroit qui il étoit, qu'il reſta avec lui pluſieurs jours, & ne voulut jamais diner ſans avoir le Pere auprès de lui, & comme il été logé dans la même maiſon, ſans doute, il a vu plus d'une fois les deux petites pieces de canon étenduës par terre dans un coin, & qui n'étoient bonnes à rien. Neanmoins ce Pere innocent, qui bien par hazard ſe trouvoit avoir deux petites pieces de canon, & qui le reçut avec tant d'honneur & d'accueil, lui donna ſujet, comme une araignée qui tire ſon vénin des fleurs mêmes, de dire, qu'il l'avoit reçu avec des pieces d'Artillerie, en trompant par cette Equivoque le Public, comme ſi ces pieces euſſent été deſtinées à tirer ſur lui &c. Il partit delà, & pendant tout le chemin juſqu'à ſon établiſſement ſur la Riviere Noire, il continua à dire des louanges du Pere, publiant ſon zele, ſa charité, ſon innocence, & ſes bonnes façons, & le citant pour l'exemple & le modele d'un parfait Miſſionaire, ce qui fut écrit par pluſieurs perſonnes des bords de la Riviere Noire, à la Ville & au Collège, à la grande conſolation de tout le

monde qui étoit content de voir le Gouverneur trouver au moins entre tous, quelqu'un qui lui plût, & dont il ne dit point de mal.

99. Mais cette féte n'eut pas de ſuite, & ne dura pas beaucoup, car il ne paſſa pas beaucoup de jours, ſans qu'il arriva un ordre aux Miſſionaires qui portoit que le Gouverneur ordonnoit, qu'on fit les Catechismes dans les Egliſes, pour les Indiens en Portugais, à fin que par ce moyen ils appriſſent & s'accoutumaſſent à la langue. Cette bevuë inquieta tous les Miſſionaires, ils conſulterent enſemble le cas, & le Pere Eckart, avec ſon voiſin le Pere Antoine Meiſterburg, mirent par écrit leur ſentiment qui ſe trouvoit contraire à celui du Gouverneur, en diſant & prouvant que licitament cet ordre ne pouvoit ſe mettre en pratique, que ſi Son Excellence vouloit introduire la langue portugaiſe, elle eût à établir des maîtres, & tout ce qui étoit néceſſaire dans les Villages, & que quand les Indiens ſauroient le Portugais, on pourroit faire les catechismes dans cette langue; mais qu'exécuter cet ordre, ce ſeroit éteindre la ſemence de la connoiſſance de Dieu qu'avoient deja les Indiens. Le Pere Anſelme ſe confiant dans la faveur où il croyoit être avec le Gouverneur, lui envoya ce ſentiment, en lui demandant de le diſpenſer de l'ordre donné, vu que dans ces regions éloignées de la Communication des Portugais, il n'y avoit pas un ſeul Indien qui ſut la langue &c. Convaincu du desordre qui en reſulteroit, par une Lettre des Peres qui étoient les plus près, il répondit par écrit qu'il n'entendoit point les raiſons

que

que les Peres alleguoient; qu'il étoit un Soldat ignorant, & qu'il vouloit que l'ordre s'executa &c. bref, cette Lettre mit le Gouverneur dans une ſi grande fureur, qu'il reſta hors de lui-même, parce qu'il vouloit que ſes paroles fuſſent régardées comme celles du Roi, & qu'il crioit ſans ceſſe qu'on n'y devoit pas repliquer, en faiſant à chaque inſtant des Crimes de Léze Majeſté à ceux qui contrediſoient ſes idées fauſſes, qui étoient en grand nombre, & occaſionerent la ruine de beaucoup de monde. C'eſt de ce moment qu'il commença à l'avenir à perſecuter les deux Peres de toutes les manieres, diſant & écrivant du mal d'eux, etourdiſant enfin la calomnie fabuleuſe, dont nous parlons ici, les décriant comme Ingénieurs déguiſés, ou Artilleurs, parce qu'ils avoient viſé au but dans leurs Lettres.

Les Peres pour ſe delivrer de l'entêtement, & de l'injuſte vexation du Gouverneur dans cette occaſion particuliere, prirent la peine d'établir deux maiſons de doctrine, une en Portugais pour les Perroquets, & l'autre à l'ordinaire, dans la langue des Indiens, & de cette façon ils reſterent en ſouffrant beaucoup d'injures & de peines, jusqu'au tems de la remiſe des Villages, que les Peres rendirent en paix & de bon cœur, quoique le Deſpote du Maragnan Mendonça Furtado eût ordonné aux Commiſſaires de prendre même les choſes à l'uſage des Miſſionaires. Le Commiſſaire ayant pris poſſeſſion de Trocano le dernier jour de Décembre 1755, le Pere partit le premier de l'année ſuivante. Et ainſi

[illegible]erre, ſans qu'il y en ait jamais

[illegible]conque lira cet Ecrit, ſaura, comme [illegible]ejà remarque, que les termes fonder, [illegible]cion, & autres ſemblables appliqués à [illegible]ano, & autres Villages, ſont autant de [illegible]ſetés publiques & notoires dans tout l'E[illegible] de Maragnan. Borba la Neuve, le Nouveau Oeyras, le Nouveau Pombal &c. ſont uniquement des noms, ou ſurnoms que l'on donna à des Villages fort anciens, avec la ſeule cérémonie d'élever dans le preau de l'Egliſe, une groſſe poutre, avec deux plus petites en travers dans la partie ſuperieure, à qui l'on donna le nom de Pilori, (*pelourinho*) & dans certains endroits de révétir les nouveaux chefs de quelques robes, en leur intimant en méme tems que la Dignité ſenatoriale ne les exemteroit pas de ramer les canots, quand il ſeroit néceſſaire & qu on leur ordonneroit. Le Privilege qu'on leur accordoit, étoit la confirmation de celui qu'ils avoient déjà, de ne point obéir à leur Curé, de l'inſulter ſans être châtiés, de ne point aller aux inſtructions avec les Blancs, de ne point amener leurs eſclaves & leurs ſerviteurs le Dimanche à la Meſſe, en répondant comme les Blancs, ce qu'ils faiſoient déjà, qu'ils n'entretenoient point ces gens dans leur Plantations, pour venir augmenter la pompe des Egliſes, mais pour y travailler, comme faiſoient ceux qui étoient dans les maiſons des Portugais, puiſqu'ils les valoient bien. Les Officiers Portugais applaudiſoient, en leur diſant, méme devant les Miſſionaires, qu'ils de-

devoient parler ainſi, & ſe roidir contre eux &c.

Quiconque lira, ſaura encore que les deux Jéſuites Eckart & Meiſterburg, n'étoient pas capables à commettre de desordres, ni en auſſi grande quantité qu'ils puſſent remplir une Rélation, ni les moindres, parce qu'ils étoient hommes d'une bonté, d'une Religion & d'une modeſtie connuë. Quel eſt l'homme qui peut tant mentir quand il dit & ſpecifie qu'on doit lui ajouter foi, quand il ne parle pas, ou qu'il parle ſans ſpecifier. Qu'on ſache finalement que le ſoupçon que l'auteur appelle vraiſemblance, que les Peres étoient Ingénieurs déguiſes, n'a ſeulement pas de vraiſemblance, mais eſt notoirement faux, calomnieux, ſuppoſé, ſans autre fondement que l'envie de mentir.

100. Le Pere Anſelme Eckart étoit de famille illuſtre de Mayence, dont le frere étoit Evéque ſuffragant de l'Electeur. L'autre frere eſt Conſeiller intime actuel de l'Electeur, & rempliſſant pluſieurs charges dans la dite Cour. Le Pere Anſelme entra dans la Compagnie en 1740 le 28 de Juin. Emporté par le zele de l'amour du prochain, il abandonna les honneurs, les biens & les eſperances, que lui aſſuroient des Vertus & ſa capacité, il démanda les Miſſions d'outre mer, & embarca le 2 de Juin 1753 à Lisbonne pour le Maragnan. Le Pere Antoine Meiſterburg, auſſi vertueux que noble & ſavant, nâquit à Bern-Caſtel, Archevéché de Treves. Il entra dans la Compagnie le 23 Octobre 1737, & embarqua pour le Maragnan le 29 de Mai

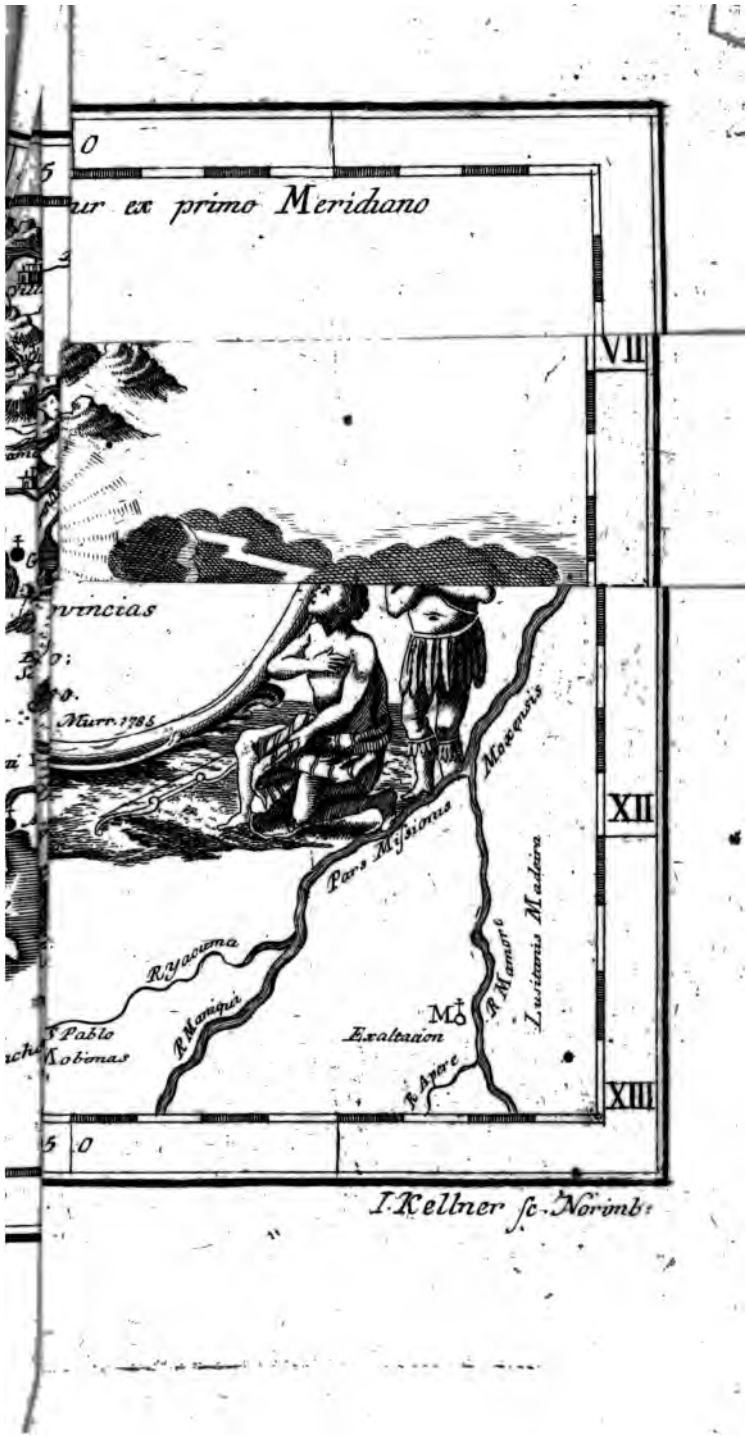
1750. Le prémier étoit de la Province du Rhin ſuperieur, & l'autre du Bas-Rhin. Tous les deux quitterent leurs patries, ſans autre but que celui de ſervir Dieu, & ſauver des Ames dans les Campagnes du Maragnan. Tous les deux s'occuperent en ſoldats courageux dans la guerre que les Jéſuites y faiſoient, & y ont toujours fait à l'ennemi du genre humain. Celui-ci les chaſſa du champ de bataille dès le commencement, en ſe ſervant de la violence de ſes miniſtres, en les rendant les victimes du deſpotisme le plus barbare. Tous les deux avec une patience héroique ont ſanctifié pluſieurs priſons de Portugal, & la main toute puiſante de Dieu leur a conſervé la vie au milieu de tant de travaux qui excédoient les forces humaines. Tous les deux ſont enfin dans leur patrie, avec la mortification générale des circonſtances, & le chagrin particulier d'être ſéparés de leurs enfans ſpirituels qu'ils avoient ammené à notre ſainte Croyance, & auxquells ils pouvoient en ajouter d'autres.

MVSEVM BRITAN NICVM

Folgende Druckfehler beliebe man also zu verbessern.

Seite	7	Zeile	4. l. lassen.
—	13	—	10. l. der Flüße.
—	20	—	29. l. bricht
—	27	—	24. l. wo sie.
—	44	—	28. l der andere.
—	78	—	2. l. wie andere in den Ohren.
—	85	—	3. l. wissen sie sich.
—	98	—	2. l. Er ist.
—	—	—	13. l. wie gesagt.
—	115	—	23. l. Anfall.
—	122	—	17. l. den.
—	125	—	18. l. wiewohl einzige den Lastthieren.
—	127	—	29. l. disseits des Gebürges.
—	135	—	10. l. welche sind die Feldfrüchte.
—	136	—	23. ist leicht, l. ist nicht leicht.
—	152	—	29. Colvolvulus, l. Convolvulus.
—	153	—	13. l. Tüpfelchen; nachdem sie aber gezeitiget, wird sie, mit Beybehaltung dieser weißen Tüpfelchen, schön Goldfarb.
—	203	—	3. l. Katzen sind gar nicht sicher.
—	206	—	25. l. Brasilien.
—	211	—	23. Sein oberhalb den Augen kleiner, l. Sein übermäßig kleiner.
—	220	—	9. l. der göttlichen
—	231	—	15. l. Rothkropf,
—	235	—	20. l. Restchen.
—	243	—	12. ganz Europa, l. ganz Amerika.
—	245	—	15. l. man mit.
—	248	—	3. l. Es ist also.
—	259	—	11. l. langen Seiles.
—	265	—	15. l. wenn er.
—	328	—	19. l. pag. 162.
—	347	—	10 l. Orinoko insonderheit, das ist: ꝛc.
—	352	letzte	Zeile l. ihre Herren.
—	367	—	24. l. §. 3.
—	401	—	6. l. non ci saremmo.

ad Lib. I.



0
5
ur ex primo Meridiano
VII
vincias
Murr. 1785
Moxensis
XII
Pars Missionis
R. Yacuma
R. Maniqui
S. Pablo
Mobimas
Exaltacion
R. Mamore
Lusitanis Madeira
R. Apere
XIII
5
0
I. Kellner sc. Norimb.